Ein Soldaten-Leben.

Erinnerungen

aus den

napoleonischen, südamerikanischen, griechischen, polnischen, spanischen und algerischen Feldzügen.

Herausgegeben

von

Julius von Wickede.

Erster Theil.

Feldzüge in Spanien, Rußland und Frankreich.

Stuttgart.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

1854.



Vorwort.

Auf dem kleinen Dampfboot, welches mich vor zwei Jahren von Philippeville nach Algier führte, erregte Einer der Passagiere meine Aufmersamkeit gleich anfänglich in besonders hohem Grade. Derselbe ließ auf den ersten Blick den alten, langgedienten Soldaten erkennen, und ich glaube sogar, eine Verkleidung in einer Mönchskutte hätte dies nicht zu verbergen vermocht. Es war eine jener scharf ausgeprägten Persönlichkeiten, wie sie uns die Meisterhand Horace Vernets in seinen gewaltigen Bildern der Napoleon'schen Schlachten hervorzuzaubern versteht. Der Mann mußte schon manche Stürme erlebt, vielfache blutige Kämpfe mitgefochten haben, dies zeigte seine ganze Erscheinung. Von hoher, schlanker Gestalt war sein Körperbau, und trotzdem daß schon viele Jahre denselben berührt hatten, doch noch fest und sehnigt. Wenn auch sein linker Fuß, wahrscheinlich in Folge einer starken Verwundung, ziemlich bemerkbar hinkte, so wußte er mit dem rechten doch noch sehr fest und kräftig aufzutreten. Die ganze Haltung des Körpers war grade und aufrecht, wie langjähriges Tragen der Uniform es angewöhnt, dabei aber nach Art französischer Soldaten frei und ungezwungen. Das hagere, scharfgeschnittene Gesicht zeigte die fast dunkle Broncefarbe, die Afrika's heiße Sonne den Kriegern, welche schon lange auf seinem Boden geweilt haben, einbrennt. Ein

überaus langer, schon stark mit Weiß gesprenkelter blonder Schnurrbart hing über die Lippen herab, während ein eben so farbiger, spitz zulaufender Knebelbart das Kinn bedeckte. Die Augen, von straffen grauen Brauen überschattet, hatten einen blitzenden, durchdringenden Ausdruck; die hohe, stark hervortretende Stirne war von nur noch spärlichen grauen Haaren umgeben. Eine breite Narbe, wahrscheinlich von einem starken Säbelhieb herrührend, zog sich über die ganze Stirne bis zur Nase herunter, wie auch die Backen einige leichte Schmarren zeigten. Als Uniform trug dieser alte Soldat die rothen Pantalons und die hellblaue, kurze „Tunique“ der „Chasseurs d'Afrique“, dieser trefflichen, ausgesuchten Reitertruppe, mit den Abzeichen des Grades eines Capitains. Das Ehrenlegionskreuz mit dem alten kaiserlichen Namenszug und noch zwei andere Orden, unter denen ein spanischer, schmückten die breite Brust und zeigten, daß seine kriegerische Thätigkeit auch die verdiente Anerkennung gefunden hatte.

Schon nach kurzer Zeit war ich mit dem alten Capitain in ein näheres Gespräch gerathen; denn auf einem kleinen Dampfschiff, das mit schmutzigen Arabern und noch widerlicheren jüdischen und malthesischen Handelsleuten vollgepfropft ist, vermittelt sich solche Bekanntschaft sehr leicht. Als der Capitain erfuhr, daß ich ein Deutscher sei, gab er sich mir als Landsmann, wenigstens der Geburt nach, zu erkennen, da er aus der preußischen Provinz Schlesien stamme. Unserer gemeinsamen Heimath zu Ehren fing er jetzt auch an, sich in deutscher Sprache mit mir zu unterhalten, mußte sich dabei aber, aus Ungewohnheit in derselben, alle Augenblicke französischer Worte und Redensarten bedienen. „Mit meinem 17. Jahre habe ich Deutschland schon verlassen, und bin daher der deutschen Sprache nicht mehr recht mächtig“, meinte er und reizte dadurch meine Begierde, noch Näheres von seinen Lebensschicksalen zu erfahren, in noch höherem Grade. Auf meine Bitte erzählte mir der Capitain im Verlauf

unserer gemeinschaftlichen Fahrt Vieles aus seinem früheren Leben, und rollte dabei ein vielfach bewegtes, an den mannichfachsten Schicksalen und Abenteuern reiches Soldatenleben vor mir auf.

Als noch nicht völlig 17jähriger Knabe unter die Waffen getreten, hatte er solche bis jetzt, wo er schon an 58 Jahre alt war, unablässig geführt und die verschiedensten Kriege in den fernsten Ländern dabei mitgemacht. Der Krieg allein war das wahre Lebenselement des Alten gewesen, in ihm nur hatte er Thätigkeit, Erwerb und auch Belohnungen gefunden. Ein so bewegtes Soldatenleben, wie es dieser alte Capitain geführt hatte, war mir auf allen meinen vielen Reisen noch nicht aufgestoßen, und je mehr er mir von demselben in einfach, ungekünstelter und dabei doch ungemein lebendiger und charakteristischer Sprache erzählte, mit desto größerem Interesse lauschte ich seinen Worten. Kaum hätte ich geglaubt, daß es in unsern jetzigen, leider so sehr verweichlichten Zeiten noch solche Männer gebe, die gleich den alten Landsknechten des Mittelalters von Krieg zu Krieg umherzögen, und kaum von den letzten Wunden geheilt, eifrigst die Gelegenheit wieder aufsuchten, sich neue zu holen. Und dabei war dieser alte Capitain so einfach in seinem ganzen Benehmen, so entfernt von jeglicher Rohheit oder gar Prahlereien, wie sonst das beständige Leben im Felde sie so leicht erzeugt, und eine so strenge militärische Ehrenhaftigkeit leuchtete aus seinem ganzen Benehmen hervor, daß er auf Jeden, der mit ihm in Berührung kam, gewiß einen sehr angenehmen Eindruck machen mußte. Er war nicht der rohe, gewissenlose Abenteurer, der, um die gewaltsam eroberte Beute in wilden Genüssen wieder zu verprassen, von Krieg zu Krieg zieht und Jedem, der ihn bezahlt, willig seine Faust leiht. Ein eigenthümliches Lebensgeschick hatte den Capitain in diese abenteuerliche Laufbahn geführt, und einmal ein Soldat des Krieges geworden, hatte er nun auch für immer dies bleiben müssen. Anfänglich hatten die Mittel ihm

wohl gefehlt, eine ruhigere Laufbahn zu ergreifen, später war die Lust daran verloren gegangen, da er an die Abenteuer und Wechselfälle des Krieges zu sehr gewöhnt worden. Jetzt aber winkte dem Alten, wie er mir erzählte, für seine noch übrigen Lebenstage der Hafen der sicheren Ruhe. In letzter Zeit, bei einem nächtlichen Gefecht mit den Kabylen, in einer Schlucht des Atlasgebirges arg verwundet, wollte sein Fuß nicht wieder so weit genesen, um den angestrengten Dienst bei den Chasseurs d'Afrique verrichten zu können. Er trat daher in ruhigere Verhältnisse zurück, und sollte wahrscheinlich in einer algerischen Stadt bei der Kommandantur verwandt, oder auch gänzlich pensionirt werden. Um das Nähere hierüber zu erfahren, begab er sich jetzt persönlich nach der Stadt Algier selbst. Uebrigens meinte er, daß er selbst nur zu gut fühle, wie rasch es jetzt mit ihm zu Ende gehen würde, da seine vielen alten Wunden ihm oft mannigfache Beschwerden machten.

„Ich hinterlasse weder Weib noch Kind oder sonst Jemand auf der weiten Welt, der um mich trauert, und da schadet es denn nicht viel, wenn ich bald in das ewige Quartier einziehe und die letzten Salven über meinem Grabe krachen", sagte er mir. „Langes Krankenlager werde ich nicht haben, es wird plötzlich mit mir aus sein, wie es auch am Besten für einen alten Soldaten des Kaisers Napoleon paßt", setzte er noch hinzu.

Die Bruchstücke, die der Capitain mir aus seinem Leben erzählte, hatten mich zu der Bitte an ihn bewogen, doch wo möglich ein ausführliches Tagebuch zu verfassen. Er sagte mir nun, daß er ein solches in der Langeweile des letzten Jahres, wo seine Fußwunde ihn am Dienst verhinderte, theils nach seinen Erinnerungen, theils nach einigen früheren Aufzeichnungen angefangen habe und jetzt, wenn er Muße dazu fände, beenden wolle. Da ich Interesse an demselben zu nehmen schiene, könne ich nach seinem Tode das ganze Manuscript zu meinem beliebigen Gebrauch erhalten. Mit

dem größten Danke nahm ich natürlich dies Anerbieten an, und gab dem Capitain eine sichere Adresse in Algier zur etwaigen ferneren Vermittelung an mich.

Auf herzliche Weise schied ich am Marinethor in Algier von dem Alten, da ich sogleich eiligst weiter nach Gibraltar wollte, und wünschte ihm, daß er mich noch recht lange auf den Besitz seines Tagebuches warten lassen möge. Vor einigen Monaten erhielt ich nun nebst der Nachricht von dem plötzlich erfolgten Ableben des alten Capitains durch Freundeshand in Algier das versprochene Tagebuch desselben zugesandt. Obgleich dasselbe oft auf eine schwer leserliche Weise in einem Gemisch von Französisch und Deutsch geschrieben war, und manche Einzelnheiten und besonders auch Namen enthielt, die für den Fremden weiter kein Interesse hatten, las ich den Inhalt doch mit dem größten Vergnügen. Der Gedanke einer Bearbeitung und Herausgabe dieses Tagebuchs, das in militärischer Hinsicht so viel Interessantes enthielt, erwachte in mir und ward, je weiter ich in den mannigfachen Inhalt desselben eindrang, desto mehr befestigt. Mit Vertrauen übergebe ich diese Arbeit nun der Oeffentlichkeit und hoffe, daß Manches derselben auch von einem größeren Leserkreis nicht ohne Interesse gelesen werden wird. Die einfachschlichte, oft sehr markige Ausdrucksweise des alten Capitains habe ich mich bemüht, auch in dieser Bearbeitung möglichst wieder zu geben. Im Uebrigen war ich gezwungen, Vieles zu kürzen oder auch ganz wegzulassen, da nicht allein das Buch sonst von zu starkem Umfange geworden wäre, sondern auch manche Wiederholungen, Einzelnheiten und Namen enthalten hätte, die ohne das allermindeste allgemeine Interesse sein würden. Auch manche Liebesgeschichten, die allzusehr nach dem Feldlager schmeckten, habe ich ausgelassen, um auch in dieser Beziehung keinen Anstoß zu erregen. Sollten die Namen und Zahlen nicht immer ganz richtig wiedergegeben sein, so möge ich meine Entschuldigung in der Unleserlichkeit des theilweise mit sehr vergilbter Dinte geschriebenen Manuscrip-

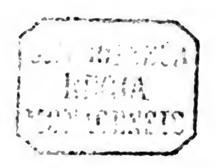
tes finden, die es bisweilen fast ganz unmöglich machte, einzelne Worte genau zu entziffern. Ein treuer Spiegel eines vielbewegten Soldatenlebens, das fast an allen wichtigsten Kämpfen der letzten 40 Jahre theil nahm, aus dem gar manche praktische Ansichten und schwer errungene Erfahrungen entgegenleuchten, wird dies Buch immer sein.

Daß ich durch die Herausgabe desselben nicht im Geringsten bezweckte, französische Sympathien an den Tag zu legen, bedarf bei Allen, die meine früheren Schriften oder mich persönlich kennen, wohl keiner Versicherung.

Der Herausgeber:

Julius von Wickede.

Inhalt des ersten Theils.



Erstes Kapitel.

Die Knabenjahre.

Eigentlich bin ich berechtigt, den Namen einer alten freiherrlichen Adelsfamilie in Preußen zu führen, wie denn auch ein Bruder meines Vaters vor wenigen Jahren noch als hoher General in der preußischen Armee gedient, und mehrere Kinder, die ebenfalls Officiere geworden sind, hinterlassen haben soll. Ich habe mich aber niemals um diese meine Verwandte bekümmert und sie sich nicht um mich, so daß wir einander ganz aus der Kunde gekommen sind. Auch meinen langen Familiennamen benutzte ich nie, sondern begnügte mich stets mit meinem Vornamen „Frederic", mit dem ich in allen Armeelisten und Rangordnungen eingetragen wurde. Was wäre es mir auch von großem Nutzen gewesen, wenn ich mich stolz Freiherr von und zu X Y Z unterschrieben hätte? War ich doch mein ganzes Leben hindurch nie ein freier Herr und meine Kasse nie in freiherrlichem Zustande. Mein Vater war, als ich geboren ward, Rittmeister in einem wohlrenommirten königlich preußischen Husaren-Regiment. Er soll in seiner Jugend ein sehr schöner Mann gewesen sein, dazu ein kühner, gewandter Reiter, und ein äußerst braver Soldat, der das besondere Augenmerk von Friederich dem Großen auf sich gezogen hatte. Das soll aber in jener Zeit viel zu bedeuten gehabt haben, denn der alte Friederich soll

gar strenge in seiner Auswahl gewesen sein, und wen er unter seinen jüngeren Subaltern-Officieren auszeichnete, der mußte gewiß schon etwas Tüchtiges leisten; so wenigstens hat man mir erzählt, und ich habe es stets geglaubt. War doch der alte Friederich aus dem Zeug wie unser Kaiser Napoleon, und wenn der einen jungen Lieutenant nur ansah, sacre dieu da mußte gewiß etwas hinter demselben sein. An dem Feldzug gegen die Franzosen, der unter dem Herzog von Braunschweig gemacht wurde, nahm mein Vater an der Spitze seiner Husaren-Schwadron Theil. Bei dieser Gelegenheit lernte er die junge Tochter eines französischen Beamten in der Champagne kennen und ward von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit so eingenommen, daß er ihr, trotz des Unwillens seiner adelsstolzen Familie darüber, die Hand reichte, und die Ehe von dem Feldprediger einsegnen ließ. Dieser Verbindung verdanke ich, als einziger Sprößling derselben, das Leben. Meine Mutter selbst habe ich nie gekannt, denn zwei oder drei Jahre nach meiner Geburt starb sie im Wochenbett bei der Entbindung von einer todten Tochter, wie man mir später erzählt hat. Dieselbe muß von seltener Schönheit gewesen sein, und obgleich an 50 Jahre seitdem vorübergegangen sind, erinnere ich mich doch noch lebhaft des Eindrucks, den einst ein Bild von ihr auf mich, damals 7 oder 8 Jahre alt, machte. Beim Herumklettern auf unserem Hausboden fand ich dasselbe ganz beschmutzt und halb zerrissen in einem Kasten mit altem Gerumpel, und eilte, über den Fund, den ich gar nicht genug besehen konnte, so schön war das Gesicht, und so freundlich und gleichsam mütterlich lachte es mich an, hocherfreut zu dem alten invaliden Husaren, der meines Vaters Leibdiener und mein Vertrauter war. Der nahm mir aber das Bild sogleich wieder ab, worüber ich, wie mir jetzt noch erinnerlich ist, sehr weinte und ungebehrdig war, und sagte, dasselbe stelle meine Mutter vor, doch solle ich dem Vater nichts von dem Fund sagen, denn der würde sehr unwillig darüber sein und mich schlagen.

Eine Hindeutung nur auf des Vaters Zorn genügte aber vollkommen, mich stumm zu machen, so sehr fürchtete ich denselben. Es muß ein sehr trauriges Ereigniß gewesen sein, was des Vaters Zorn so rege machte, wenn er nur den Namen meiner Mutter nennen hörte, oder sonst an sie erinnert wurde. Später, als ich schon erwachsen war, hörte ich bei einer zufälligen Gelegenheit einige Worte darüber. Meine Mutter, die jung und lebhaft war, soll keine sonderliche Liebe für meinen, schon um viele Jahre älteren Vater, der stets als finsterer, strenger Soldat auch in seinem Hause sich zeigte, gefühlt haben. Ein hoher, dem königlichen Hause nahe stehender Prinz, der außer seinem Rang auch noch die Vorzüge des Geistes, der Jugend und der Schönheit besessen hat, soll dies benutzt und sich das Herz meiner Mutter gewonnen haben. Ich weiß nicht, wodurch mein Vater dies Verhältniß erfahren hat; als dies aber geschehen, soll eine furchtbare Scene stattgefunden haben, an deren Folgen meine Mutter bei frühzeitiger Niederkunft bald darauf gestorben ist. Auch mit dem Prinzen soll mein Vater eine sehr heftige Scene gehabt und in Folge derselben mit einer kleinen Pension aus dem Dienst entlassen worden sein.

Als ich in das Alter kam, wo meine ersten Jugenderinnerungen begannen, hatte mein Vater schon den Abschied, und lebte von seiner Pension, — denn Vermögen hatte er als jüngerer Sohn eines Majoratsherrn nicht, — in einem alten zerfallenen Gebäude unweit einer größeren schlesischen Stadt. Das Bild des Vaters steht mir noch jetzt, nach so langen Jahren, so lebhaft vor Augen, daß ich dasselbe auf der Stelle malen könnte. Es war ein großer, hagerer Mann, mit regelmäßigem Gesicht, das aber mehrere breite Narben hatte. Den alten Soldaten sah man auf den ersten Blick in ihm, so gerade war seine Haltung, so regelmäßig abgemessen sein Schritt. Das graue Haar war hinten in einen ordonnanzmäßigen kurzen Zopf mit schwarzem Band aufgewickelt, der lange dunkle Schnurrbart, steif mit ungarischer

Bartwichse aufgewichst, so daß er in zwei festen Spitzen vom Gesicht abstand. Die Kleidung bestand unabänderlich, Winter und Sommer, an Sonn- und Werkeltagen, in einer tiefen schwarzen Soldatenhalsbinde, einem engen, bis oben ganz zugeknöpften, dunkelblauen Rock von ziemlicher Länge, weißen engen Lederhosen und kurzen Stiefelletten nach ungarischem Schnitt, wie sie damals bei den Husaren noch allgemein getragen wurden. Auf dem Kopfe hatte er stets eine kleine schwarze Sammetmütze mit Troddel, aber ohne Schirm. In einem anderen Anzug errinnere ich mich nicht, meinen Vater weder in der frühesten Morgen- noch in der spätesten Abendstunde je gesehen zu haben. Dabei war sein Gesicht von so finsterem Ausdruck, daß Jeder, der ihn sah, ihn fürchten mußte; er lachte nie, und sprach so wenig als möglich. Das Ereigniß, welches ich vorhin erwähnte, mußte überhaupt einen tiefen Eindruck auf seinen inneren Gemüthszustand zurückgelassen haben, denn seine ganze Lebensweise war seltsam und voll Schroffheiten. Ein altes weitläuftiges wüstes Gebäude, das früher zu einem Kloster gedient hatte und dessen großer Hof und Grasgarten von einer Mauer umgeben ward, war von ihm gemiethet worden und diente zu unserer Wohnung. Als einzigen Hausgenossen in diesem alten Gemäuer hatten wir einen invaliden Husaren von preußisch-polnischer Abkunft, der früher in meines Vaters Schwadron gedient und ihn schon seit vielen Jahren stets begleitet hatte. Der alte „Feodor“, so hieß der Husar, paßte vortrefflich zu seinem Herrn, denn er war fast ebenso wortkarg und dem Umgang mit Menschen abgeneigt, wie dieser selbst. Auch sein Anzug war ganz in Schnitt und Farbe dem meines Vaters gleich, nur von gröberen Stoffen. Seine Geschäfte waren mannigfaltig genug, denn er war Küchenmeister, Kammerdiener, Gärtner, Haushofmeister, Stallmeister in einer Person, und doch waren alle diese Verrichtungen so einfach, daß sie ihm wenig Zeit wegnahmen und er noch genug Muße übrig behielt, sich mit meiner Erziehung

zu beschäftigen. Nächst uns drei Menschen liefen in dem weitläuftigen Hofe noch zwei große, sehr böse Wolfshunde von der Rasse der Carpathen umher, mit denen ich viel spielte, und ein alter polnischer Hengst, den mein Vater noch als Officier geritten hatte. Dies Thier ward nie benutzt, da der Vater selbst nie mehr ritt, und nicht duldete, daß irgend ein anderer Mensch, selbst der alte Feodor nicht, seinen Rücken besteigen durfte; völlig zügellos und schon ganz verwildert lief es den ganzen Tag frei nach Belieben auf dem Hof und in den langen weiten Klostergängen umher, und jagte sich mit den Hunden herum, die beständig bei ihm waren. Unsere Verbindung mit der äußeren Welt, von der mein Vater gänzlich abgeschieden lebte, besorgte ein Invalide in der unfern von uns gelegenen Stadt. Der kam jeden Morgen in unser Kloster und brachte Mehl, Brod, Fleisch und andere Lebensbedürfnisse, und verrichtete auch sonst die Besorgungen, die nothwendig waren; andere Personen durften nie unser Territorium ohne des Vaters Willen betreten, wie denn dieser auch besonders einen unbesiegbaren Widerwillen gegen das ganze weibliche Geschlecht gefaßt hatte. Noch erinnere ich mich lebhaft des furchtbaren Zorns, in den derselbe kam, als unser alte Invalide einst, statt seiner, seine Frau geschickt hatte. Auf der Stelle mußte dieselbe das Kloster verlassen, und wie am andern Morgen der Invalide selbst wieder erschien, um dringend wegen dieses Vergehens um Entschuldigung zu bitten, erhielt er die heftigsten Vorwürfe und die bestimmte Drohung, auf der Stelle entlassen zu werden, wenn er sich so eines groben Vergehens noch einmal schuldig mache.

In solch einsamer Umgebung mußte ich meine Knabenjahre verleben, und ich war gewiß schon über 10 Jahre alt, als ich das Erstemal mit anderen Buben gespielt habe. Auch mit einem weiblichen Wesen entsinne ich mich nicht, in dieser ganzen Zeit jemals gesprochen zu haben. Unsere ganze Lebensweise war dabei ungemein einfach und einförmig: des

Nachts schlief ich mit dem alten Feodor zusammen in einer kleinen Kammer, die früher als Kapelle in dem Kloster gedient hatte, und ganz kapellenartig gebaut war. Mit demselben zugleich mußte ich im Winter wie Sommer zu sehr früher Morgenstunde aufstehen und mein einfaches Lager selbst machen, und meine Kleider und Stiefel eigenhändig putzen. Des Morgens mit dem Schlage 7 Uhr ging es unabänderlich zum Vater, was stets mit einer Art von Scheu geschah. Zwar hat derselbe mich nie körperlich gemißhandelt oder sonst strenge gestraft, aber auch nie ein freundliches Wort zu mir gesprochen, nie mir irgend eine Belobung, Ermunterung oder gar Liebkosung zukommen lassen; finster und kalt war sein ganzes Benehmen mir gegenüber, und ich glaube fast, er hatte eine Art von Abneigung gegen mich, was daher vielleicht kommen mochte, daß ich als Knabe meiner verstorbenen Mutter sehr ähnlich gesehen haben soll. Was man eigentlich kindliche Liebe nennt, habe ich auf diese Weise nie gegen meinen Vater gehegt, das Gesicht der Furcht, der Scheu vor ihm war stets zu mächtig bei mir. Es war mir immer sehr wohl, wenn ich mich aus seiner Nähe wieder entfernen konnte, ungemüthlich dagegen, wenn ich sein Zimmer betreten mußte. Mag dies undankbar oder unkindlich sein, ich kann nichts dafür, es ist mir unmöglich gewesen, jemals andere Gefühle für denselben zu hegen, und auch jetzt noch, wo ein so langes vielbewegtes Leben hinter mir liegt, kann ich mir sein Bild nur als das eines finstern, strengen Mannes vorstellen. Wenn ich des Morgens mit dem Schlage 7 Uhr zu dem Vater ins Zimmer kam, stand derselbe stets schon völlig angezogen da. Nachdem er den musternden Blick eines alten Officiers auf meinen Anzug geworfen hatte, nahmen wir unser Frühstück ein, was stets in Brod und Hafer- oder Milchsuppe bestand. Der Vater saß dabei auf einem alten Lehnstuhl von braunem Leder, ich aber mußte meine Schüssel stehend auslöffeln. Nach beendetem Frühstück begann eine Reinigung der Pfeifen, deren der Vater eine

große Menge besaß, wobei ich ihm hülfreiche Hand leisten und besonders den Silberbeschlag derselben putzen mußte. Um 8 Uhr ward dann der Unterricht begonnen, den der Vater mir selbst gab. Ich lernte lesen, schreiben, rechnen, und später, als ich älter ward, Geographie, Geschichte, besonders die aller Kriege der älteren und neueren Zeit, etwas Zeichnen, und besonders auch die Naturgeschichte der Pferde. Großes Talent im Unterrichten muß der Vater nicht gehabt haben, denn obgleich er strenge und pedantisch war, so habe ich doch nicht allzuviel bei ihm gelernt. Auch hatte er besonders in der Geschichte seine ganz absonderlichen Ansichten, die er mir einprägte, so daß ich später oft damit ausgelacht worden bin und wirklich Mühe hatte, sie wieder los zu werden. So bestand er z. B. fest darauf, daß der Kaiser Napoleon ein unehelicher Sohn von Friederich dem Großen sein müsse, der heimlich geboren, in seiner Jugend nach Frankreich gebracht und dort erzogen worden sei. Später, als ich mehr erwachsen war, legte sich die geistliche Behörde ins Mittel und zwang meinen Vater, daß ich Religionsunterricht bei einem Pfarrer im nächsten Städtchen erhielt. Der Unterricht dauerte ununterbrochen bis 12 Uhr Mittags fort, wo dann der alte Feodor unser Mittagsessen, was stets in einer einfachen Suppe, Gemüse und Fleisch bestand, auftrug. Bei dem Essen trank der Vater aus einem großen silbernen Becher Ungarwein, ich erhielt dagegen ein Glas Dünnbier. Nach der Mahlzeit mußte ich dem Vater die Hand küssen, wie ich ihn auch nur mit „Sie“ anreden durfte, dann verließ ich das Zimmer und sah ihn den Tag über nicht wieder. Er ging am Nachmittag stets einige Stunden allein mit langsamen Schritten im Garten auf und ab, zog sich gegen Abend aber stets in sein Zimmer zurück, was dann Niemand mehr betreten durfte, und blieb bis in die späte Nacht oft auf. Was er dort eigentlich getrieben hat, weiß ich nicht bestimmt, ich glaube aber, es sind chemische Studien gewesen, zu deren Betreibung er sich auch ein eigenes Laboratorium in der

Klosterküche hatte erbauen lassen. War ich des Morgens in den Händen des Vaters, so war ich des Nachmittags und Abends in denen des alten Feodor; da mußte ich unter seiner Anweisung im Garten graben, Gemüse hacken, Holz spalten, den Hengst des Vaters besorgen, kurz, alle dergleichen Arbeiten mit verrichten helfen. War ich damit fertig, so ließ der Alte mich exerciren, mit dem Säbel fechten, oder mit dem Karabiner oder der Pistole nach der Scheibe schießen, damit ich ein tüchtiger Soldat werden könne, denn nach seiner festen Ansicht war ich hiezu bestimmt. Später ließ er mich sogar in Stunden, wo er gewiß war, daß der Vater uns nicht überraschte, auf dem alten Hengst reiten, und obwohl ich im Anfange von dem wilden Thiere häufig abgeworfen ward und manche Beule davon trug, so lernte ich zuletzt doch schon als Knabe ziemlich fest und sicher reiten. In den langen Abendstunden im Winter, die ich stets mit dem Alten allein in dessen Kammer zubrachte, unterrichtete er mich im Blasen der Trompete, was er trefflich konnte, da er früher selbst mehrere Jahre Trompeter gewesen war, oder erzählte mir, ohne viel Auswahl, allerlei Kriegs- und Soldatengeschichten. Dabei wußte der Alte Polen und die Tapferkeit der Polen besonders gut hervorzuheben, denn obgleich er sonst ein guter preußischer Soldat war, so konnte er dabei seine polnische Nationalität doch nie vergessen; auch brachte er mich, freilich ganz ohne Grammatik, dahin, daß ich ziemlich geläufig polnisch reden lernte.

Auf solche einfache und einsame Weise ward ich 13 Jahre alt, und ein starker, gesunder Knabe, der das Wort Krankheit kaum dem Namen nach kannte. Da kamen die letzten Tage des Jahres 1806, und mit ihnen eine wesentliche Veränderung meiner Lebensweise. Nach der für Preußen so unglücklichen Schlacht bei Jena ward auch unser Land allmählich immer mehr von französischen Truppen besetzt, und so konnte auch unser stilles Kloster dem Schicksal nicht entgehen, fremde Einquartierung zu bekommen. Furchtbar war

der Zorn des Vaters, als er diese Nachricht bekam, und ich glaubte fast, der Schlag würde ihn rühren, so roth ward er im Gesicht, so stark schwollen seine Adern. Doch was sollte er machen, es gab im ganzen Königreich Preußen so leicht keinen Ort, wo er damals den Franzosen hätte entgehen können, und eine weitere Reise erlaubten ihm seine Finanzen nicht, zumal seine Pension jetzt oft sehr unregelmäßig ausbezahlt wurde. Um aber mit den verhaßten, aufgedrungenen Gästen selbst nicht in Berührung zu kommen, ließ er sich einen Theil des Klosters, an den ein kleiner Hof stieß, förmlich abmauern, so daß nur eine versteckte Thür dahin führte, und verließ nie diese Einsamkeit. So, glaube ich, hat mein Vater während der ganzen Zeit, daß wir Einquartierung hatten, auch nie einen französischen Soldaten nur zu sehen bekommen. Einen andern Eindruck machte dies Erscheinen der fremden Truppen in unserer Einsamkeit auf mich. Ich hatte so viel schon von Soldaten gehört, und doch noch nie solche gesehen, daß ich wirklich zuerst sehr neugierig auf deren Erscheinung war. Die ersten Franzosen, die wir zur Einquartierung bekamen, war ein Corporal und 6 Mann von einem Kürassier-Regiment. Die großen stattlichen Leute mit ihren blitzenden Panzern und Helmen mit wehenden Roßschweifen auf den hohen Rossen imponirten mir gewaltig, und mit einer Art von blöder Scheu wagte ich mich kaum ihnen zu nähern. Dazu die fremde Sprache, das Singen und Pfeifen und Lachen und Scherzen der Reiter in unserem sonst so stillen Klosterhof, es kam mir alles ganz wunderbar vor, und ich wußte kaum, wo mir der Kopf stand. Aber schon nach den ersten Tagen verlor sich diese anfängliche Scheu, und ich ward bald ganz vertraut mit diesen fremden Gästen, die gleich mehrere Wochen bei uns blieben. Es befanden sich mehrere Elsaßer unter denselben, die mir viel erzählten und ihre Freude daran hatten, daß ich ihnen in den Nachmittagsstunden half, ihre Pferde zu putzen und ihre Waffen in guten Stand zu setzen. Zwar

wollte mein alter Feodor dies anfänglich nicht leiden und mir jeden näheren Verkehr mit den Fremden untersagen, doch vermochte er dies nicht durchzuführen und bekümmerte sich bald nicht mehr viel hierin um mich, da seine Thätigkeit jetzt zu sehr durch die Sorge um diese Einquartierung in Anspruch genommen ward. Mit dem Alten ging überhaupt jetzt eine große Veränderung vor. Bis jetzt war er der streng dressirte alte preußische Husar gewesen und hatte als solcher die Franzosen weidlich gehaßt, sie mir auch als halbe Menschenfresser stets dargestellt, jetzt aber regte sich der Pole in ihm, er hoffte von den französischen Truppen die Wiederherstellung Polens und fing an, mit günstigeren Augen dieselben zu betrachten. Es war oft sehr komisch, zu welchen Verwirrungen und Widersprüchen der Alte durch diesen inneren Meinungskampf kam. Mit dem Vater durfte aber über alle diese Sachen gar nicht gesprochen werden, er hatte streng verboten, auch nur mit einem Worte der fremden Einquartierung gegen ihn zu erwähnen; wie er denn überhaupt immer finsterer und abgeschlossener ward, und die Klarheit seines Geistes immer mehr getrübt zu werden schien. Um mich bekümmerte er sich, außer in den Morgenstunden, weiter nicht im Mindesten mehr, wie ich mich denn auch nicht entsinne, jemals ein Wort über meine künftige Lebensbestimmung von ihm gehört zu haben. Daß es seine Absicht war, mich in preußische Militärdienste zu bringen, glaube ich kaum, obgleich seit einer langen Reihe von Jahren alle meine Vorfahren in demselben gestanden haben sollen.

Der ersten Einquartierung, die mehrere Wochen bei uns war, folgten bald andere Soldaten nach, und es war von jetzt an selten, daß wir ohne solche blieben. Da unser altes Klostergebäude viele weitläufige Stallungen hatte, so erhielten wir besonders viele Pferde einquartiert, und es wurden oft Depots von kranken Thieren oder auch von Remonten bei uns eingestellt. In solcher militärischen Umgebung verlebte ich nun stets viele Stunden des Tages. Ich lernte

allmählich von den Soldaten immer mehr und mehr französische Redensarten, so daß ich mich zuletzt vollkommen mit denselben verständigen konnte, half ihnen bei dem Warten ihrer Thiere, ritt zum Spaß die wildesten Remonten, focht mit ihnen; kurz, ward schon als Knabe in allen solchen Sachen, die ein tüchtiger Reiter versehen muß, praktisch unterrichtet. Noch jetzt entsinne ich mich des stolzen Gefühles, wie ich im Jahr 1808 als 15jähriger Bube einst ein wildes polnisches Remontepferd zu reiten vermochte, was schon wiederholt mehrere langgediente Kavalleristen abgeworfen hatte. Der alte Brigadier, der das Commando befehligte, lobte mich ungemein, und schwor mit tüchtigen Flüchen, ich müsse dereinst ein Kavallerie-General werden, oder ich hätte meine Bestimmung ganz verfehlt. Nun, Kavallerist bin ich denn freilich einige 40 Jahre gewesen, die Generalsepauletts wollten aber nicht kommen; mit Mühe habe ich es bis zu denen des Capitains gebracht.

So war ich denn allmählich fast 16 Jahre alt geworden, und ein starker, fester Bursch, der es schon in Größe und Körperkraft mit jedem 18jährigen vollkommen aufnehmen konnte. Wissenschaftliche Kenntnisse hatte ich nicht viel, denn des Vaters Art, mich zu unterrichten, war gerade nicht dazu gemacht, mir solche beizubringen, obgleich ich glaube, daß er selbst in einigen Dingen Manches wußte. In den letzten Jahren hatte übrigens der regelmäßige Unterricht bei ihm aufgehört, denn er war jetzt so finster und menschenscheu geworden, daß er sich oft 2—3 Tage einschloß, und sich nur die nothwendigsten Sachen von dem alten Feodor in sein Vorzimmer bringen ließ. So kam denn ziemlich unerwartet der Tag, der über mein ganzes künftiges Schicksal entscheiden und mich in ein Leben der mannigfachsten Abenteuer hineinstoßen sollte. Seit der Zeit der Einquartierung nämlich hatte auch bei mir das frühere beständige Verweilen im Klostergebäude allein aufgehört, und ich war, zuerst nur sehr selten, allmählich aber immer mehr und mehr auch in

das nahe Städtchen gekommen. Mit den anderen Knaben daselbst verkehrte ich zwar nur selten, hatte dagegen zufällig einmal die Bekanntschaft eines kleinen Mädchens gemacht, die um einige Jahre jünger war als ich. Die kleine „Eugenie" mit ihren langen blonden Locken und blauen Augen, die immer so freundlich lachten, hatte bald einen gewaltigen Einfluß auf mich, und ich wilder, trotziger Bube that fast unbedingt, was sie wollte. War sie doch das erste Mädchen, das ich in meinem ganzen Leben kennen gelernt hatte, und mußte ihr Wesen daher auf mich, der ich nur unter alten finstern Männern oder fremden Soldaten aufgewachsen war, einen doppelt tiefen Eindruck machen. Uebrigens waren die Verhältnisse, in denen meine kleine Herrscherin lebte, denn das war sie in der That, da sie mit kluger Coquetterie mich ganz zu zügeln wußte, nichts weniger als glänzend. Sie war nämlich die Tochter armer wandernder Schauspieler, die bei der Truppe, die alljährlich in dem Städtchen einige Monate hauste, ihr Unterkommen gefunden hatten. Was aber für eine Lebensart bei solchen Truppen herrscht, ist genugsam bekannt, und in diesem Gemisch von unverhüllter Armuth und falschem Flitterstaat, von Rohheit und genialem Leichtsinn ward denn auch meine Eugenie auferzogen. Doch was wußte ich unverständiger Bube viel davon, was kümmerte mich dies Alles, wenn ich nur meine kleine Geliebte sehen konnte. In ihrem verwaschenen, zusammengeschrumpften Katunkleidchen, mit den niedergetretenen Schlarfschuhen und den blauwollenen, oft mit andersfarbigem Faden gestopften Strümpfen erschien sie mir schon unendlich reizend, und als ich sie gar auf dem Theater in einem weißen Kleide und bunten Kopfputz gesehen hatte, konnten in meiner Einbildung die Engel im Himmel nicht schöner wie sie ausschauen. Die Nacht darauf, wo ich sie so zuerst gesehen hatte, vermochte ich kein Auge zuzumachen, so lebhaft ging ihr Bild mir stets im Kopfe herum, und auch noch jetzt, wo ich dies niederschreibe, steht sie lebhaft vor meinem Gedächtniß. Und wie

viel schöne Frauen habe ich doch seitdem gesehen und geliebt, von denen mir kein Zug mehr erinnerlich ist. Leider sollte das Glück meiner ersten Liebe nicht ungestört sein, vielmehr mir bald gar manche Unannehmlichkeiten bringen. Die kleine Eugenie, so oft sie mir auch schon gesagt hatte, daß ich ihr der Liebste sei, fing doch in schlauer Weise an, mir einen Nebenbuhler zu geben, so kindisch und unschuldig auch noch unser ganzes Treiben war. Dies war der Sohn des im Städtchen allmächtigen Landraths, der als Page am Hofe sich befand, und jetzt zum Besuch bei seinen Eltern sich aufhielt. Mit dem feinen, eleganten Herrchen in seiner glänzenden Pagenuniform, der stets eine gute Geldbörse hatte, konnte ich wilder, roh aufgewachsener Bube in meinen weiten Leinwandhosen und grober blauer Jacke, stets ohne einen Groschen Geld in der Tasche, es freilich nicht aufnehmen. Auch sah mein Nebenbuhler, wenn wir uns zusammen in der Gesellschaft der kleinen Eugenie befanden, die nach übermüthiger Mädchenart oft ihr Vergnügen daran fand, uns zu reizen, ziemlich über die Achsel auf mich herab, und wollte mich kaum als seines Gleichen gelten lassen. Da kam er aber an den Unrechten, und eines Tags, als er sich gar einige derbe Spöttereien über mich erlaubte, erhielt er eine so derbe Ohrfeige von mir, daß ihm die Backe sogleich stark anlief. Das gab denn ein gewaltiges Halloh unter den andern Begleitern des jungen Pagen, und sie kamen endlich überein, daß wir uns schießen mußten, da wir beide Edelleute seien, um diese Beleidigung in unserem Blute abzuwaschen. Wenn ich auch keinen sonderlichen Begriff von dem Unterschied zwischen Edelmann und Nichtedelmann hatte, so war es mir doch ganz recht, mit meinem verhaßten Nebenbuhler mich zu schießen. So fand denn noch am selben Nachmittag das Pistolenduell zwischen uns beiden Buben von kaum 17 Jahren in einem Gehölz, nicht weit von unserem Kloster, statt. Mein Gegner schoß zuerst und fehlte, aber ich hatte das Unglück, besser zu treffen und schoß ihm

in die Achsel, so daß er gleich wie todt niederstürzte und das Blut ihm aus der Wunde floß. Eine entsetzliche Angst, wie ich solche nicht wieder empfunden habe, ergriff mich bei diesem Anblick und ich hielt mich für einen gar argen Verbrecher. Und was für Folgen konnte dies haben, wenn der Vater es erfuhr, der Kopf ward mir plötzlich ganz schwindlich, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre ich im ersten Augenblick auch bewußtlos niedergesunken. Bald raffte ich mich aber zusammen, warf das Pistol weg und lief wie von Hunden gehetzt nach unserem Kloster, mich dort in den versteckteften Winkel vorläufig zu verbergen. Einige Stunden hatte ich so in banger Besorgniß dort gesessen, und es war schon dunkel geworden, da hörte ich plötzlich die zornige Stimme des Vaters, der dem Feodor befahl, mich zu suchen und vor ihn zu führen, damit er ein strenges Gericht über mich halten könne. Der Landrath hatte nämlich dem Vater sogleich durch einen eigenen Boten den ganzen Vorfall anzeigen und meine Auslieferung an das Gericht fordern lassen. Dabei mußte, wie ich aus den zornigen Reden des Vaters an den Feodor hören konnte, Vieles zu meinen Ungunsten sehr entstellt worden sein. Am Meisten schien der Vater darüber ergrimmt zu sein, daß ich mit einer Comödiantin eine Liebschaft gehabt und mit Comödiantengesindel, wie er sich ausdrückte, mich herumgetrieben habe, und er schwur, an mir ein Exempel zu statuiren, daß ich für immer daran denken solle. Mit welchen Gefühlen ich, in einem finstern alten Kamin versteckt, alle diese Reden hörte, kann man sich denken. Ich hätte lieber sogleich zum Richtplatz geführt werden mögen, als dem Vater unter die Augen zu treten, und beschloß daher, während der Nacht in die weite Welt zu fliehen. Ich hatte so nicht viel, was mich an die Heimath fesselte, denn auch auf die kleine Eugenie war ich ernstlich erzürnt, da ich sie, nicht ohne Unrecht, mit als die Hauptursache meines jetzigen Unglücks ansah.

Bis um die Mitternachtszeit blieb ich nun in meinem Schlupfwinkel versteckt, dann schlich ich mich leise aus dem-

selben heraus in die kleine Kammer, die ich seit der Zeit der Einquartierung allein bewohnte. Beim Mondschein, denn Licht wagte ich aus Furcht nicht anzustecken, packte ich mir etwas Wäsche zusammen, steckte ein kleines goldenes Medaillon mit dem Bildniß meiner Mutter, welche zufällig unter meine Sachen gekommen war, zu mir, dann auch einen alten Dukaten, den ich von Kindheit auf als Pathenstück noch besaß und der mein einziges Vermögen ausmachte, und ein großes Stück Brod, das vom Morgen her noch auf einem Tische lag. So ausgerüstet wandte ich dem väterlichen Hause, wenn ich das alte Kloster, in dem ich meine Jugend verlebte, so nennen kann, den Rücken und lief ohne Plan und Anhalt in die weite Welt hinein. Wenn man mir damals im Voraus gesagt hätte, welche wechselvolle Schicksale meiner auf der ferneren Lebensbahn noch harrten, — ich wäre doch wohl nicht so schnell über die alte Klostermauer gesprungen, wie ich es jetzt that. Nun wer weiß, was mich auch sonst erwartet hätte, bin ich doch jetzt mein Lebelang ein braver Soldat geblieben, über dessen Sarg die Karabiner der Kameraden einst mit Ehren die letzte Abschiedssalve geben können. Meinen Vater habe ich nie wieder gesehen, zwei Jahre nach meiner Flucht ist er gestorben und hat die kleine Summe, die er als Vermögen besaß, dem alten Feodor vermacht, was diesem wohl zu gönnen war; auch das Klostergebäude sah ich nicht wieder, denn als ich im Herbst 1813, wo ich zuletzt in Deutschland war, wieder in diese Gegend kam, hörte ich, daß dasselbe einige Monate vorher, bei einem Gefechte zwischen den französischen und russischen Truppen, niedergebrannt worden sei.

Zweites Kapitel.

Eintritt in ein polnisches Lanciers=Regiment.

Nachdem ich die Klostermauer überstiegen hatte, lief ich auf einem Weg, der nach einer entgegengesetzten Richtung von der Stadt, in welcher der Landrath wohnte, führte, eiligst fort; wohin mich derselbe bringen würde, wußte ich nicht, nur so weit wie möglich weg vom Vater zu kommen, damit dessen Zorn mich nicht erfassen könne, war der einzige Gedanke, der mich leitete. Wenn ich bisweilen einige hundert Schritte ruhig fortgegangen war, dann war es mir, als wenn plötzlich dessen zornige Worte: „an dem Buben werde ich ein furchtbares Strafgericht statuiren", mir in die Ohren tönten, und sogleich lief ich dann eine tüchtige Strecke in einem Trabe fort, bis die Ermüdung mich wieder zwang, langsamer zu gehen. So mochte ich wohl schon einige Meilen vom Kloster entfernt sein, als ich mich auf einer Waldwiese befand, durch welche der nicht sehr befahrene Weg führte, und der Morgen anbrach. Theils Ermüdung, theils auch Furcht, von den mir Nachsetzenden jetzt entdeckt zu werden, bewog mich, während des Tages zu rasten; aus einem Bache, der vorüberfloß, stillte ich meinen Durst, verzehrte ein großes Stück von meinem Brod, und kroch dann in einen allein stehenden Schober, der zur Hälfte noch mit altem Heu gefüllt war, in das ich mich tief einwühlte und bald in einen festen Schlaf fiel. Als ich wieder aufwachte, stand die Sonne schon sehr hoch am Himmel, ich verzehrte jetzt den Rest meines Brodes, da mich sehr hungerte, trank noch tüchtig

Wasser dazu, und setzte dann neugestärkt wieder die ganze Nacht hindurch meinen einsamen Weg fort. Wenn ich an Dörfer kam, was zwei- oder dreimal geschah, umging ich dieselben stets in weiten Bogen, aus Furcht, von den Nachtwächtern oder Polizeidienern in denselben arretirt zu werden. Sonst ging ich diese zweite Nacht viel langsamer, da meine Furcht vor dem Einholen jetzt schon sehr geschwunden war, hingegen fing ich jetzt an, mir Gedanken zu machen über das Ziel meiner Flucht und über mein künftiges Schicksal, ohne daß ich jedoch zu etwas Klarem dabei kommen konnte. Als die Sonne zum zweiten Mal aufging, mahnte mich mein damals an derlei Entbehrungen noch ungewohnter Magen sehr dringend daran, daß ich jetzt schon längere Zeit keine warme Speise zu mir genommen habe; in ein Dorf zu gehen und mir meinen alten Dukaten dort wechseln zu lassen, wagte ich nicht, aus Besorgniß, mich dadurch verdächtig zu machen, und da ich kein anderes Geld besaß, so pflückte ich einige Walderdbeeren, zog den Leibriemen enger und suchte den Hunger auf einige Stunden zu verschlafen, was mir auch gelang. Am Nachmittag, als ich weiter ging und wirklich schon stark hungerte, sah ich einen Bauern am Wege pflügen, der einen widerspenstigen Stier hatte, mit dem er sehr schwer fertig werden konnte; ich half diesem Bauern nun während einiger Stunden das Thier gehörig in Ordnung halten, und zum Lohn dafür theilte derselbe sein Abendessen, was in Kartoffeln, Speck und Brod bestand, mit mir, so daß ich wieder vollauf gesättigt war, auch erlaubte mir der Bauer in seiner leeren Kornscheuer zu schlafen, was mir sehr angenehm war, da es in der Nacht sehr regnete. Uebrigens erfuhr ich jetzt, daß ich schon an 8 Meilen von der Stadt, bei welcher unser Kloster sich befand, entfernt war und nur noch eine Stunde nach Liegnitz, wo ich mir dann meinen Dukaten wechseln wollte, zu gehen hatte. Doch es sollte anders kommen! Ich wollte eben am andern Morgen aus dem Dorfe wieder fortgehen und meinen Weg weiter

marschiren, da hörte ich plötzlich das Blasen einer Trompete, und bald darauf kam ein großer Zug von Reitern, auf deren Lanzenspitzen die Morgensonne schien, aus dem Dorfe geritten. Die Uniformen fast aller Waffengattungen des französischen Heeres waren mir aus unserer früheren Einquartierung gut bekannt, und so konnte ich schon aus der Ferne erkennen, daß diese Reiter zu einem polnischen Lanciers-Regiment des Kaisers Napoleon gehören mußten. Aus Neugierde blieb ich stehen, mir dieselben näher anzusehen. Der Capitain, welcher an der Spitze des Zuges ritt, der wohl aus 150 Mann bestehen mochte, war ein alter, schon weißbärtiger Mann mit einem gutmüthigen Gesicht, der freundlich mich grüßte; als ich ehrerbietig meine Mütze vor ihm zog; die Lanciers hatten übrigens alle Handpferde ungesattelt bei sich, oft sogar zwei bis drei Stück, so daß mir gleich einleuchtete, es müsse dies ein Commando sein, was vielleicht dem entfernt stehenden Regimente Remonten nachführte. Auch waren von den Reitern selbst manche noch sehr jung und schienen noch Rekruten zu sein, während hingegen Andere, und besonders auch die Unterofficiere, die ohne Handpferde an der Seite hertrabten, schon recht wie altgediente Soldaten aussahen. Als ich dem Zug so nachsah, und dachte, wie schön es doch sein müsse, so in blanker Uniform den Säbel an der Seite auf einem guten Pferde in die Welt hineinzureiten und für nichts zu sorgen, während ich mit müden Füßen hungernd und ohne Aussicht mich herumtreiben mußte, hatte ein unbändiges Remontepferd sich von seinem Reiter losgerissen und kam schnaufend und wild hinten ausschlagend in das Dorf zurückgaloppirt. So ein weggelaufenes Pferd wieder einzufangen, war von jeher meine Hauptlust gewesen, und so vergaß ich denn im Augenblick alles Andere, lief dem Thiere nach, und so sehr es auch hinten und vornen ausschlug und umhersprang, glückte es mir doch, endlich dasselbe am Trensenzügel zu erfassen und zu bändigen.

„Hast es gut gemacht, Junge, da hast ein Geldstück", sagte in fremdartigem Deutsch der alte Capitain, der nachgejagt war und meinem Fang zugesehen hatte, als ich das wiehernde Roß einem Reiter wieder übergab. Das Lob erfreute mich, aber die Annahme des Geldes verweigerte ich, da es mich kränkte, so wie ein Bettler behandelt zu werden, obgleich ich im Grunde nicht viel mehr war. Dem Capitain schien dies zu gefallen, und als ich auf seine Frage, ob ich auch gut reiten könne, mit einer gewissen kecken Zuversicht geantwortet hatte: „Reiten genug, wenn ich nur ein gutes Roß habe", rief er seine Ordonnanz und ließ mich auf ein Handpferd derselben steigen. Das noch junge Pferd machte zwar einige tüchtige Säße, allein ich wußte es bald zusammenzunehmen, obgleich ich ohne Bügel auf der bloßen Decke darauf saß, und trabte nun ruhig an der Seite des Alten, der mich nach Namen, Vater und Zweck meiner Reise fragte. Es war keine Furcht, vielmehr ein gewisses Gefühl des Stolzes oder richtiger wohl der Beschämung, weshalb ich es nicht über mich gewinnen konnte, die Wahrheit zu sagen. So erzählte ich denn, daß ich der Sohn eines früheren Unterofficiers sei, der aber schon lange gestorben, worauf ich bei einem vornehmen Grafen als Reitknecht gedient habe. Vor einigen Tagen sei mir aber auf einem Spazierritt das Lieblingsroß meines Herrn, wohl mit durch meine Unvorsichtigkeit, arg beschädigt worden, und eine harte Strafe fürchtend, da mein Herr mich überhaupt sehr strenge behandle, sei ich heimlich davon gelaufen, mir einen andern Dienst zu suchen. Als meinen Familiennamen gab ich meinen Vornamen „Friederich" an, den der Pole sogleich in „Frederic" übersetzte. Ich weiß nicht, ob der Capitain meine Erzählung, die ziemlich wahrhaft schien, glaubte oder nicht, doch entgegnete er nichts darauf, schaute mich aber einige Mal mit seinen scharfen Augen so fest an, als wolle er bis auf den Grund meiner Seele dringen; daß ich gerade kein infamirendes Vergehen begangen hätte, mochte er mir wohl an-

sehen, und so ließ er mich denn den ganzen Tag mit fortreiten und gab am Abend einem Brigadier Befehl, mich auf seine Rechnung im Quartier gut zu verpflegen, stellte mir auch frei, ob ich auch noch am anderen Tage, wo ein Rasttag war, bei den Soldaten bleiben wolle, was ich natürlich gerne annahm, da ich auch in der That nichts Besseres thun konnte. Zufällig kam mir an dem Tage das Instrument des Trompeters in die Hände, und zur Unterhaltung der Lanciers blies ich einige lustige Stückleins und Märsche auf demselben, was sie sehr erfreute und auch dem Capitain zu gefallen schien. Noch mehr nahm es diesen günstig für mich ein, daß ich so ziemlich polnisch zu sprechen und zu verstehen vermochte, was ich ja von dem alten Feodor gelernt hatte; von den Lanciers, die fast lauter geborne Polen waren, erfuhr ich an dem Rasttage, daß sie zu einem polnischen Lanciers-Regiment, was unter dem General Dombrowsky in Spanien föchte, gehörten und jetzt Ersatzmannschaften und Remontepferde für ihr Regiment aus Polen geholt hätten.

Am zweiten Tage, als das Kommando wieder weiter marschirte, fragte mich der Capitain, ob ich noch ferner mit ihnen reiten wolle, was ich gerne annahm, da ich noch immer nichts Besseres zu thun wußte. So ritt ich noch drei oder vier Tage in meiner blauen Jacke auf den Handpferden der Lanciers mit, half denselben in den Quartieren bei der Wartung und Pflege der Thiere, und erhielt dafür stets richtige Verpflegung, die von den Quartiergebern in Deutschland damals den Soldaten des Kaisers Napoleon gegeben werden mußte. Der alte Capitain beobachtete aber stets scharf und genau mein ganzes Thun und Treiben, und rief mir bisweilen einige ermunternde Worte in polnischer Sprache zu, wenn er sah, daß ich mit den widerspenstigen Remontepferden gut und geschickt umzugehen verstand. Wie ich nun so eines Tages wieder neben seiner Ordonnanz, einem altgedienten Soldaten, ritt, rief er mich zu sich und sagte: ich schiene ihm ein tüchtiger Bursche zu sein, und wenn ich Lust

habe, wolle er mich als Trompeter bei seinem Regiment annehmen, da ich doch wohl noch etwas zu jung und schwach sei, um die Lanze tüchtig führen zu können. Es sei dies das Beste, was ich thun könne, denn den Soldaten des Kaisers winke jetzt überall Ruhm und Ehre. Ich besann mich einen Augenblick, dachte, was mein Vater wohl dazu sagen würde, wenn ich französischer Soldat würde, dann aber stand mein Vergehen, der Zorn des Landraths, die Härte des finsteren, menschenscheuen Vaters, von dem ich nie ein Wort der Liebe gehört hatte, und meine jetzige hilfslose Lage, auf der anderen Seite aber Aussicht auf kriegerische Abenteuer, Herummarschiren in weite, ferne Länder mir lebhaft vor Augen; die Wahl konnte nicht lange zweifelhaft sein, und so nahm ich das Anerbieten des Capitains an. An demselben Abend mußte ich meinen Civilanzug noch verkaufen, und erhielt vorläufig eine Reithose, einen alten kurzen Spencer und eine „Bonnet de police“, in welchem Aufzug ich dann auch in Halle, wohin wir in zwei oder drei Tagen marschirten, mit einritt.

Da das Kommando von Polen aus fast unaufhörlich mit nur wenigen Rasttagen marschirt war, so erhielt dasselbe den Befehl, in Erfurt einige Tage zu bleiben, um die etwas erschöpften Pferde ausruhen zu lassen. Es befanden sich mehrere französische Truppen daselbst, und diese Gelegenheit benützte der Capitain, mir auf vorgeschriebene Weise den Fahneneid abnehmen und mich als Trompeter zweiter Klasse in die Listen des polnischen Lanciers-Regiments im Dienste Sr. Majestät des Kaisers Napoleon eintragen zu lassen. Am 10. April des Jahres 1810 geschah dies und ich trat in den Dienst Frankreichs, für das ich seitdem schon manchen Schwerthieb gewechselt und viele Blutstropfen vergossen habe. Auch erhielt ich jetzt in Erfurt vollständige Uniform und Bewaffnung und dieselben Bezüge in Löhnung und Verpflegung, die jedem französischen Trompeter zukamen. Als Pferd gab mir der Capitain einen kleinen, langmähnigen,

ungestümen Grauschimmel von echt ukrainer Zucht, ein wackeres Thier, das mir in Spanien stets treue Dienste geleistet hat. So war ich, der preußische Baron und Rittmeisters-Sohn, denn jetzt französischer Trompeter geworden, ein Loos, was mein Vater wohl nicht geahnt hatte, als er, wie mir Feodor so oft erzählte, meine Taufe so glänzend gefeiert und das gesammte Officiers-Corps seines Regiments zu einem großartigen Bankett dazu eingeladen hatte. Im Grunde, glaube ich, trug er die größte Schuld an diesem Verlauf meines Schicksals, denn die eigenthümliche Weise und große Lieblosigkeit, mit der er mich stets behandelte, konnten unmöglich viel Anhänglichkeit für ihn in meiner Brust erwecken. Sein gestörter Gemüthszustand mochte übrigens wohl bei dieser seltsamen Art der Erziehung die Hauptursache sein. — Als ich mich das Erstemal in der kleidsamen Uniform der polnischen Lanciers, den Chapka mit den Schnüren daran, etwas schief auf das Ohr gesetzt, vor dem kleinen Spiegel meines Quartiers beschaute, fühlte sich meine jugendliche Eitelkeit nicht wenig geschmeichelt. Ich mochte vielleicht auch ein ganz hübscher Bursche sein, kräftig und frisch, mit vollen rothen Backen und tüchtigem Lebensmuth in den Adern, der ganz für den Sattel der leichten Reiterei paßte, und wie schön rasselte der Säbel an meiner Seite, klirrten die Sporen, als ich mit dem alten Brigadier über das Pflaster der Stadt Erfurt ging, um dem Capitain in meiner Uniform jetzt vorgestellt zu werden. Der schien auch seine Freude an dem neuen Rekruten zu haben, strich sich einigemal seinen langen, weißen Schnurrbart und klopfte mir dann wohlwollend auf die Achsel. „Du bist nun Soldat in einem polnischen Lanciers-Regiment, das ebenso tüchtig, wie die Garde des großen Kaisers ist", sagte der alte Valiawsky, so hieß der Capitain, „und ich hoffe, du wirst dem Regiment keine Schande machen. Führst du dich brav auf, so kannst du auch noch General werden, bist du aber eine feige Kanaille oder sonst ein Schuft, so kömmst du sicher an den Galgen oder auf die Galeere."

Dies war seine Rede, die großen Eindruck auf mich machte und nie aus meinem Gedächtniß gekommen ist. Ueberhaupt habe ich des Capitains noch oft in meinem Leben gedacht und mir stets Mühe gegeben, ihm so viel wie möglich nachzuahmen. Er war ein ungemein tüchtiger Cavallerie-Officier, wie ich nie einen besseren gekannt habe. Alle Lanciers, die unter ihm standen, liebten ihn, wie ihren Vater, so sehr sorgte er für sie nach besten Kräften, hatten dabei aber auch große Furcht vor seiner Strenge, die unnachsichtig war, sobald Jemand sich etwas zu schulden kommen ließ. Schon unter Koskiusko hatte er in Polen gefochten und seit 1802 in der französischen Armee mit Auszeichnung gedient. Sein geliebtes Polen sollte er nicht mehr groß und mächtig sehen, denn als Oberstlieutenant fiel er an der Spitze dreier Schwadronen seines Regiments in der Schlacht bei Winkowo. Ich verlor einen großen Beschützer in ihm, der sich immer meiner so viel als möglich angenommen hatte. — Den ersten Abend meines Soldatenstandes feierten wir in Erfurt ganz lustig in einer Schenke; ich ließ den alten Dukaten, den ich mitgenommen hatte, springen und bewirthete die Unterofficiere und die Lanciers der Korporalschaft, der ich zugetheilt war, vollauf mit Rum, den sie, wie fast alle Polen, leidenschaftlich liebten. Auch ich, der des starken Getränkes nicht gewohnt war, übernahm mich dabei ziemlich stark, so daß der langgediente Lancier, dem ich als Quartier-Kamerad zugetheilt war, damit er mich „Neuling" zum Soldaten ausbilde, mich auf seinen Rücken lud, zu Hause trug und in völliger Besinnungslosigkeit auf die Streu warf. Am anderen Morgen erwachte ich mit den fürchterlichsten Kopfschmerzen, so daß ich kaum aus den Augen sehen konnte, und machte mich gar trübselig daran, mein Pferd zu putzen, wobei ich von den anderen Lanciers noch tüchtig ausgelacht und verhöhnt wurde, so daß ich mich stark schämte. Diese unangenehmen Folgen meines ersten Rausches hatten aber das Gute für mich, daß ich den festen Entschluß faßte, mich niemals wieder

völlig zu betrinken und denselben auch während meines ganzen Lebens unverbrüchlich gehalten habe. Ein Glas Wein im Kreise froher Kameraden ist von mir stets gerne getrunken worden, einen solchen Rausch aber, daß ich nicht mehr Herr aller meiner Sinne war, habe ich niemals wieder gehabt. Wer weiß, ob ich sonst alle die vielen und mannigfachen Strapazen, die mein kriegerisches Leben mir brachte, verhältnißmäßig so leicht ertragen hätte.

Was zum Dienst gehörte, lernte ich auf dem ferneren Marsche ebenso schnell als leicht. Reiten, Fechten, mit der Pistole schießen, die Trompete blasen und mein Pferd und meine Waffen putzen, konnte ich schon so gut als es nöthig war, und so fand ich das Andere dann sehr leicht. Die Unterweisungen, die mir der alte Feodor hierin hatte zukommen lassen, wie auch die einfache und harte Lebensweise, die ich stets von frühester Jugend hatte führen müssen, kamen mir jetzt trefflich zu Statten. Uebrigens führten wir auf dem Marsche in Deutschland, der von Erfurt über Fulda, Frankfurt und Mannheim nach Strasburg ging, immer ein gutes Leben und ich konnte es mir so zum Anfang meiner militairischen Laufbahn recht wohl gefallen lassen. Es giebt kein Land in der ganzen Welt, in dem es sich für einen Soldaten so gut marschiren läßt, wie in Deutschland. Diese Erfahrung habe ich wenigstens gemacht; die Leute sind gutmüthig, willig, gastfrei und meistens auch wohlhabend, obgleich sie in den Jahren, wo ich in Deutschland war, schon ziemlich durch die vieljährigen Kriege und die beständigen Märsche von Truppen fast aller Völker Europas mitgenommen waren. Am Besten ließ es sich stets bei den katholischen Geistlichen leben, die fast immer eine gut gefüllte Speisekammer und einen noch besseren Keller hatten. Vielfach waren deren Wirthschafterinnen auch hübsche muntere Mädchen, die einen schlanken Soldaten mit nicht ungünstigen Augen anschauten, und so fand man in solchen Quartieren gewöhnlich, was man nur wünschen konnte. Daher

waren auch dieselben, besonders bei den Officieren, sehr beliebt und die vorausmarschirenden Quartiermacher erhielten gewöhnlich viele Wünsche nach Pfarrei-Quartieren von den Officieren mitgetheilt. Auf dem Marsche von Spanien nach Rußland im Jahre 1812 habe ich übrigens auch einigemal derartige Quartiere bekommen, und dann gefunden, daß der sonst allgemeine Ruf der Trefflichkeit, den sie in der ganzen französischen Armee hatten, nicht übertrieben war. Die frommen geistlichen Herren lieben es in der Regel sehr, auch ihren sündhaften weltlichen Leib möglichst gut zu pflegen, damit er die Seele stärke, und der katholische Bauer giebt gewiß seinen Pfarrherren das Beste, was Garten und Stall und Weinberg hervorbringen, wenn er auch selbst Hunger daneben leiden sollte. Bei den protestantischen Geistlichen ist fast immer das Gegentheil der Fall, die haben in der Regel eine große Familie und da ist „Schmalhanns dann gar oft Küchenmeister“.

So wie wir bei Strasburg auf das französische Gebiet kamen, hörte die bisherige gute Verpflegung auf. Der Quartiergeber brauchte uns keine Speisen, sondern nur Licht, Feuer und Salz zu geben, während wir unser Fleisch und Brod aus den Magazinen bezogen, die an jedem Etappenort angelegt waren. Da hieß es denn selbst Kochen und ich mußte dies lernen, was gerade für eine einfache Soldatenküche nicht allzuschwer fällt. Bevor wir übrigens die französische Grenze überschritten, hatte ich noch an meinen Vater geschrieben und ihm mitgetheilt, daß ich Soldat geworden sei, und nicht früher als mit den Officierepaulettes, die ich mir zu verdienen hoffe, zu ihm zurückkehren werde.

Daß ich gerade in französische Dienste gegangen war, hatte ich nicht beigefügt, da ich seinen Haß gegen die Franzosen kannte, und so mochte er immer glauben, ich sei in irgend ein deutsches Kontingent, deren es damals viele Dutzende gab, getreten.

Von Strasburg marschirten wir über Besancon, Lyon, Avignon auf der nächsten Straße und ohne uns länger aufzuhalten, als für unsere Pferde nöthig war, auf die spanische Grenze los. Es kam mir jetzt auf dem Marsche in Frankreich sehr gut zu statten, daß ich wenigstens so ziemlich französisch konnte, und ich scheute keine Mühe, mich noch immer mehr und mehr darin zu üben. Außer dem Capitain, den Unterofficieren und den 20—30 schon lang gedienten Lanciers, die bei unserm Kommando waren, konnte von der übrigen Mannschaft fast kein Mann auch nur ein einziges Wort französisch. Kommandirt ward zwar stets nur in französischer Sprache und die französischen Kommandowörter mußten den Rekruten eingelernt werden, im Uebrigen ward aber im ganzen Regiment, besonders von den Unterofficieren und Soldaten, fast nur polnisch gesprochen, wogegen die Officiere sich mehr der französischen Sprache unter einander bedienten. Erstaunlich war es übrigens, wie leicht solche polnische Rekruten die fremde Sprache lernten, ich habe viele gesehen, die ein halbes Jahr nach ihrem Eintritt in das Regiment schon leidlich französisch radebrechen konnten, obgleich sie vorher kein Wort davon verstanden, und sich auch Niemand die Mühe gab, oder auch nur Zeit dazu vorhanden gewesen wäre, ihnen förmlich Unterricht zu geben. Auch in andern Sachen lernten die polnischen Rekruten gar schnell und leicht, und wenn man sie erst etwas aus dem Rohen herausgearbeitet hatte, wozu freilich stets einige mühevolle Monate gehörten, konnte man später gar treffliche Soldaten aus ihnen bilden. Das Lanciers-Regiment, in dem ich von 1810—1812 diente, erhielt seinen Ersatz vielfach aus den Bauerburschen des Herzogthums Warschau, lauter rohe wilde Kerle, die erst zu Menschen im Regiment umgearbeitet werden mußten, und doch war es dabei eins der trefflichsten Reiter-Regimenter, welches dem Napoleonischen Adler je folgte. Freilich hatte das Regiment noch immer einen alten Stamm von langge-

dienten Officieren, Unterofficieren und Lanciers, die theilweise noch unter dem Koskiusko für Polens Unabhängigkeit gefochten, und dann schon seit den Feldzügen der Republik Frankreich gedient hatten. Bessere Kavalleristen wie diese Männer konnte es auf der Welt nicht geben, und für meine militärische Laufbahn war es ein großer Gewinn, daß ich dieselbe in einer so tüchtigen Schule begann. Besonders der alte Capitain Valiawsky war ein trefflicher Lehrmeister, das konnte ich schon jetzt bald nach meiner Anwerbung merken. Jeden Morgen vor dem Ausmarsch besichtigte er genau Pferde und Reiter, und so verhältnißmäßig kurze Zeit er auch zu diesem Geschäfte brauchte, so entging seinem spähenden Blick doch auch nicht die allergeringste Vernachlässigung irgend einer Art, die er dann gleich unerbittlich zu strafen pflegte. Besonders strenge war er gegen Trunkenheit, ein Laster, welchem leider unsere Lanciers nur zu gerne sich ergaben. Sobald er einem Soldaten nur die mindeste Spur von Trunkenheit anmerkte, so mußte dieser sich bis auf die Hosen ausziehen und unter die nächste Pumpe legen, worauf dann mehrere Kameraden oft eine halbe Stunde lang ihn mit kaltem Wasser bepumpen mußten. Der so Bestrafte durfte alsdann auf dem ganzen Marschtage sein Pferd nicht wieder besteigen, sondern mußte zu Fuß gehen und dasselbe am Zügel führen, dabei aber noch Sattelzeug und Gepäck auf seinem eigenen Rücken tragen. Letztere Strafe, die sehr unangenehm und daher gefürchtet war, erhielten auch Alle, deren Pferde sich als gedrückt zeigten, da gewöhnlich dies durch Nachlässigkeit und Unaufmerksamkeit des Reiters zu geschehen pflegt. Diese Strafe ward auch mir auf unserem Marsche durch Frankreich zu Theil und ich erinnere mich noch jetzt ganz lebhaft, mit welchem Verdruß dieselbe mich erfüllte und welche große Scham ich dabei fühlte. Beim Ausmarsche aus Lyon fand der Capitain meinen Schimmel etwas gedrückt, ich mußte deßhalb zwei Tage zu Fuß mit allem Gepäck beladen an der Spitze der Colonne einhermarschiren,

und dabei brannte die Juni-Sonne auf den breiten schattenlosen Landstraßen des südlichen Frankreichs nicht wenig. In den Dörfern, durch welche wir kamen, lachten die Buben uns aus und die Mädchen wiesen spottend mit den Fingern auf uns; der Capitain verfehlte dabei nicht, unsern Marscheifer, denn wir waren unserer 5 oder 6, welche gleiche Strafe erdulden mußten, durch einige tüchtige Flüche und ernsthafte Mahnpredigten anzufrischen, sobald er auf seinem Falben in unsere Nähe kam. Ihre gute Wirkung verfehlte diese Strafe aber nicht auf mich, und es war von da an stets meine größte Sorge, darüber zu wachen, daß mein „Peter", diesen Namen hatte ich meinem Schimmel, zu Ehren des alten Hengstes meines Vaters, der eben so hieß, gegeben, nicht wieder vom Sattel gedrückt wurde.

Der Capitain bestrafte übrigens auch noch auf härtere Weise. Obgleich im französischen Heer die körperlichen Züchtigungen der Soldaten strenge untersagt waren, so nahm er doch solche Lanciers, die es seiner Meinung nach verdient hatten, mit auf sein Zimmer und hieb dieselben dort in Gegenwart eines Unteroffiziers eigenhändig mit der flachen Klinge so durch, daß die Gestraften oft viele Wochen lang die blauen Striemen nachtrugen. Schon in Strasburg mußte ich solcher Execution mit beiwohnen, die unauslöschlichen Eindruck auf mich machte. Ein Lancier, der früher schon bei den österreichischen Uhlanen gedient hatte, war von seinem Quartierwirth verklagt worden, daß er ihm ein halb Pfund Taback gestohlen habe, und leugnete diese That auch keineswegs. Der Capitain nahm ihn sogleich auf sein großes Zimmer, ich mußte mit meiner Trompete auch hinauf kommen und lustige Tänze blasen, und bei dem Klang derselben erhielt der Lancier vom Kapitain mit der flachen Säbelklinge wohl eine Viertelstunde kreuz und quer so tüchtige Fuchteln, daß er sich gewiß noch Wochen lang den Rücken gerieben haben wird. Als die Execution beendigt war, bei welcher der Bestrafte wie ein Affe im Zimmer herumsprang, um den hagel-

dicht auf ihn fallenden Streichen auszuweichen, packte der Capitain ihn beim Kragen und schmiß ihn, noch von einem derben Fußtritt auf den H...... begleitet, zur Thür hinaus. Die so Gestraften wurden übrigens von ihren Kameraden noch oft dabei verspottet und ausgelacht. Da der Alte die sonderbare Gewohnheit hatte, bei solchen aus dem Stegreif vorgenommenen Executionen auf seinem Zimmer stets von einem Trompeter lustige Märsche und Tänze blasen zu lassen, so war die Redensart: „Ah, der Capitain läßt dir einen Marsch aufspielen", zuletzt im ganzen Lancier-Regiment sprichwörtlich geworden. Die Soldaten wußten, daß solche Strafen nie ungerecht und ohne gehörigen Grund vollzogen wurden, waren mit der Art und Weise derselben sehr zufrieden und zogen solche einem anderweitigen umständlichen Verfahren weit vor.

Auffällig war es mir auf dem Marsche durch Frankreich, wobei ich überhaupt an jedem Tage viel Neues, mir vorher Unbekanntes sah und lernte, zu bemerken, daß je weiter wir nach dem Süden kamen, die Begeisterung der Bauern für den Kaiser Napoleon abzunehmen schien. Im Elsaß und in Burgund waren alle Leute noch seines Ruhmes voll, später hinter Avignon konnte man nicht stets gleiche Aeußerungen hören. Hatten wir doch eines Abends in einem Dorfe, ich glaube drei oder vier Tagemärsche von Avignon, eine großartige Prügelei mit Bauern in einer Schenke, weil diese sich erfrechten, in unserer Gegenwart auf unsern Kaiser zu schimpfen und uns „dumme Schöpse" nannten, daß wir aus so weitem Lande herbeikämen, um für diesen Blutsauger und Tyrannen in Spanien zu kämpfen. Den Kerlen haben wir es aber ordentlich eingetränkt; zuerst wäre es uns fast schlecht ergangen, denn wir waren nur unser 4 Lanciers in der Wirthsstube und gewiß an 30 Bauern gegen uns. Mit großer Mühe nur konnten wir dieselben uns durch unsere Säbel vom Leibe halten, bekamen aber dabei manchen Wurf von Stuhlbeinen, Trinkflaschen und ähnlichen Wurfgeschossen an

die Köpfe, ja Einer unserer Kammeraden erhielt von einem solchen „Ponentais" (Oelfresser) sogar einen gefährlichen Messerstich in den Arm. Endlich, als wir schon fast unterlegen waren, erhielten wir frischen Beistand von andern Lanciers; wir nahmen jetzt unsere Feinde in die Mitte und sie erhielten so gewaltige Prügel, daß sie endlich Alle aus Angst zum Fenster hinaussprangen. Ungefähr ein Dutzend von den Kerlen nahmen wir gefangen, banden sie mit unseren Fouragierstricken auf den Tischen fest und drohten ihnen mit gar vielen Prügeln, wenn sie sich nicht durch eine große Quantität Wein rancionirten. Aus Furcht vor den Schlägen gingen sie gerne auf den Handel ein und wir erhielten so vielen Wein, daß unser ganzes Kommando für die Nacht genug zu trinken hatte. Da zu befürchten war, daß die Bauern des ganzen Dorfes sich am Ende zusammenrotten und die einzelnen Lanciers in ihren Quartieren mißhandeln würden, so ließ der Capitain, als er von der Schlägerei erfuhr, sogleich Alarm blasen und das ganze Kommando sich versammeln. Die Nacht war schön und warm und so bivouacirten wir auf freiem Felde dicht vor dem Dorfe; bei den guten Rationen und dem vielen Wein, den wir hatten, war unser Bivouac ein sehr lustiges, und bis spät in die Nacht sangen und jubelten wir. Es war dies das erste Bivouac, welches ich in meinem Leben mitmachte, und das Ding gefiel mir sehr wohl. Später sollte ich noch viel hundertmal bivouaciren, wo es nicht so lustig wie dieses Erstemal zuging. Der Kapitain war übrigens sehr zufrieden damit, daß wir es nicht geduldet, daß die Bauern in unserer Gegenwart auf den Kaiser geschmäht hatten und meinte, es sei gut, daß wir diesen verfluchten Schuften es tüchtig für ihre Frechheit gegeben hätten. Er sagte uns noch, der Kaiser Napoleon sei jetzt unser Kaiser und Herr, dem wir den Fahneneid geschworen hätten, und der sei ein schlechter Kerl von Soldat und verdiene, daß man ihm die „Knetka" mit Schimpf und Schande auszöge, welcher dulde, daß man in seiner Gegengwart auf den Kaiser auch nur ein

Schimpfwort auszustoßen wage. Und der alte Capitain hatte hierin wie immer Recht, denn ein braver Soldat darf es nie leiden, daß man in seiner Gegenwart auf den Herrn, dem er nun einmal den Fahneneid zugeschworen hat, Schimpfereien auszustoßen wage. So habe ich es mein Lebtag stets gehalten, in wie vielen verschiedenen Ländern ich auch diente.

Besser ging es mir einige Märsche darauf, nicht mehr weit von Perpignan, wo wir mehrere Tage rasteten, um mit frischen Kräften in Spanien einzumarschiren. Ich kam bei einer Müllerin ins Quartier, einer noch rüstigen Wittwe, die nur ein einziges Töchterchen von 14 — 15 Jahren hatte, ein frisches hübsches Mädchen mit gar lebhaften schwarzen Augen. Die alte Mutter, der die beiden einzigen Söhne schon als Soldaten in den letzten Kriegen gefallen waren, hatte Mitleid mit mir, daß ich noch so jung in den schrecklichen Krieg nach Spanien, wo kein Mensch wieder lebendig herauskäme, müsse, und nahm mich mit großer Freundlichkeit auf. Daß ich so wenig fluchte und auch nicht viel trank, gewann mir bald ihre Zuneigung noch mehr und als ich ihr gar des Abends auf meiner Trompete so lustige und dann wieder traurige Stückleins vorblasen mußte, schloß sie mich ganz in ihr Herz. Sie machte mir nun den Vorschlag, ich solle auf dem Marsche desertiren, was ich als Nichtfranzose gut könne, und dann heimlich auf ihre Mühle zurückkehren, wo sie im Anfang mich schon so geschickt verbergen wolle, daß mich Niemand auffinden könne. Nach einiger Zeit wolle sie mich dann für einen Vetter aus dem Elsaß ausgeben, ich solle das Müllergewerbe lernen und nach einigen Jahren dann ihre Jeanette, der sie so einen hübschen Jungen zum Manne wünsche, heirathen. Die kleine „Jeanette" gefiel mir zwar ganz wohl, den gut gemeinten Vorschlag selbst aber wies ich halb lachend, halb entrüstet mit Entschiedenheit zurück. Ich meine Uniform wieder ausziehen, die ich schon so liebgewonnen hatte, und nun gar heimlich desertiren, — eine Königin hätte mir ihre Tochter dafür anbieten können, und doch hätte ich solchen

Tausch mit Bestimmtheit abgelehnt; ich muß jetzt noch bei dem Gedanken lachen, was wohl aus mir geworden, wenn ich damals auf diese wohlgemeinten schwiegermütterlichen Pläne der Müllerwittwe weiter eingegangen wäre. Da wäre ich denn wahrscheinlich auch ein dicker wohlhabiger Mühlenbesitzer mit einem halb Dutzend Kinder und wohl schon Enkeln, und jetzt bin ich ein alter verbrauchter Capitain, der von seiner Pension leben muß und außer seinem Hund auf dieser ganzen Welt kein lebendes Wesen weiß, das mit Theilnahme an ihm hängt.

Trotz meiner Weigerung, auf ihren Vorschlag einzugehen, blieb die Müllerwittwe mir doch gewogen, so lange ich bei ihr im Quartier lag, und suchte mich ordentlich nach ihrer Art herauszufüttern. Beim Wegritt schenkte die gute Frau mir noch zwei neue starke Hemden, die treffliche Dienste leisteten und ein blankes Fünffrancsstück, und die kleine Jeanette hing mir ein kleines Kreuz aus Korallen an einer Schnur um den Hals. Wegen dieses Zeichens, was ich lange bei mir trug, bin ich in Spanien oft für einen strenggläubigen Katholiken gehalten worden, wodurch ich mancherlei Vortheile hatte. Was mir und meinen Kameraden übrigens im südlichen Frankreich auffiel, war, daß die Leute uns stets so sehr bedauerten, weil wir nach Spanien marschiren mußten, ein Land, was man allgemein als eine wahre Mördergrube für den französischen Soldaten betrachtete, aus dem so leicht keiner wieder mit gesunden Gliedmaßen herauskäme. Freilich hatten die Bewohner des südlichen Frankreichs gerade vorzugsweise Gelegenheit gehabt, die vielen Tausende junger und rüstiger Soldaten, die seit 1808 nach Spanien hineinmarschirt waren, zu sehen und damit die traurigen Häuflein von Blessirten und Invaliden, die sich wieder von da hinausschleppten, zu vergleichen. Auf mich machte übrigens die abschreckende Schilderung, die wir jetzt überall von den Schrecknissen des spanischen Krieges erhielten, nicht den mindesten Eindruck. Im Gegentheil sogar, ich freute mich darauf

daß wir bald in den Krieg kämen, und hatte große Gedanken, was für Ruhm und Ehre und hohe Officiersgrade ich mir in demselben erkämpfen wolle. Je blutiger der Krieg, desto bessere Avancements gebe es auch für mich, dachte ich damals in meinem jugendlichen Leichtsinn. Unter solchen Gedanken kam ich denn bei der „Bidussoa" an, die wir am 2. August 1810 überschritten und uns darauf auf spanischem Boden befanden.

Drittes Kapitel.

Eintheilung in das Regiment. Erstes Gefecht.

Es war ein gewaltiger Unterschied, als wir uns auf dem spanischen Boden befanden, und man konnte sogleich erkennen, daß wir jetzt in einem Lande waren, dessen Bevölkerung uns zum größten Theil bitter haßte. Von jetzt an mußten die Pistolen stets geladen sein und die größte Wachsamkeit ward vom Capitain dringend empfohlen. In dem ersten spanischen Städtchen, wo wir Nachtquartier hielten, sah es wüst und unheimlich aus; von der eigentlichen Bevölkerung desselben war fast kein Mensch zu sehen, denn viele Männer sollten in den Bergen als Guerillas gegen uns kämpfen, die Frauen und Kinder aber theilweise geflohen sein. Die Häuser waren vielfach halb zertrümmert, die Thüren und Fensterrahmen ausgerissen, um bei den Bivouacfeuern verbrannt zu werden, die Fensterscheiben zerschlagen. Aus der Kirche hatte man ein Fouragemagazin gemacht und durch den Muthwillen der Soldaten waren mehrere darin aufgehängte Bilder der Jungfrau Maria und einiger anderer Heiligen mit tüchtigen schwarzen Schnurrbärten, mittelst Holzkohlen gemalt, versehen worden. Da es hier das Erstemal war, daß ich solche Scenen der Zerstörung und Verwüstung sah, so machten dieselben einen tiefen Eindruck auf mich, später bin ich in meinem Leben noch mehr wie genug an oft noch viel ärgere gewöhnt worden. War übrigens das Städtchen an Einwohnern sehr leer, so befanden sich dafür desto mehr Soldaten in demselben; ein großes Hospital

war hier, dann Depots für Invaliden und Rekonvalescenten, und zum Schutz derselben wie auch zur Bedeckung für die häufigen Transporte, die von hier zu den im Innern Spaniens stehenden Truppenkorps abgingen, oder von denselben kamen, mehrere Bataillone Infanterie von einem „Rheinbunds-Kontigent". So herrschte ein reges militairisches Leben und man konnte so ziemlich eine Musterkarte aller Truppen und Waffengattungen die auf des Kaisers Befehl in Spanien fochten, hier vereinigt sehen. Besonders viel Süddeutsche waren auch hier, und es wunderten sich manche derselben, mit denen ich mich in ein Gespräch einließ, oft sehr, daß ein polnischer Lancier so geläufig deutsch zu sprechen verstehe. Auf den Krieg in Spanien schalten alle diese deutschen Soldaten fast beständig und meinten, es sei eine Schande für sie, daß ihre Landesherren sie hätten hieher schicken müssen, und es wäre daheim im Vaterlande viel besser, worüber ich sie tüchtig auslachte. Vielfache Streitigkeiten entstanden zwischen diesen Soldaten von den deutschen Rheinbund-Kontigenten und den Nationalfranzosen, und es mußten an Orten, wo solche gemeinschaftlich lagen, stets große Patrouillen umhergehen, um ernsthafte Zusammenstöße zu verhindern. Die Polen vertrugen sich übrigens stets gut mit den Franzosen, aber doppelt schlecht mit den Deutschen, gegen welche sie eine besondere Abneigung hatten.

Da das Städtchen ziemlich überfüllt war, so mußten wir mit unsern Pferden bivouaciren, wozu wir Holz und Stroh aus dem Magazin erhielten. Auch faßten wir jetzt eine fünftägige Ration an hartem Brod, das fast wie Schiffszwieback gebacken war, und eingesalzenem Hammelfleisch für uns und an Gerste für unsere Pferde. Das harte Brod und das schlechte Fleisch wollte mir anfänglich gar nicht recht munden, bald aber gewöhnte ich mich daran und es dünkte mir später noch oft als ein köstliches Mahl, wenn ich nur einige Bissen davon hatte. Gut schmeckte mir aber gleich anfänglich der spanische Wein, obgleich es mir Mühe kostete, das Trinken aus den

Schläuchen von Ziegenfell, in denen derselbe transportirt ward, zu lernen; es gehört eine eigene Uebung dazu, indem man den Schlauch etwas vom Gesicht ab hält, und so den daraus hervorspritzenden Strahl geschickt mit dem Munde auffangen und ohne Schlucken dann in die Kehle hinabgleiten lassen muß.

Da unsere Lanciers zu viel Handpferde und Remonten bei sich hatten, um sich im Falle eines Angriffs durch eine starke Guerilla-Bande gehörig vertheidigen zu können; bloße Reiterei in dem hohen Gebirge, worin wir uns befanden, auch schwerer zu verwenden ist, so erhielten wir bald eine Compagnie französischer Voltigeure zur Bedeckung, um den weiteren Marsch zu unserem Regimente antreten zu können. Wir erfuhren, daß dasselbe jetzt zu dem sechsten Armeekorps unter dem Marschall Ney, Herzog von Elchingen und späteren Fürsten von der Moskowa, gehöre, und unweit Taragona stehen solle. Unsern Marsch dahin traten wir mit den größten militairischen Vorsichtsmaßregeln an, die auch um so dringender nöthig waren, da eine starke Guerilla-Bande unter dem bekannten Häuptling „Empecinado" in der Gegend umherschweifen sollte. Voran die Avantgarde von 50 Voltigeuren, unter dem Befehl eines Officiers, der fortwährend kleine Streifpatrouillen vorwärts und nach den Seiten hin ausschickte. Auf diese Avantgarde folgte in hinreichender Entfernung das Gros unseres Kommandos, die Lanciers, von denen jeder 1—2 Remontepferde, die mit neuen Uniformen, Waffen u. s. w. beladen waren, an der Hand führte. Auch diese Lanciers mußten stets auf einen möglichen Angriff gefaßt sein und alle Waffen daher zur Hand haben. Einige Karren mit Gepäck aller Art, dann ein Kassenwagen, sehr schwer mit blanken „Realen" zur Auszahlung des Soldes für die Truppen beladen, waren in der Mitte. Eine starke Arriergarde, ebenfalls aus 50 Infanteristen und 10—12 Lanciers bestehend, schloß den langen Zug. Auf solche Weise gegen einen feindlichen Ueberfall möglichst geschützt, marschirten wir langsam durch die tiefen Thäler und über die hohen Felsen,

über welche der Weg führte. Hier lernte ich so recht erst große Gebirge kennen, denn was ich vorher von Bergen in Deutschland und Frankreich gesehen hatte, verschwand gar sehr gegen diese Felsenkuppen, die von allen Seiten auf uns herabstarrten, dabei war die ganze Gegend öde und unbebaut, und wenn sich hie und da einzelne spärliche Dörfer am Wege zeigten, so waren sie halbverfallen und dabei fast ganz unbewohnt. Nur einzelne Greise und Weiber schlichen halb verhungert in den Hütten umher, die übrige Bevölkerung war größtentheils bei unserer Annäherung in die Berge geflüchtet. Die Nächte bivouacirten wir jetzt stets im Freien und es wurden dann immer Patrouillen ausgeschickt und Vorposten aufgestellt, einen heimlichen nächtlichen Ueberfall durch die Guerilla-Banden zu verhindern. So waren wir wohl schon an 4—5 Tage ohne weitere Begebenheiten fortmarschirt, als ich Gelegenheit haben sollte, zum Erstenmal in meinem Leben die feindlichen Kugeln pfeifen zu hören. Langsam wie immer marschirten wir durch ein enges Thal, welches von der einen Seite von einer steil gegen den Himmel ansteigenden Felswand, von der anderen aber durch einen minder steilen Berg, der am Fuße mit dichtem Gebüsch bewachsen war, eingefaßt wurde. Wir waren schon am Morgen mehrere Stunden fortmarschirt und ich befand mich ohne Handpferd bei den Lanciers der Avantgarde, als plötzlich aus dem Gebüsche über unseren Köpfen wohl an 10—12 Schüsse krachten und 2 unserer Infanteristen sogleich todt zur Erde stürzten, mir selbst war eine Kugel durch die „Chapka" gegangen und ich entsinne mich noch, daß ich sehr erschrocken auf dem Sattel zusammenfuhr, als ich dieselbe so dicht über meinem Kopfe hinpfeifen hörte. Damals war ich dergleichen Töne noch nicht so gewöhnt, wie es jetzt bei mir der Fall ist. So wie die Schüsse gefallen waren, kam plötzlich ein ganz anderes Leben unter unsere Kolonne; „Formez les rangs" ertönten die Kommando-Rufe der Offiziere und in gleichem Augenblick standen sowohl die Infanteristen wie auch unsere Lanciers fest

geschlossen da. Von Letztern mußten sogleich noch mehrere ihre Handpferde an ihre Nebenmänner abgeben, so daß der Capitän fünfzig Lanciers, die kämpfen konnten, in Bereitschaft hatte.

„Les colonnes des tirailleurs en avant", hieß es jetzt bei den Voltigeurs, und unter Anführung zweier Lieutenants kletterten zwei Tirailleurszüge den Berg hinan, von dem die Schüsse gefallen waren. Die Guerillas mußten sich aber schon geflüchtet haben, denn es kam nicht weiter zum Gefecht, und nach einer kleinen halben Stunde kehrten unsere Tirailleurs wieder zurück, nachdem sie einen Bauern mit den Waffen in der Hand gefangen hatten. Es war dies ein hübscher, kräftiger Bursche, dessen ganzes Wesen Kraft, aber zugleich auch Trotz und wilden Haß gegen uns zeigte. Auf die an ihn in spanischer Sprache gerichteten Fragen verweigerte er hartnäckig jede Antwort, und so ward denn schnell ein Standgericht niedergesetzt und nach einer halben Stunde war er schon von fünf Voltigeurs erschossen; die Leiche ward an einen Baum gehängt, und ihr ein Blatt Papier, worauf der Grund der Bestrafung französisch und spanisch angegeben war, auf der Brust befestigt. So pflegten es die Soldaten damals mit allen Bauern zu machen, die mit den Waffen in der Hand gefangen wurden und sich nicht ausweisen konnten, daß sie zu einem regulairen Korps gehörten. Gar manches Dutzend Spanier habe ich später noch auf diese Weise erschießen sehen, ohne daß dergleichen Exekutionen auf mich den mindesten Eindruck mehr machten, so groß er auch bei dieser ersten war. Der Mensch gewöhnt sich an Alles, und so ein spanischer Feldzug war eine gute Schule der Abhärtung jeglicher Art.

Bei dem Regimente, welches unser Kommando ohne weitere Fahrnisse nach zehn oder zwölf Tagemärschen erreichte, erregte das Kommen desselben große Freude. Die letzten Kriegsereignisse seit 1809 hatten dasselbe ungemein stark mitgenommen, und es ward Noth, daß es wieder Ersatz erhielt, denn manche Eskadrons zählten nicht mehr als sechzig

Mann unter den Waffen. Und wie mitgenommen von den Märschen, Bivouacsgefechten sahen die Uniformen aller Lanciers aus! Die himmelblaue Farbe der „Kuntkas" war kaum mehr von den hellgelben Aufschlägen und Rabatten zu unterscheiden, so mit Schmutz überzogen oder geflickt und gefleckt war Alles. Kaum wieder zu erkennen waren die Lanciers, als sie die ganz neuen Uniformen, die wir auf unseren Handpferden für sie mitgebracht, erhalten hatten. Noch mehr wie über die neuen Uniformen, freuten sich viele Reiter über die frischen Remonten, die sie jetzt von uns erhielten. Manche Lanciers hatten gar keine Pferde mehr und mußten zu Fuß laufen, andere ritten steife, hart mitgenommene, zusammengejagte Mähren, oder Maulesel, oder hohe plumpe Beutepferde, die sie den Spaniern oder dem englischen Train abgenommen hatten. Jetzt wurden aber so an 150—160 gute Remonten, eben frisch aus den polnischen Steppen gekommen, unter das Regiment vertheilt, welchs dafür seine nicht mehr guten Rosse an das Militärfuhrwesen abgeben mußte, und das gab dem Ganzen gleich wieder ein viel besseres Ansehen. Wie jubelten und freuten sich die braven Lanciers über alle diese Verbesserungen und dachten nicht mehr an die unzähligen Beschwerden und Gefahren, die sie schon überstanden hatten und die in noch viel größerer Menge ihrer harrten. Gesungen und gezecht wurde die ganze Nacht nach unserer Ankunft und manche Lanciers tanzten sogar untereinander die heimathliche Mazurka.

Unser Kommando ward jetzt aufgelöst und die Mannschaft desselben unter die einzelnen Eskadrons des Regiments vertheilt. Leid that es mir, daß ich von jetzt an nicht mehr unter dem unmittelbaren Befehl des Capitäns Waliawsky stehen blieb, da dieser als „Chef d'escadron" zur 4ten Eskadron versetzt ward, während man mich als Trompeter in die 2te Eskadron eintheilte. Der Befehlshaber derselben war ein Graf aus einem alten, vornehmen polnischen Adelsgeschlecht. Er war von stolzer und dabei schweigsamer Natur, und sprach, außer was im Dienst geschehen mußte, nie ein

Wort mit seinen Leuten. Dabei war er aber ein sehr tüchtiger Soldat, muthig, wohl erfahren und von unpartheiischer Gerechtigkeit, der strenge darauf wachte, daß Jeder das erhielt, was ihm gebührte, Verpflegung und Belohnung, aber auch Strafe. Die Lanciers seiner Eskadron liebten ihren stummen Kommandanten zwar nicht sonderlich, hatten aber große Achtung vor seiner Gerechtigkeit und Vertrauen auf seine Tüchtigkeit, und das genügt im Kriege vollkommen.

Einige Tage, nachdem wir unter die verschiedenen Eskadrons vertheilt waren, hatte das Regiment eine große Musterung vor dem General Sebastiani zu bestehen. Neu uniformirt und wieder durchgängig gut beritten, gewährte unser Regiment wahrlich einen stattlichen Anblick, und war in der That eins der besten leichten Cavallerie-Regimenter, die ich in meinem ganzen Leben gesehen habe. — Eine große Zahl alt gedienter Lanciers, Leute, die schon an zehn bis vierzehn Jahren beständig den französischen Adlern in allen Welttheilen gefolgt waren, befanden sich in den Gliedern und waren für ihre jüngeren Kameraden die besten Muster, die man sich nur wünschen konnte. Wie das Donnerwetter flogen wir heute bei der Musterung vor dem General über die Ebene hin und her, und ich zweifle, ob selbst die Lanciers der Garde ihre Sache besser, ja nur so gut wie wir, gemacht hatten. Der Pole ist fast durchgängig ein guter leichter Reiter, und heute, wo der General mit seiner ganzen Suite uns besichtigte und auch viele Soldaten anderer Regimenter als Zuschauer umherstanden, galt es Ehre einzulegen. Es war dies das erste größere Cavallerie-Exercitium, was ich mitmachte, und noch jetzt erinnere ich mich, welch großes Vergnügen es mir gewährte, wenn wir Trompeter die Signale zum Galopp geblasen hatten, und dann so das ganze Regiment über die Ebene dahinsauste. Vor solch einem General, wie dem Sebastiani, zu exerciren, war aber auch eine wahre Lust, denn dem sah man gleich in jedem Zoll den Soldaten durch und durch an. Wie blitzte sein Auge, wenn er so an der

Spitze seines glänzenden Generalstabes an unserer Fronte dahingaloppirte, und sein großer Brauner, von meklenburgischer Zucht, schien nur so unter ihm dahinzutanzen.

Nach beendigtem Manöver befahl der General, daß alle neu eingetretenen Lanciers in einer Reihe zusammen aufgestellt werden sollten, damit er sie besonders mustern könne. Langsam ritt er an unserer Front vorüber und richtete fast an jeden Einzelnen in französischer Sprache einige kurze Fragen. Als er zu mir herangekommen war, sah er mich von Oben bis unten scharf musternd an, denn mein noch ziemlich knabenhaftes Aeußere mochte ihm auffallen.

„Vous êtes encore bien jeune, mon garçon, quel est donc votre âge?“ fragte er mich dann.

„Seize ans, mon General“, antwortete ich mit fester Stimme.

„Êtes vous un Polonnais?“ fragte er mich wieder.

„Non, mon général, un Prussien.“

„Ah, un Prussien, c'est bon.“

Bei diesen Worten wandte er sich an meinen Nebenmann, einen schon graubärtigen Lancier, der früher schon viele Jahre gezwungen in einem polnischen Lanciers-Regiment des Kaisers von Oesterreich gedient hatte und dessen überall stark bewachsenes Gesicht, freilich sehr gegen meine glatten Backen, auf denen sich zu meinem großen Verdruß auch noch nicht die leiseste Spur von Bart zeigen wollte, abstach.

Am Nachmittag nach der Musterung, ließ uns der General eine tüchtige Extraportion von gutem Wein geben, und wieder herrschte Jubel und Lustigkeit bei unseren Lanciers und viel hundert Mal konnte man die lauten „vive l'empereur“ oder auch oft „vive le général Sebastiani“ an dem Abend noch vernehmen.

Viel Ruhe ward den französischen Truppen zu jener Zeit in Spanien nicht gegeben, und so marschirten wir denn auch ein oder zwei Tage nach dieser Musterung wieder ab, und mehr nach dem Innern zu. Wir hatten eine starke Kolonne

regulairer spanischer Truppen, die sich langsam zurückzogen, vor uns, und da wir, die einzige leichte Cavallerie, bei der Division waren, so hatten wir die Aufgabe, die Nachhut unserer Gegner beständig zu verfolgen und in Athem zu halten. Das war denn eine gar harte Arbeit und ich lernte die Strapazen des Felddienstes jetzt gleich so recht aus dem Grunde kennen. Tag und Nacht mußte man fast im Sattel sein, und wenn man kaum einige Stunden geruht hatte, gleich hieß es wieder zum Aufbruch blasen und den Feind verfolgen.

Ich war im Anfang oft so müde, daß ich mich kaum auf meinem Grauschimmel noch erhalten konnte, und wohl hundertmal im Sattel einschlafen wollte; dann fiel mir aber sogleich wieder ein, daß ein schlafender Reiter seinem Pferde gar leicht einen Satteldruck zufügt, und die gute Kur, die ich deßhalb auf dem Marsche in Frankreich von dem Capitän Waliawsky hatte durchmachen müssen, stand mir lebhaft vor Augen und gewaltsam ermunterte ich mich wieder. Sobald wir aber nur eine Stunde vom Pferde absitzen konnten, warf ich mich gleich auf den Boden, mochte dieser auch noch so hart oder schmutzig sein. Allmählich gewöhnte ich mich immer mehr und mehr daran, den Schlaf zu entbehren, so daß ich vollkommen zufrieden war, wenn ich nur 5—6 Stunden des Tags schlafen, auch ganz ohne Beschwerde 1—2 Nächte munter bleiben konnte. Für einen Soldaten im Felde ist es in der That kein geringer Vortheil, wenn er wenig Schlaf bedarf.

Da die spanischen Truppen beim Rückzug alle Vorräthe in den Dörfern und Städten mitgenommen oder zerstört hatten, wir leichten Truppen aber unseres beständigen Herumflankirens wegen nur sehr schwer aus den Magazinen verpflegt werden konnten, so war bei uns nur zu oft Mangel an den nothwendigsten Lebensmitteln. Eine handvoll Bohnen, oder einige Kolben Mais, die wir an den Wachtfeuern rösteten, mußten häufig die Nahrung für den ganzen Tag abgeben. Da hieß es denn, wenn der Magen allzusehr knurrte

und brummte, die Säbelkoppel fester schnüren und sich ein Liedlein singen oder pfeifen, um die hungrigen Gedanken zu vertreiben. Bisweilen freilich ging es uns auch besser und es ward gar gut geschmaust. So entsinne ich mich noch jetzt des Jubels, als eine Streifpatrouille von einigen dreißig Lanciers, denen ich als Trompeter beigegeben war, eines Tags in einem alten verfallenen Stall ein fettes Schwein fand, was man künstlich daselbst verborgen hatte. In einem Augenblick hatte die Sau unter zahllosen Lanzenstichen ihr Leben verendet. Kochfeuer wurden schnell angezündet und kaum eine halbe Stunde darauf schmausten wir an Schweinsrippenbraten, Coteletts so sehr, daß uns die Magen fast platzen wollten. Den Schweinskopf selbst kochten wir schwarz und schenkten ihn dann den Officieren unserer Eskadron, die über dies schöne Geschenk sich sehr erfreut zeigten, da ihre Küchen nicht viel besser als die unsrigen bestellt waren. Besonders Jagd machten wir auch, so weit es die Zeit erlaubte, auf die Gruben der spanischen Bauern, in denen diese ihr Getreide verbargen. Diese Gruben waren ganz flach, mit Erde wieder zugeworfen und so festgetreten, daß es sehr schwer war, dieselben vom übrigen Boden zu unterscheiden und aufzufinden. Fanden wir übrigens solche Gruben, und bisweilen glückte uns das, so ward das Korn zwischen Steinen zermahlen, das so gewonnene Mehl mit Wasser und wenn wir ihn hatten, etwas Wein zu einem dünnen Brei angerührt, und dieser dann am Feuer geröstet. Solches ungesäuerte Brod schmeckte fast wie das Osterbrod der Juden und bildete oft mehrere Tage unsere Hauptnahrung, da es sich bequem hinten auf dem Mantelsack befestigen ließ. Auch unseren hart mitgenommenen Pferden that es sehr gut, wenn sie mitunter Korn oder solches Brod mit als Futter bekamen. Eigentlichen Hunger wie wir brauchten dieselben feilich nicht zu leiden, da es stets frisches Gras genug für sie gab, allein bei dem starken Dienst, den sie verrichten mußten, genügte dasselbe nicht immer, um sie gut bei Kräften zu erhal-

ten, daher denn so eine Extraration wohl angebracht war. Daß aber sein Pferd stets möglichst gut im Stande sei, muß immer mit die Hauptsorge eines tüchtigen Cavalleristen sein.

Kleine Vorpostenplänkeleien hatten wir jetzt zwar häufig mit den Spaniern, zu einem ernsthaften Gefecht wollten dieselben aber niemals recht Stand halten, und so hatte ich die eigentliche Feuertaufe noch nicht erhalten. Mir war dies sehr unangenehm, denn so lange, bis dies geschehen, wurde ich in der Eskadron noch immer als Rekrut behandelt und konnte an manchen Vorrechten der anderen Lanciers nicht Theil nehmen. So erhielt ich z. B. meinen Antheil an der Menage nicht nach einer bestimmten Reihenfolge, sondern immer zu letzt, worüber ich mich stets ärgerte. Auch sonst mußte ich allerlei Dienste verrichten, in denen die Soldaten, welche die Feuertaufe schon erhalten hatten, sich sonst ablösten, und wenn ich mich hie und da in ein Gespräch mischen wollte, so antwortete wohl häufig ein alter Lancier: „Gelbschnabel, willst du wohl schweigen", oder: „Wie kannst du wohl darüber mitsprechen wollen, hast ja die blauen Bohnen noch nicht geschmeckt", und was ähnliche spöttische Redensarten waren. Endlich, in den ersten Tagen des Monats October, sollte mein sehnlichster Wunsch nach einem tüchtigen Gefecht in Erfüllung gehen. Die spanische Arrieregarde, ungefähr 6—7000 Mann stark, beschloß, uns die Zähne zu weisen und unsere etwas zu hitzige Verfolgung wo möglich zu mäßigen. Schon am Frühmorgen, als wir kaum einige Stunden gerastet hatten, kamen unsere Patrouillen mit der Meldung zurück, daß der Feind sich in einem Engpasse gesetzt habe und Miene mache, denselben zu vertheidigen. Das brachte Leben in unsere Eskadron, denn alle Lanciers freuten sich auf einen tüchtigen Strauß, indem sie hofften, daß es alsdann etwas Ruhe geben würde. An dem Morgen wurde Sattel und Zaumzeug und die Waffen sorgfältiger wie je nachgesehen, und auch ich gürtete meinen kleinen Schimmel fester und schnallte die Bügel um ein Loch kürzer, damit ich möglichst fest im Sattel sitze.

Der Kommandeur unserer Avant-Garde, ein französischer Brigade-General, dessen Name mir wieder entfallen ist, stieg bei dem Rapport von dem Festsetzen des Feindes gleich zu Pferde und ritt mit seinem Stabe hin, das Terrain zu recognoszziren. Als er wieder zurückkam, hörte ich, daß er zu unserem Chef d'escadron, der vor unserer Front hielt, denn wir standen schon aufmarschirt neben unseren Pferden, sagte:

„Il y a quelque anguille sous roche, le general des Espagnoles a du sang au bout des ongles.“

Das waren also gute Aussichten und wir konnten auf einen heißen Tag sicher rechnen.

Die Truppen, welche unser General zur Verfügung hatte, bestanden aus sechs Bataillonen französischer Infanterie und einem Bataillon Hessen oder Nassauer, sechs bis acht leichten Geschützen, vier Eskadrons von einem französischen Dragoner-Regiment und drei Eskadrons von unserem Regiment. Gegen acht Uhr Morgens mußten wir aufsitzen und marschirten in langsamem Schritt vor. Bald konnte ich die feindliche Linie sehen. In einem Thale, das zu beiden Seiten von steilen Felsen eingefaßt war, hatte sich der Feind sehr zweckmäßig aufgestellt und einen von einer Mauer umgebenen Kirchhof mit einer kleinen Kirche darin, zum Mittelpunkt seiner Stellung gewählt. Das deutsche Bataillon ging zuerst mit aufgelösten Tirailleurs-Zügen vor und fing mit den spanischen Tirailleurs ein lebhaftes Geplänkel an. Plötzlich brach spanische Reiterei hinter den Reihen ihrer Infanterie hervor und stürmte auf die Deutschen los. Es wollte diesen nicht glücken, noch schnell genug ein Quarré zu formiren. Viele Tirailleurs wurden einzeln von den spanischen Dragonern niedergehauen. Die meisten aber flohen den Berg hinauf, wohin jene mit ihren schweren Pferden nicht zu folgen vermochten. Mit klopfendem Herzen hatte ich diesem Schauspiel bisher zugesehen, ein eigenes Gefühl von Freude und doch auch wieder Furcht durchdrang mich. Allzuviel Zeit zu solchen Betrachtungen sollte mir nicht mehr bleiben.

„Les lanciers en avant, en avant!" schrie schon aus der Ferne ein heransprengender Adjutant des Generals dem Lieutenant-Colonel zu, der unsere drei Eskadronen befehligte. Das Signal zur Attaque wurde von uns Trompetern geblasen und im Trabe gingen die drei Eskadrons vorwärts den Spaniern entgegen. „Au galop" hieß es jetzt, da wir wohl noch an 200 Schritte von dem spanischen Regiment entfernt waren, und kaum vermochte ich das Signal noch auszublasen, so stürmte es jetzt schon fort. „Hussah, Hussah!" riefen jetzt die Lanciers und legten die Lanzen zum Stoße aus. „Hussah! Hussah!" rief auch ich, warf die Trompete auf den Rücken, und schwenkte meinen Säbel über dem Kopf, den ich vorher am Faustriemen am Handgelenk hängen gehabt hatte. Das spanische Reiter-Regiment schien nicht Neigung zu haben, unseren wilden Angriff auszuhalten, es schwenkte im Galopp in zwei Abtheilungen auseinander, wandte uns den Rücken und sprengte davon. In vollem „ventre à terre" jagten wir nach; da entstand plötzlich ein Gekrache, daß mir die Ohren dröhnten, ein Gepfeife und Gesause von Kugeln, und rings um mich ein Aechzen von Menschen, Wiehern von Pferden, Fallen von schweren Körpern, Fluchen und Verwünschungen in polnischer und französischer Sprache, daß ich fast ganz betäubt ward. Wir waren in die Schußlinie einer verdeckt aufgestellten spanischen Batterie gerathen, und hatten eine tüchtige Kartätschenladung von derselben erhalten, daher diese Scenen. Unsere Attaque ward jetzt unterbrochen, viele Pferde drehten von selbst um, Andere mochten wohl von ihren Reitern gewendet werden, noch Andere liefen los umher. Kurzum, unsere Glieder kamen vollkommen in Unordnung, und ziemlich rasch drehten wir dem Feind den Rücken. Wohl an 6—800 Schritte mochten wir so in ziemlich unordentlicher Flucht fortgejagt sein, da glückte es dem Lieutenant-Colonel, der wie ein Rasender fluchte und schimpfte und mit dem Säbel auf die fliehenden Lanciers hieb, die ganze Masse wieder zum Stehen zu bringen, die Glieder ordneten sich, wir schwenkten

wieder ein, und ritten im Trab wieder einige hundert Schritte gegen die spanischen Dragoner, die uns gefolgt waren, vor. Wie diese sahen, daß wir wieder vollständig in Ordnung waren, machten sie wieder kehrt und zogen sich hinter ihre Batterie zurück. Jetzt hatten wir einen Augenblick Zeit, unseren Verlust zu mustern, und es fand sich, daß unsere drei Eskadrons an Todten und Verwundeten einige 50 Mann verloren hatten. Die französische Infanterie hatte jetzt das Gefecht mit aller Kraft aufgenommen, und zwei Voltigeurs-Compagnien, ich glaube vom 87ten Regiment der Linie, stürmten nicht ohne großen Verlust mit dem Bajonnet die uns so verderblich gewordene Batterie. Auch die französische Batterie war jetzt neben uns aufgefahren, und ihre Kugeln flogen dicht bei uns vorüber dem Feinde zu. Das französische Dragoner-Regiment hatte jetzt gegen die spanische Reiterei attakirt, war aber von dieser, die gewiß noch mal so stark war, tüchtig zurückgeworfen worden. In eben so wilder Flucht, wie wir vorhin, jagten die Franzosen an uns vorüber und machten jetzt hinter unserer Front Halt, um sich zu sammlen. Jetzt hieß es wieder für uns vorwärts gehen, um die Spanier zu werfen, und mit wilden Drohungen schwor unser Lieutenant-Colonel, derjenige Lancier, der wieder umkehre, sei der feigste Schuft von der Welt, dem seine „Kuntka" mit Schande ausgezogen werden müsse. Wieder bliesen wir Trompeter „im Trab" und gleich darauf „im Galopp" vorzugehen und mit neuem kräftigen „Hussah" ging es darauf los. Diesmal glückte es uns besser. Zwar schossen die spanischen Dragoner mit ihren langen Karabinern noch mehrere Lanciers von uns nieder, allein unseren heftigen Anprall im raschen Galopp vermochten sie nicht auszuhalten; sie wandten sich zur Flucht und wir wie die Teufel hinter ihnen her. Manchen hochmüthigen Don mit seinen hohen Lederkamaschen gabelten sich unsere Lanciers mit ihren langen Lanzen noch vom Pferde herunter, bis unser Anführer durch die Trompeter „Appel" blasen ließ, damit wir nicht wieder in das

Bereich des Feuers der spanischen Geschütze kämen, welche zum Schutz ihrer Reiterei gegen uns zu spielen begannen. Unser Verlust bei dieser zweiten Attaque war übrigens lange nicht so groß, wie bei der ersten und mochte einige zehn Todte und Verwundete betragen haben. Mir hatte eine Kugel aus einem Karabiner eine große Beule in meine Trompete, die ich in der Hand hielt, geschlagen, so daß ich zum großen Ergötzen der Soldaten so lange sehr schreiende Mißtöne aus derselben hervorlockte, bis der Schaden wieder reparirt war. Uebrigens hatte mir diese Attaque große Freude gemacht; wie toll und unsinnig war ich darauf losgeritten und hatte immer am lautesten „Hussah, Hussah!" gerufen. Einem hohen spanischen Dragoner, der auf seinem großen andalusischen Hengst vor mir hergaloppirte, habe ich mit meinem Sarras einen so tüchtigen Hieb gegeben, daß er aus dem Sattel purzelte und gefangen genommen wurde. In meinem tollen Eifer hielt ich mich bei dem Gefangenen gar nicht auf, was sehr dumm von mir war, denn später erfuhr ich, daß französische Infanteristen bei demselben eine volle Börse gefunden und zu sich genommen hätten. So war uns dieser fette Bissen, den ich bei meiner geringen Löhnung als Trompeter wohl hätte brauchen können, entgangen. Ueberhaupt habe ich beim Plündern nie recht Glück gehabt, dasselbe auch fast immer verschmäht, und nur im Nothfall, wenn es in meinen Taschen gar zu kahl aussah, gethan.

Als wir die spanischen Dragoner geworfen hatten, ließ der Brigade-General das ganze Gefecht abbrechen, und die Spanier setzten in guter Ordnung und ohne weiter von uns verfolgt zu werden, da Menschen wie Thiere viel zu müde und erschöpft waren, ihren Marsch fort. Wir hatten unseren Zweck, den Paß zu nehmen, wenn auch mit verhältnißmäßig großer Aufopferung von Menschenleben, erreicht und damit mußten wir uns vorerst begnügen. Für mich hatte dies Gefecht, was mir deßhalb stets so erinnerlich geblieben ist, das Gute, daß ich von jetzt an nicht mehr als Rekrut, sondern als

förmlicher Soldat in unserer Eskadron angesehen wurde. Am Abend mußte ich der Kameradschaft, mit der ich gemeinsam kochte, einen Schlauch Wein, den ich mit Aufopferung meiner ganzen Baarschaft von der „Vivandière“ kaufte, zum Besten geben, meine Gesundheit ward jubelnd und lärmend getrunken und ich völlig als Soldat in die Kameradschaft aufgenommen. Ein alter Lancier prickelte mir mit einem Schusterpfriemen eine Lanze und einen Säbel, die sich kreuzten, in den rechten Oberarm und darunter „7. Oct. 1810.“ Dies war der Tag des Gefechts. In die kleinen Löcher ward dann Schießpulver gerieben und dadurch die Tätowirung für das ganze Leben unauslöschlich gemacht. Dergleichen Tätowirungen waren im Regiment sehr im Gebrauch und manche Lanciers ließen sich Namen und Datum jedes bedeutenden Gefechtes, an dem sie Theil genommen hatten, einpricklen. So hatten wir einen alten Korporal, der schon einige 70 Gefechtsnamen auf beiden Armen und der Brust sich hatte verzeichnen lassen.

Viertes Kapitel.

Weitere Märsche und Gefechte. Vergiftungen in einem spanischen Hofe.

Am andern Tage nach dem erwähnten Gefechte setzten wir unsern Marsch wieder weiter fort. Es war eine Reihe fast ununterbrochener Mühseligkeiten und Entbehrungen, bei denen ein so junger Bursche, wie ich war, entweder ganz zu Grunde gehen, oder zu einem durch und durch abgehärteten Soldaten herangebildet werden mußte. Dank sei es meiner guten Constitution und der abgehärteten Erziehung, die ich von Jugend auf genossen hatte, es bekam mir Alles vortrefflich, ich blieb gesund und kräftig, und obgleich ich bisweilen mit meinen Kameraden hungern mußte, daß uns die Rippen krachten, ward ich doch größer und stärker, so daß ich fast aus meiner „Kuntka" heraus zu wachsen drohte. Kleine Gefechte hatten wir jetzt fast alltäglich und noch manch braver Lancier von den Ufern der Weichsel mußte hier sein Leben durch spanische Kugeln in den Felsenschluchten der „Sierren" enden. Ein kleines Gefecht, das unsere Eskadron mit einer starken Guerillas-Bande, die so keck war, uns anzugreifen, hatte, ist mir wegen der kühnen Art, womit wir einen steilen Berg hinaufjagten, noch erinnerlich. Die braunen Schufte glaubten, hier auf ihrer Höhe wären sie sicher vor uns und Cavallerie könne sie unmöglich dort angreifen. Französische Linien-Cavallerie oder gar spanische Dragoner mit ihren hohen schweren Rossen hätten dies freilich wohl bleiben lassen müssen, wir polnische Lanciers aber mit unsern schnellen, gewandten Pferden aus der Ukraine, die jetzt so dürre wie

die Katzen waren, und auch wie diese klettern konnten, vermochten dies. Unser chef d'escadron spornte seinen Fuchs an, daß er gleich einen tüchtigen Satz hinauf machte; en avant, en avant! hieß es und jetzt darauf, wir wußten kaum selbst, wie es geschah. Die Spanier waren so verdutzt über unsere wilde Attaque, daß sie größtentheils das Feuern vergaßen und eiligst davon liefen. Einige Dutzend von den Kerlen holten wir noch ein, und da von Pardongeben gegen die Guerillas, die unsere Kameraden stets so grausam ermordeten, keine Rede sein konnte, so wurden sie wie die Lerchen auf den Lanzen aufgespießt. Als wir wieder von der Höhe herabkamen, wobei freilich mancher Lancier mit seinem Rosse einen Purzelbaum schlug, lobte ein höherer französischer General, ich glaube „Saint Cyr-Nugues" hieß er, unsern „Chef d'escadron" ungemein über diese Attaque, und sagte, keine Kavallerie der Welt hätte diese unter so schwierigen Bodenverhältnissen besser ausführen können. Das glaube ich auch, denn so viel Reiterei ich auch in meinem Leben schon gesehen habe, hat, was kühnes und entschlossenes Reiten anbetrifft, keine die alten polnischen Lanciers-Regimenter des Kaisers Napoleon übertroffen. In Spanien wie in Rußland sind die Soldaten derselben größtentheils auf dem Bette der Ehre geblieben.

Unsere Pferde waren zuletzt von dem beständigen Herummarschiren in die Kreuz und Quere bei schlechtem Futter, wobei sie oft Wochen lang die Sättel nicht von dem Rücken bekamen, so angegriffen worden, daß einige Ruhe dringend nöthig für sie war. Auch waren zuletzt durch die beständigen Regengüsse, die uns unaufhörlich durchnäßten, alle Bergströme so angeschwollen, daß sie kaum mehr zu passiren waren, und der kleine Krieg schon nothgedrungen etwas aufhören mußte. In der Mitte des Monats Dezember wurden wir daher in Kantonirungsquartiere nicht weit von Valladolid gelegt, um uns etwas zu erholen. Freilich allzuviel Genüsse hatten wir dort auch nicht, doch waren wir und unsere Rosse

unter Dach und Fach und erhielten wenigstens eine halbwegs regelmäßige Verpflegung. Die größere Muße, die wir hier hatten, benützte ich besonders meist dazu, mich im Fechten und Stoßen mit dem Säbel und der Lanze noch mehr zu vervollkommnen, worin ein alter lang gedienter Brigadier unserer Eskadron, Namens Alleigne, ein geborner Franzose, der aber schon seit 1798 bei den Lanciers war, mich unterrichtete. Da ich von Jugend auf schon viel gefochten hatte, machte ich bald sehr große Fortschritte, und konnte sogar im Jahr 1811 die Prüfung bestehen, die nöthig war, wenn man sich in die Genossenschaft der „maître d'armes" aufnehmen lassen wollte.

Den Neujahrstag des Jahres 1811 verlebte ich unter Umständen, die mir stets unvergeßlich bleiben werden, und die auch zugleich zeigen, wie tief damals der Haß der Spanier gegen uns französische Truppen war. Mit 9 Lanciers unseres Regiments und einigen 20 Voltigeurs eines französischen leichten Regiments war ich in einer Meierei, die zu den Besitzungen eines vornehmen spanischen Grafen gehörte, einquartiert. Wir freuten uns über dies Quartier, was wir seit ungefähr 9 Tagen erhalten hatten, denn es war besser, wie mir noch je eins in Spanien zu Theil geworden; der Verwalter der Meierei, ein alter Spanier, mußte noch manche Vorräthe verborgen gehalten haben, denn er gab uns nach Landessitte eine ganz gute Verpflegung und schonte besonders den Wein in den großen gepechten Bottegen nicht, von dem er unseren Soldaten mehrmals des Tags vorsetzte; da aus begründetem Mißtrauen gegen Vergiftungen kein französischer Soldat trank oder Speise in einem spanischen Quartier zu sich nahm, ohne daß der Wirth davon gekostet hatte, so gab dies dem alten „Pedro", so hieß der Verwalter, reichliche Gelegenheit, ebenfalls den Weinschläuchen tüchtig zuzusprechen, was er mit vielem Vergnügen und sichtbarem Erfolg, wie seine rothe Nase zeigte, auch that. Auch eine wunderschöne junge Tochter „Juanita" mit tiefschwarzen

Augen hatte der Alte, die sich aber eben so schnöde und stolz zurückhaltend gegen uns bewies, wie der Vater freundlich, ja selbst schmeichelnd war. Das Mädchen verhehlte ihren Haß gegen uns niemals und sagte mir einst, als ich ihr einige Artigkeiten in meinem schlechten Spanisch vorgeplaudert hatte, „es sei Schade, daß ich noch so jung sei und doch schon so bald zur Hölle fahren müsse". Ich lachte damals über diesen gut gemeinten Wunsch der kleinen Hasserin, wie denn ein Soldat aus dem Munde eines hübschen Mädchens Manches mit anhören kann, was ein Mann ihm nicht ungestraft sagen darf, und ich entgegnete ihr, daß ich noch gar keinen Wunsch habe, zur Hölle zu fahren, sondern noch recht lange zu leben und recht viele schöne spanische Mädchen zu küssen; mit einem Blick des tiefsten Hasses sah sie mich auf diese Worte an und ging mit stolzen Schritten fort.

Am Neujahrstage, der bei den Spaniern als hoher Festtag gilt, hatte der alte Petro uns besonders gut bewirthet, und mit Lachen und Scherzen uns den Wein und die Speisen vorgekostet. Nach Tisch sagte er dem Lieutenant, der die Voltigeurs befehligte, einem lang gedienten alten Soldaten, er habe für heute Abend noch einen Extra-Schlauch bei Seite gelegt, und wenn er einige Kameraden dazu einladen wolle, so solle es ihm recht sein. Das geschah denn auch, und vier französische Infanterie-Officiere und noch ungefähr zehn bis zwölf Lanciers und Voltigeurs, außer der Quartiermannschaft, waren am Abend als Gäste gekommen. In der großen Halle des Hauses hatte die lustige Trinkgesellschaft ihren Platz aufgeschlagen. An dem einen Tisch saßen die Officiere, an den zwei anderen aber die Soldaten in bunter Reihe, alle fröhlich singend, plaudernd, und dem guten dunkelrothen Wein, den der alte Pedro in großer Menge herbeibrachte, reichlich zusprechend. Mit geschäftiger Eile und sich ein über das andere Mal freudig die Hände reibend und behaglich schmunzelnd, lief er von Tisch zu Tisch, trank

häufig mit den Soldaten und Officieren und ließ selbst den Kaiser Napoleon und den neuen König Joseph wiederholt leben; das gefiel besonders den Officieren sehr, und in ihrer schon etwas erregten Weinlaune umarmten sie den Alten ein über das andere Mal, schwuren, er sei der bravste Spanier, der ihnen jemals vorgekommen sei, und sie wollten sich für ihn bei dem neuen König verwenden, daß der ihn zum Haushofmeister ernenne. Auch die Frau von Pedro, ein widriges altes Weib, und Juanita mußten heraufkommen und den Wein mit kredenzen. Letztere that dies mit ihrer gewöhnlichen stolzen Weise, und es schien mir, als wenn in ihren schwarzen Augen wirklich ein dämonisches Feuer des Hasses gegen uns loderte.

Da ich meiner Gewohnheit nach das viele Trinken vermeiden wollte und doch als junger Soldat das häufige Anstoßen mit den älteren Kameraden, die mich dazu aufforderten, nicht gut ausschlagen konnte, so schlich ich mich bei einbrechender Dämmerung, als eben Alles im besten Gange war, unbemerkt aus dem Saal; ich wollte noch einen andern Trompeter um eine Dienstsache fragen und ging daher in das Dorf, welches etwa $1/4$ Leguas von der Meierei entfernt lag und in dem unsere übrige Eskadron und zwei Compagnien Infanterie einquartiert waren. Der Trompeter hatte mir einen neuen Marsch einstudiren helfen, und so mochte es wohl gegen neun Uhr Abends sein, als ich wieder in die Meierei zurückkehrte. Die große Stille, die in dem ganzen Gebäude zu herrschen schien, fiel mir auf; kein Fenster war erleuchtet, nicht der geringste Laut ließ sich hören und das Ganze hatte etwas Unheimliches. Ich dachte, daß Alle bei ihrem Trinkgelage wohl schon eingeschlafen sein möchten, und um keine Kameraden aufzuwecken und mit unnützen Fragen über meine Entfernung gelangweilt zu werden, ging ich nicht durch die Hauptthür, sondern schlich mich leise durch eine kleine Nebenthür in die Kammer, worin wir Lanciers auf einer Streu schliefen. Ein Schmerzensgestöhn, wie es ein Mensch im

Todeskampf ausstößt, drang in der dunkeln Kammer plötzlich an mein Ohr und erschreckte mich nicht wenig.

„Pour l'amour dieu donnez moi un peu d'eau“ — wimmerte mir eine leise Stimme aus der Ecke entgegen. Es war ein französischer Voltigeurs-Korporal, der, sich vor Schmerzen krümmend und wälzend, auf der Erde lag, wie ich beim Schein der Stalllaterne, die ich rasch an meiner brennenden Cigarette angezündet hatte, erkennen konnte. Ein Krug mit Wasser stand noch in der Ecke der Kammer, ich reichte denselben rasch dem Kranken, der mit gierigen Lippen denselben bis auf den Grund austrank. Mit matter Stimme, oft von Wimmern und Schmerzensausrufungen unterbrochen, erzählte er mir jetzt, der Wein, den der Alte ihnen zuletzt gebracht habe und bei dem sie in ihrer sorglosen Lustigkeit nicht mehr darauf geachtet hätten, daß er aus jedem Schlauch ihnen vorkoste, wäre stark vergiftet gewesen, denn alle Kameraden ohne Ausnahme lägen sterbend oder schon todt oben im Saale. Er selbst habe noch Kraft gehabt, sich bis in diese Kammer zu schleppen, da er hier Wasser zu finden gehofft hätte. Kalter Angstschweiß überströmte mich bei diesen schrecklichen Worten des Sterbenden, das Haar sträubte sich mir fast in die Höhe, denn in welche furchtbare Mörderhöhle war ich hier gerathen. Doch bald kehrte meine Besonnenheit wieder zurück, hier galt es, mein Leben zu retten und den noch Sterbenden die vielleicht mögliche Hülfe zu bringen, oder sonst doch ihren schändlichen Mord zu rächen. Rasch löschte ich meine Laterne nun aus, damit ihr Schein mich nicht verrathen könne, legte die Stiefel und den Säbel ab, dessen Klirren hätte gehört werden können, nahm aber dagegen zwei von den geladenen Pistolen, die sich in der Kammer befanden, und eilte nun wieder leise fort, um aus dem Dorfe die nöthige Hülfe zu holen. Als ich mich an der Meierei hinschlich, sah ich in dem einen Fenster, das zu der Schlafkammer des alten Pedro gehörte, noch Licht und hörte auch Stimmen dort; auf Händen und Füßen kroch ich an der Mauer näher, um zu erspähen,

was dort vorgehe, da mir dieß wichtig schien. In der Kammer saßen, wie ich von außen bemerken konnte, der alte Pedro mit Weib und Tochter, zwei Knechten und einem Mönch aus einem nahen Kloster. Letzterem erzählte der Alte, denn ich konnte schon so viel Spanisch, um es nothdürftig zu verstehen, mit rohen Scherzen, die Alle belachten, daß die verfluchten französischen Hunde endlich in die Falle gegangen seien und es nicht gemerkt hätten, wie er zuletzt ihnen vergifteten Wein vorgesetzt habe. Jetzt seien sie schon Alle krepirt und nur der kleine Trompeter noch im Dorfe, dem wolle man aber auflauern und ihm, so wie er in das Haus komme, auch den Garaus machen, dann aber mit den schon bepackten Mauleseln in die Gebirge fliehen. Mit Wohlgefallen schien der Mönch diese Erzählung zu vernehmen, und ich hörte noch, wie er Allen für diese That auf so und so viel Jahre Ablaß von allen Sünden versprach.

So schnell ich nur zu laufen vermochte, rannte ich jetzt querfeldein nach dem Dorfe und weckte den Kapitän von unserer Eskadron, der dort in Quartier lag. Gerechter Zorn ergriff denselben bei dieser furchtbaren Kunde und in aller Schnelle traf man die nöthigen Anordnungen, um wo möglich die Mörder noch in unsere Hände zu bekommen. So geräuschlos wie möglich mußten Patrouillen der Voltigeurs und Lanciers abmarschiren, um die etwa schon Fliehenden aufzufangen, während wir auf ungesattelten Pferden mit dem Chirurgie-Major der Voltigeurs nach der Meierei hinjagten, dort wo möglich noch Hülfe zu bringen. Ein entsetzlicher Anblick, wie ich ihn in meinem ganzen Leben nicht grauenvoller gehabt habe, bot sich uns dar, als wir mit Lichtern in den großen Saal, in dem das Trinkgelage stattgefunden hatte, eindrangen. Theils schon todt, theils sich noch im letzten Todeskampf krümmend und wälzend, lagen alle unsere Kameraden, Officiere wie Soldaten, Lanciers wie Voltigeurs, bunt durcheinander auf dem Boden umher. Ihr Todeskampf mußte ein furchtbarer gewesen sein, denn vor

Schmerzen gewaltsam verzerrt waren alle Züge in den Gesichtern, der Schaum stand Vielen vor dem Mund, die Augen waren verdreht, Einzelne hatten im letzten Todeskampf so konvulsivisch in den Boden gekratzt, daß ihnen die Nägel blutig waren. Daß hier keine Hülfe mehr möglich war, sah der Arzt sogleich, und nur den Voltigeurs-Korporal, dem ich das Wasser gereicht und der auch wohl weniger vergifteten Wein getrunken hatte, glückte es zu retten. Derselbe war aber so geschwächt, daß er später als Invalide vom Regiment entlassen und nach Frankreich zurückgebracht werden mußte.

Ein wildes Geschrei der Soldaten unten im Hofe verkündete, daß es ihnen geglückt war, die schändlichen Meuchelmörder noch auf der Flucht zu erwischen. Eng gebunden trieben sie den alten Pedro nebst Weib und Tochter, den zwei Knechten und dem Mönch herbei. Ihre finstere trotzige Haltung hatten Alle nicht verloren, kein Wort der Bittte kam über ihre Lippen, keine Miene des Schmerzes zeigte sich beihnen. Die Wuth unserer Soldaten kannte keine Grenzen, als sie die Mörder ihrer Kameraden so trotzig und gleichsam der That sich freuend dastehen sahen. Mit den Bajonnetten und Säbeln fielen sie über dieselben her, und von vielen Wunden zerfleischt sanken alle in ihrem Blute nieder. Die so Zerfleischten, in denen übrigens noch Leben war, wurden von den wild aufgeregten Soldaten, unter denen sich besonders unsere Lanciers auszeichneten, in den Saal gezerrt, aus dem man die Leichen der Kameraden hinweg getragen hatte, und nun beschlossen, die ganze Meierei zu verbrennen. In der Tochter, die am wenigsten schwer verwundet war, obgleich sie auch von manchen Bajonnetstichen und Säbelhieben blutete, regte sich noch viel Leben. Sie schlug die großen Augen wiederholt zu mir auf und bat mich um der heiligen Jungfrau willen, ihren Leiden durch einen Pistolenschuß ein Ende zu machen, damit sie der Qual des Verbrennens entginge. Ich zauderte anfänglich sehr, doch was half dies,

zu retten war das Mädchen nicht mehr, denn alle Kameraden waren von zu gerechter Wuth ergriffen; sie bat mich noch einmal dringend und flehentlich, da setzte ich ihr eine der geladenen Pistolen, die ich noch bei mir hatte, dicht an das Herz, wandte den Kopf weg und drückte los und Juanita war auf der Stelle todt. Ich glaube in diesem Falle recht gethan zu haben und hatte auch nie wieder die mindesten Gewissensbisse darüber, dem Mädchen so den raschen Tod gegeben zu haben. Wenige Minuten darauf stand die ganze Meierei in lichten Flammen und brannte mit allen darin befindlichen Spaniern bis auf den Grund nieder. Am andern Morgen begruben wir 4 Officiere und 39 Lanciers und Voltigeurs, welche den schmerzlichen Tod der Vergiftung gefunden hatten, unter den Klängen des Trauermarsches und der dreimaligen Gewehrsalven. Auf solche Weise feierte ich den Neujahrstag von 1811, und dieselbe war wohl dazu geeignet, mir noch lange im Gedächtniß zu bleiben. Das Verhältniß der Spanier in unserer Umgebung ward übrigens nach diesem Vorfall wo möglich noch feindseliger als früher. Aehnliche Ermordungen französischer Soldaten kamen noch mehrfach vor; auch durften wir uns besonders des Abends niemals mehr allein, sondern stets nur in größeren Trupps zeigen. Wir gaben hingegen niemals mehr gefangenen Guerillas, oder auch nur Bauern, die wir mit den Waffen in der Hand außerhalb ihrer Wohnungen fanden, Pardon, sondern sie wurden nach einem kurzen Standrecht gleich auf der Stelle erschossen oder aufgehangen. Ich habe in der Zeit, wo ich in Spanien war, wenigstens an fünfzig bis sechszig derartigen Executionen mit beigewohnt und ward zuletzt ganz gleichgültig dabei. Einmal auch noch in der Gegend von Valladolid mußte ich den Henker machen, und es war mir dieß doch ein sehr peinliches Geschäft. Wir hatten mit 20 Lanciers unter Anführung eines Lieutenants eine größere Streifpatrouille gemacht, und erwischten bei dieser Gelegenheit einen spanischen Bauer, der einen französi-

schen Militärarzt an demselben Morgen angefallen und stark verwundet hatte. Der Verwundete erkannte seinen Mörder wieder und dieser leugnete die That nicht im Mindesten, sondern bedauerte sogar noch, daß er sein Opfer nicht besser getroffen habe, und so war denn in weniger als 5 Minuten das Urtheil gefällt und, wie in solchen Fällen gewöhnlich, auf der Stelle vollstreckt. Der Spanier bat indessen, vorher noch einem Geistlichen beichten zu dürfen; ein Laucier galoppirte daher in das Dorf zurück, welches kaum 5 Minuten entfernt lag, und kam mit dem vor Angst halbtodten Pfarrer auf einem Handpferde an, worauf dem Verurtheilten 10 Minuten zur Beichte gestattet wurden. Ich als der Jüngste an Dienstzeit unter den Soldaten mußte den Henker machen. Aus unseren Fouragierleinen knüpften einige ältere Lanciers, die in dergleichen Geschäften schon mehr Erfahrung hatten, eine Schlinge, die um den hervorstehenden Ast einer Korkeiche geworfen wurde; der Verbrecher ward unter denselben geführt, und ich mußte ihm die Schlinge um den nackten Hals legen, nachdem wir ihm vorher seine rothe Zipfelmütze über das Gesicht gezogen hatten; zwei Lanciers zu Pferde erfaßten das andere Ende des Strickes und trieben auf ein Zeichen des Lieutenants ihre Rosse, worauf der Körper zappelnd in der Luft hing und bald todt und steif war. Die Leiche ließen wir, wie in solchen Fällen stets üblich, zur Abschreckung am Baume hängen, mit einer Inschrift an der Brust, die das verübte Verbrechen und die sogleich dafür erfolgte Bestrafung verkündete. Als wir am andern Tage wieder an diese Stelle zurückkamen, fanden wir den Spanier schon abgenommen und an seiner Stelle hing ein Strohmann, der in einige alte Uniformsstücke unseres Regiments gekleidet war. Eine Inschrift auf der Brust war paradirend in ähnlichem Tone wie unsere gestrige abgefaßt und enthielt den frommen Wunsch, unser ganzes Regiment in einer Reihe an den Bäumen aufgehangen zu sehen; wir rückten nun in das Dorf ein und forderten den Alcaden auf, den frechen Spötter zu entdecken,

damit wir solchen zur gebührenden Strafe ziehen könnten; da dieser dasselbe aber nicht wollte oder konnte, so verurtheilte der Lieutenant das gesammte Dorf, uns innerhalb 2 Stunden einige Dutzend Schläuche Wein und so und so viel Brod zu liefern, und drohte, dasselbe anzuzünden, wenn wir das Verlangte nicht erhielten. Diese Drohung half denn auch, der Wein und das Brod ward gebracht, und nachdem wir Einiges davon für uns gebraucht hatten, in das nächste Hospital abgeliefert. — Ich führe diese Geschichte hier nur an, um zu zeigen, auf wie grausame und gegenseitig gehässige Weise der Krieg damals in Spanien geführt ward. Dem Soldaten darf man es nicht verargen, daß er in einem Lande, wo überall Gift und Dolch auf ihn lauerten, zuletzt roh und grausam ward.

Gegen Ende Januar 1811 hatten sich unsere Rosse wieder so ziemlich erholt und wir brachen zu neuen Märschen auf. Gefechte und Märsche, Bivouacs und Strapazen aller Art wechselten jetzt von Neuem wieder mit einander ab und ließen Einem schon fühlen, daß ein Krieg in Spanien für leichte Truppen eine tüchtige Schule sei. Besonders viel hatten wir jetzt von dem beständigen Regen, gegen den wir fast nie geschützt waren, da wir oft an sechs bis acht Tagen nicht unter Dach und Fach kamen, auszustehen, und es war zuletzt kaum möglich, die Uniformen nur einigermaßen wieder trocken zu bekommen. Die französischen Generale schienen schier zu glauben, daß die Polen halbe Wassermenschen wären, so viel hetzten sie uns vorzugsweise in der schlechten Witterung umher. Theilweise hatten sie auch Recht dabei, denn der gemeine Pole ist ungemein abgehärteter Natur und kann Regen und Wind und Kälte und dabei auch Hunger, wenn es sein muß, trefflich ertragen. Unsere Lanciers warfen sich oft in den Schmutz hin und schliefen so fest, als wenn sie in einem Flaumbette in der besten Stube lägen. Wie unsere Uniformen übrigens bei diesem ewigen Herummarschiren und Bivouaciren abgenutzt wurden, kann man sich

denken. Besonders die Reithosen litten sehr, bei denen wir uns oft dadurch zu helfen wußten, daß wir mit Ziegenfellen, die man in Spanien häufig findet, die schadhaften Stellen auszubessern suchten. So ein Gesäß von Ziegenfellen hielt fest und saß warm an und ich hatte mir zuletzt fast meine ganze Reithose von oben bis unten mit solchen rauhen Streifen besetzt. Eine elegante Parade hätten wir nicht mehr machen können, doch darauf kam es bei den französischen Truppen in Spanien zu jener Zeit auch nicht an, wenn nur Alles für den Kriegsgebrauch gut war; auf das Uebrige ward nicht mehr viel gesehen.

Im Frühling 1811 kam unsere Eskadron unweit der portugiesischen Grenze auch zuerst englischen Truppen gegenüber zu stehen, nachdem wir bis dahin uns meist nur mit Spaniern herumgerauft hatten. Es war ein großer Unterschied zwischen beiden. Die Engländer waren für den kleinen Gebirgskrieg gar nicht geeignet und ihre Soldaten steif, unbeholfen und im leichten Dienst weit hinter den Spaniern zurückstehend, während sie hingegen in geschlossener Linie und auf freiem Felde besser und besonders auch hartnäckiger wie Letztere fochten. Namentlich die englische Reiterei war der spanischen weit überlegen und bot uns einen sehr beachtenswerthen Gegner dar. Es waren schöne, große Leute, elegant uniformirt und auf stolzen englischen Rossen trefflich beritten. So ausgezeichnet Letztere übrigens auch waren, so konnten sie die Strapazen und besonders die schlechte Fütterung lange nicht so gut wie unsere kleinen abgehärteten polnischen Pferde ertragen und kamen bald ungemein herunter. So entsinne ich mich, daß wir im März 1811 zuerst einem englischen schweren Dragoner-Regiment, was vor Kurzem erst auf die Halbinsel gekommen war, gegenüber standen. Das Regiment in seinen schönen, feinen, rothen Uniformen, mit den blitzenden Helmen, durchgängig mit englisirten großen Blutpferden beritten, war prachvoll anzuschauen, und wir sahen fast wie eine Räuberbande dagegen aus. „Jungen,

da gibt es gute Hosen und Mäntel für Euch zu holen, und die englischen Boeuffsteaksfresser haben auch noch viele goldene Mutterpfennige in ihren Mantelsäcken mitgebracht", redete der Capitän, der unsere Eskadron kommandirte, denn unser eigentlicher Chef d'escadron lag verwundet in seinem Quartier, unsere Lanciers an, als wir einer englischen Schwadron bei dem Dorfe Tuente-Guinaldo gegenüber standen. Das gefiel uns und in guter Attaque gingen wir auf die Engländer los. Dem mächtigen Anprall derselben mit ihren hohen gut genährten Rossen vermochten wir, die wir auch an Zahl ungleich schwächer waren, nicht zu widerstehen und wurden anfänglich tüchtig zurückgeworfen. Bald sammelten wir uns aber wieder; die englischen Dragoner waren in zu hitziger Verfolgung zu weit auseinander gekommen, ihre Pferde konnten sich auf den steilen Gebirgspfaden nicht rasch drehen und wenden, wie unsere kleinen Polacken, die schon mehr an das Klettern gewöhnt waren, und so hieben und stachen unsere Lanciers viele Dragoner nieder, und die Feinde mußten endlich nach nicht geringem Verlust den Rückzug antreten. Bei dieser Gelegenheit hatte ich einen tüchtigen Zweikampf mit einem englischen Dragoner-Wachtmeister. Ich hatte meine Trompete auf den Rücken geworfen und jagte auf denselben, den Säbel in der Faust, mit dem lauten Zuruf, sich zu ergeben, los. Mein Gegner, ein hoher stattlicher Mann, auf einem wohlgenährten prächtigen Rappen, dem es beleidigend vorkommen mochte, von einem so jungen bartlosen Burschen, wie ich war, so aufgefordert zu werden, rief mir lachend einige Worte in französischer Sprache zu, von denen ich nur „cujon" und „garçon" verstand. Das brachte mich denn in den größten Zorn und ich spornte meinen Schimmel gewaltig auf den Engländer an. Mit seinem langen Pallasch begrüßte derselbe mich aber mit einem so tüchtigen Hiebe auf die Chapka, daß diese in zwei Hälften gespalten mir vom Kopfe fiel. Glücklicher Weise hatte ich mein Schnupftuch und in dasselbe eingewickelt meine Schuhe und

Kleiderbürsten in der Chapka liegen, und durch diese ward die Kraft des Hiebes so geschwächt, daß ich nur vorne an der Stirne eine etwas tüchtige, sonst aber ganz gefahrlose Schramme davontrug. Ich riß meinen kleinen gewandten Schimmel rasch auf die linke Seite des Feindes, und da mein Pferd gewandter war, wie das hohe Roß desselben, so glückte es mir, solche zu gewinnen. Voll Zorn darüber holte der Engländer jetzt zu einem zweiten mächtigen Hieb aus, diesen Augenblick benützte ich aber schnell, hob mich in die Bügeln und stieß mit aller meiner Kraft mit meinem Säbel auf die linke Brust des Feindes. Mein Stoß hatte sein Ziel nicht verfehlt, der schon gehobene Arm sank machtlos zurück, ein breiter Blutstrom stürzte aus der Wunde, der Engländer wankte noch einige Augenblicke hin und her im Sattel und fiel dann todt zur Erde nieder. Obgleich mir das Blut ziemlich stark von der Stirne lief, so war ich doch wie der Blitz aus dem Sattel und durchsuchte die Taschen des Engländers, in denen ich eine schöne silberne Uhr und zwei oder drei Goldstücke fand. Ich schwang mich nun wieder auf mein Roß, nahm den englischen Rappen, der ruhig stehen geblieben war, an die Hand und jagte so schnell wie möglich unsern Lanciers nach, denn die Feinde hatten Verstärkung erhalten und uns wieder zurückgeworfen, so daß ich beinahe noch gefangen genommen worden wäre. Mein Beutepferd verkaufte ich an demselben Tag an einen französischen Infanterie-Major für 8 Napoleonsd'or und war so reichlich für meine kleine Schmarre belohnt. Unser Eskadron-Chirurgus heftete mir dieselbe wieder zusammen, legte einen Verband darauf, und trotz Hitze und Anstrengungen war die Wunde in 12 bis 14 Tagen wieder vollständig geheilt, ohne daß ich auch nur eine Stunde deßhalb dienstunfähig gewesen wäre. Bei einem so jungen Buben mit gesunden Säften, wie ich damals war, heilt so ein kleiner Fleischriß gar leicht. Da ich meines Verbandes wegen keine „Chapka" tragen konnte, auch für meine zerspaltene

nicht gleich eine fand, die mir paßte, so trug ich längere Zeit eine bunte Zipfelmütze, nach Art der Schlafmützen, was meinen Kameraden viel Spaß machte und sie oft zum Lachen brachte.

Wir waren jetzt mit noch 10 oder 12,000 Mann französischer Truppen gegen die portugiesische Grenze zu detaschirt worden, um den Rückzug des Marschalls Massena mit decken zu helfen; unser Regiment war dadurch in zwei Hälften zerrissen worden. Auf diesem Rückzug mußten wir sehr viel aushalten und wirklich oft noch mehr als im vorigen Herbste an allem Nöthigen Mangel leiden. So entsinne ich mich noch, daß wir sammt unseren Pferden einst vier Tage lediglich von Weinrebenblättern leben mußten. Unsere Thiere fraßen dieselben grün, wir versuchten Suppen oder Gemüse daraus zu kochen, die wir mit Schießpulver würzten; das war der einzige Unterschied zwischen uns und unsern Pferden. Als besondere Leckerbissen galten Gartenschnecken, Ratten und Mäuse, kurz alles Gethier, was auf Erden und in der Luft kreuchte und fleuchte. Auch der Wassermangel war oft sehr stark, was um so drückender wurde, da wir bisweilen ganze Tage in der brennendsten Sonnenglut marschiren mußten. An anderen Orten hatten wir wieder den besten Wein in Ueberfluß und ließen oft ganze Fässer auslaufen, da wir sie aus Mangel an Transportmitteln nicht mitnehmen konnten und doch sie auch nicht den Feinden überliefern wollten. Auch Fleisch und schöne Früchte waren bisweilen im Ueberfluß vorhanden, es wurde Vieles absichtlich oder muthwillig ruinirt, und die Unmäßigkeit brachte dann mehr Soldaten in die Hospitäler, als Hunger und Durst gethan hatten. Besonders unsere Polen und dann auch die deutschen Rheinbundestruppen konnten fressen und saufen, daß es mich in Erstaunen setzte, wie es möglich war, daß ein Mensch solch ungeheure Quantitäten von Nahrungsmitteln zu verschlingen vermochte. Viel mäßiger waren fast stets die Franzosen, doch fanden sie mehr ihr Vergnügen in muthwilligem Zerstören, was die

Polen und Deutschen wieder weniger thaten. Uebrigens hatten wir anfänglich den Befehl, auf dem Rückzug so viel als möglich Alles zu zerstören, um den Engländern und Spaniern den Weitermarsch zu erschweren. Nur zu viele Häuser wurden bei dieser Gelegenheit geplündert und dann angezündet, und manche Dörfer ganz eingeäschert. Durch unsere Eskadron durften indessen die Einwohner nie geplündert werden, da unser Graf dies strenge untersagte und die Schuldigen unerbittlich strafte. Ueberhaupt war bei uns die Disciplin stets sehr strenge und litt auch jetzt bei allen diesem Kriegsgetümmel nicht, während einige französische Regimenter schon sehr in Unordnung gekommen waren und sich fast ganz in Marodeurs aufgelöst hatten. So ein überaus trefflicher Soldat auch der Franzose ist, so wirkt ein Rückzug doch fast stets sehr demoralisirend auf ihn ein, und es bedarf dann vermehrter Energie der Officiere, um die nöthige Disciplin bei ihm aufrecht zu erhalten. Eine Armee ohne die strengste Disciplin ist aber des Teufels nicht werth, mögen die einzelnen Soldaten derselben auch sonst noch so brav sein, dies habe ich in allen meinen Feldzügen gefunden. Auf diesem Rückzug aus Portugal hatte ich eines Tages auch Gelegenheit, der Familie eines französischen Obersten das Leben zu retten. Es war kein geringer Uebelstand für die Armee, daß so viele höhere Officiere ihre Frauen sich hatten nach Portugal nachkommen lassen, die jetzt auf dem Rückzug doch auch mit mußten, den Soldaten überall die besten Quartiere raubten, viel Fuhrwesen nöthig machten und bei jeder Gelegenheit nichts als Aufenthalt und Verwirrung anrichteten. Dabei mußten diese armen Weiber und Kinder selbst so viel leiden, daß sie wahrlich Mitleiden erregen konnten. Ich habe nie begreifen können, daß der Kaiser nicht die allerstrengsten Befehle gegeben hat, daß kein Officier seine Familie mit sich in den Krieg nehmen dürfe, denn Weiber gehören doch gewiß nicht in ein Feldlager.

In solcher Weise nun hatten wir in einem großen Dorfe einige Tage Rast gemacht, um Menschen wie Pferden die nothdürftigste Erholung angedeihen zu lassen. Ich war am Nachmittag, den Säbel an der Seite, die Pistolen in der Kuppel, denn ohne vollkommen bewaffnet zu sein durften wir nicht zwanzig Schritte aus dem Hause uns wagen, etwas vor das Dorf spazieren gegangen, da in demselben der vielen einquartierten Truppen wegen großer Lärm herrschte. Kaum einige hundert Schritte war ich dahin geschlendert, als ich aus dem Gestrüpp von Oelbäumen, welches den Weg einsäumte, ein klägliches Frauengeschrei und die Worte „au secours, au secours“ und „sauvez moi“ vernahm. Das mußte eine Französin sein, die so rief, und meine Pflicht als Soldat war es daher, ihr Hülfe zu leisten. Mit dem gezogenen Säbel stürzte ich sogleich in das Holz, und sah nach einigen Schritten, wie zwei spanische Bauern eine vornehme Dame niedergeworfen hatten und dieselbe zu knebeln sich bemühten, während ein dritter, mit einem kleinen Mädchen von acht bis neun Jahren auf dem Arm, davon eilte. Zwar waren dies drei Feinde gegen mich, doch daran dachte ich in dem Augenblick nicht. Ich that, als hätte ich noch einen Kameraden bei mir, und rief diesem laut auf spanisch zu, er solle rechts laufen, den Kerlen den Weg abzuschneiden, wodurch ich sie schrecken wollte, während ich selbst in vollem Lauf mit hochgeschwungenem Säbel vorwärts lief. Bei meinem Erscheinen ließen die Kerle von der Frau ab und einer feuerte seinen Karabiner gegen mich los, fehlte aber in der Eile, so daß die Kugel mir an dem Kopfe vorbei pfiff. Mein Pistolenschuß traf besser, der Schurke erhielt einen Schuß in den Hintern und stürzte schreiend zusammen, während sein Kamerad jetzt vor Schrecken davon lief. Auch der dritte Kerl riß in der Eile dem schreienden Mädchen noch den goldenen Ohrring, den es in dem einen Ohr trug, heraus, wobei das Ohrläppchen durchgerissen wurde, und lief dann auch davon. Eine weitere Verfolgung der Fliehenden

wäre sehr thöricht gewesen und so blieb ich denn bei der Dame, die mit großer Geistesgegenwart sich benahm, und trug das heftig schreiende und aus dem Ohr blutende Kind aus dem Gebüsche auf die Straße hinab und von dort mit Hülfe einiger anderer Soldaten in das Dorf. Dem verwundet am Boden liegenden Spanier wollte ich zwar anfänglich noch eine Kugel durch den Kopf jagen, doch fühlte ich eine Art von Mitleid gegen ihn, da der Kerl so erbärmlich klagte, und ließ ihn ruhig liegen. Wahrscheinlich werden seine Kameraden ihn später wohl wieder abgeholt haben. Die gerettete Dame, welche die Gattin eines französischen Obersten aus vornehmer gräflicher Familie, und wie ich jetzt sah, noch eine sehr schöne stattliche Frau war, erzählte mir, daß sie mit ihrer Tochter kaum hundert Schritte vor dem Dorfe spazieren gegangen sei, als plötzlich die drei Räuber aus dem Gebüsche hervorstürzten, ihr ein Tuch in den Mund stopften, um sie am Schreien zu verhindern und sie dann rasch in das Gebüsch fortschleppten. Wahrscheinlich wollten sie Mutter und Kind an einem abgelegenen Ort ermorden, vielleicht auch nur entführen, um ein hohes Lösegeld für ihre Freigebung zu erpressen. Jedenfalls hätte ohne meine zufällige Dazwischenkunft ein schreckliches Schicksal ihrer geharrt, daher denn auch die Mutter ungemein dankbar gegen mich war und mich mit Lobsprüchen überhäufte. Gleiches that auch der Oberst selbst, dem seine Frau ihre Rettung durch mich sehr lebendig geschildert hatte. Derselbe wollte mir auch eine Belohnung von 20 Napoleonsd'or geben. Obgleich nun meine Börse sehr schwach bestellt war, so verletzte dies Anerbieten doch meinen Stolz; ich schlug es sehr bestimmt ab und sagte, ich sei ein Soldat und ein solcher müsse sich seine Dienste, die er Frauen erweise, nie mit Geld bezahlen lassen. Das schien dem Obersten zu gefallen, er drückte mir die Hand, sagte, ich sei ein braver Soldat, und er würde für mich sorgen, wenn ich mich zu seinem Regiment versetzen lassen wolle. Auch dies schlug ich ab, da ich nicht von den polnischen Lanciers fort und zu der Infanterie mich versetzen lassen mochte.

Die Oberstin schenkte mir zur Erinnerung einen einfachen goldenen Ring, den sie vom Finger zog, gab mir ihre Adresse und sagte mir, ich möchte mich stets ohne Scheu an sie wenden, wenn ich irgendwie ihrer Hülfe bedürftig wäre. Viele Jahre darauf bin ich zufällig dieser edlen Dame unter ganz anderen Verhältnissen wieder begegnet, die ich jetzt freilich nicht ahnen konnte.

Fünftes Kapitel.

Schlacht bei Fuentes d'Onoro. Verwundung.

Unter vielen kleinen Gefechten und Beschwerden aller Art war der Monat Mai 1811 herangekommen, und es ging unter uns Soldaten allgemein das Gerede, daß jetzt bald eine Hauptschlacht kommen würde. In den letzten Tagen hatten wir auch einmal ein Gefecht mit einem starken Haufen portugiesischer Miliz gehabt, welche von den Engländern unter die Waffen zusammen berufen war. Das hatte ein lustiges Treibjagen gegeben, denn die Kerle warfen vor Angst schon die Waffen weg, als zwei Eskadrons von uns mit eingelegten Lanzen unter lautem „Hussah" auf sie einstürmten. Ganze Trupps brachten wir als Gefangene zusammen und wir wußten kaum, was wir mit denselben machen sollten. Es kam endlich der Befehl, ihnen ihre Waffen und dann auch die Mäntel, welche wir brauchen konnten, abzunehmen, und sie dann mit der Drohung, daß sie unfehlbar erschossen würden, sobald sie nochmals die Waffen ergriffen, laufen zu lassen. Dies geschah denn auch, und die armen Kerle, denen man eingeredet hatte, die Franzosen bräten alle ihre Gefangenen lebendig an großen Wachtfeuern, um sie alsdann zu verspeisen, hatten große Freude, als wir ihnen verkündeten, daß sie wieder nach Hause zu ihren Frauen und Kindern laufen könnten. Sie küßten uns die Hände und Füße und häuften viel tausend Segenswünsche auf unsere Häupter. Die Portugiesen sind in dieser Hinsicht lange nicht so stolz und energisch wie die Spanier und bitten und betteln um ihr Leben, wie die polnischen

Juden, während die Spanier in stolzer Resignation ertragen, was über sie verhängt wird, und es verschmähen, einen verhaßten Feind um Gnade zu bitten.

Wegen dieser Zurücksendung der portugiesischen Gefangenen ward ein Parlamentair von unserem Brigade-General zu den Engländern geschickt, und ich erhielt Befehl, denselben als Trompeter zu begleiten. Bei dem Städtchen Elbadon trafen wir auch die friedlichen Vorposten, bei denen ich bleiben mußte, bis der Major, der als Parlamentair diente, wieder zurückkam. Es waren blaue Husaren, hübsche stattliche Reiter, die mir sagten, daß sie zu der hannöverschen Legion gehörten, die der König von England angeworben hätte. Ich ließ mich mit ihnen in ein Gespräch ein, und als sie hörten, daß ich ein Deutscher sei, meinten sie, es wäre Unrecht von mir, dem Kaiser Napoleon zu dienen, ich solle nur desertiren und zu ihnen kommen, da hätte ich es viel besser und bekomme hohe Löhnung und gute Verpflegung. Ich aber entgegnete, daß ein Deserteur immer ein schlechter Kerl sei, und ich nie desertiren würde. Uebrigens ginge es mir auch recht gut und ich würde nie von meinem Regimente fortgehen; dem Kaiser Napoleon zu dienen, hielte ich für kein Unrecht, und um Politik bekümmerte ich mich nicht, thäte nur als braver Soldat meine Schuldigkeit. Ein Officier der Husaren, der meine Antwort mit angehört hatte, sagte, ich spräche recht so, und dabei verwies er es seinen Leuten, daß sie mich zur Desertion hatten verführen wollen. Uebrigens bewirtheten mich die Husaren mit Fleisch und Wein sehr reichlich, und wir blieben gute Freunde; beim Wegreiten gaben mir noch Mehrere die Hand und sagten: „Adieu, Kamerad, bis wir uns mit dem Säbel in der Faust wieder sehen"; das war recht von ihnen gehandelt und so müssen brave Soldaten mit einander umgehen. Trifft man im Gefecht sich, nun da haut und knallt man tüchtig auf einander los, sonst achtet und ehrt man sich gegenseitig. Uebrigens waren die Engländer viel besser verpflegt und bezahlt als wir, denn sie erhielten Rum und Fleisch und Mehl aus England

nachgesandt, während wir nichts bekamen, und sehen mußten, wo wir etwas fanden. Das Verpflegungswesen war überhaupt bei der französischen Armee in Spanien sehr schlecht geordnet, und die Lieferanten und Proviant-Commissäre und wie die Kerle noch Alle heißen mochten, die nie eine feindliche Kugel zu sehen bekamen, stahlen wie die Raben und fütterten sich dicke Wänste an, während die armen Soldaten oft an allem Nöthigen den bittersten Mangel leiden mußten. Der Kaiser Napolen hat zwar hie und da Einige dieser Schufte, die bei ihren Unterschleifen ertappt wurden, ohne Gnade erschießen lassen, was nicht mehr wie Recht war, doch half dies immer noch nicht genug, denn leider steckten oft höhere Generäle mit solchen Kerlen unter einer Decke.

Am 4. Mai kam es nun endlich, und zwar bei dem Dorfe Fuentes d'Onoro, zur erwarteten Hauptschlacht, und dies war die erste Gelegenheit, wo ich auch so recht das feindliche Kanonenfeuer hören konnte. Am 1. Mai waren wir aus Rodrigo, wo wir einige Tage gestanden und unsere Pferde so viel wie möglich wieder herausgefuttert hatten, aufgebrochen, und von unserer Avantgarde, wozu diesmal unsere Lanciers nicht mit gehörten, waren die Feinde wieder bis nach Espeja zurückgeworfen worden. In der Nacht vom 1. auf den 2. Mai kamen wir auf einer großen Ebene dicht bei Espeja an, nachdem wir an dem Tage einen Marsch von fast fünf Leguas zurückgelegt hatten. Unsere Avantgarde hatte aber den Engländern einen Transport von Gerste, Fleisch und Wein abgenommen, und so konnten wir unsere Pferde noch tüchtig füttern und selbst ein reichliches Mahl halten, und waren daher munter und guter Dinge. Sehr hübsch sah die lange Reihe der feindlichen Wachtfeuer in der dunkeln Nacht aus, die überall vor uns brannten. Bei grauender Morgendämmerung brachen wir auf und stießen bald auf die englischen Vorposten, größtentheils Dragoner, die langsam vor uns zurückgingen und den kleinen Fluß Azaoa zur Deckung brauchten. Jetzt griff die französische

Infanterie mit Sturmkolonnen, voran die wirbelnden Tamboure, im Sturmschritt an. Es war ein herrlicher Anblick, als die Regimenter bei uns vorbei marschirten, um den Ort Fuentes, den Schlüssel der feindlichen Schlachtlinie, zu erstürmen. Zwar sahen die Soldaten abgerissen und schlecht uniformirt aus, aber Kriegsmuth leuchtete aus ihren gebräunten Gesichtern, mit festen Schritten marschirten sie in ihrem zerlöcherten Schuhzeug in den feindlichen Kanonendonner hinein. Unseren Sturmkolonnen vermochten die Engländer nicht zu widerstehen, und Fuentes war bald von unserer Infanterie besetzt, obgleich dieselbe es gegen die immer stärker werdende feindliche Uebermacht nicht lange halten konnte. Deutlich konnten wir erkennen, daß Lord Wellington, der die Engländer hier kommandirte, immer neue Bataillone dorthin sandte, bis die Unsrigen endlich wieder in ruhiger Ordnung den Platz räumten. Da die feindlichen Tirailleurs jetzt etwas zu keck vorwärts gegen uns andringen wollten, so gingen wir und eine Eskadron französischer Drogoner im Trabe gegen sie vor, worauf sie sich eiligst wieder zurückzogen. Die Nacht bivouacirten wir wieder an demselben Platz, wie die vorherige. Mit der grauenden Dämmerung begann am folgenden Tage wieder der Sturm auf Fuentes, und wieder ward der Feind aus diesem Dorfe herausgeworfen. Wir marschirten jetzt in Gemeinschaft mit französischen Chasseurs etwas rechts nach einem Dorfe und hatten am Nachmittag noch ein lebhaftes Scharmützel mit englischen Husaren, was auf beiden Seiten ohne Erfolg blieb. Um das Dorf Fuentes ward übrigens den ganzen Tag mit abwechselndem Erfolg gekämpft, bald war es in unserm, bald wieder in feindlichem Besitze. Ganz in der Nähe der feindlichen Vorposten bivouacirten wir diese Nacht, ohne daß wir die Pferde absatteln oder abzäumen durften. Wir standen kaum an zweihundert Schritte von den feindlichen Vedetten und konnten gegenseitig die Lieder, welche gesungen wurden, recht gut hören. An heimliche kleine Ueberfälle ward von beiden

Seiten nicht gedacht, denn man wollte die Kräfte für den morgenden Tag, an dem es voraussichtlich wieder heiße Arbeit geben würde, aufsparen und sie nicht schon im Voraus in solchen kleinen Raufereien, bei denen doch nie viel herauskommt, verschwenden. Ueberhaupt lieben die Engländer den sogenannten kleinen Krieg nicht sonderlich, und so gut und tapfer sie auch bei Tage in geschlossener Masse kämpfen, so ungeschickt zeigen sie sich oft bei den kleinen Vorpostengefechten. Wäre das englische Heer in Spanien nicht stets durch die vielen leichten spanischen Truppen, die es bei sich hatte, und besonders auch durch die Guerillas-Banden geschützt worden, wir hätten demselben durch unsere Ueberfälle und Neckereien oft großen Schaden zufügen können.

Auch an diesem dritten Tage bei Fuentes d'Onoro trieb uns der Kanonendonner wieder mit dem grauenden Morgen in die Sättel. An dem heutigen Tage sollte das Gefecht entschieden werden, und hitziger und blutiger wie vorher entbrannte der Kampf. Es war ein Gekrache von dem Kanonendonner auf beiden Seiten, der in vielfachem Echo überall von den steilen Bergen zurückgeworfen wurde, daß mir die Ohren dröhnten. In späteren Feldzügen habe ich freilich noch oft ganz andere Gekrache gehört, jetzt dünkte mir schon das gegenwärtige das gewaltigste zu sein, was es nur geben könne. Wir sollten nicht lange müßige Zuschauer bleiben, englische Dragoner und deutsche Husaren von der Legion griffen uns in vollem Galopp an. Das war eine Freude für unseren Chef d'escadron, als es jetzt so gegen den Feind wieder vorwärts ging, „Blase, blase, daß dir die Seele zum H. hinausfährt", rief er mir, der ich neben ihm ritt, auf polnisch zu, und ich schmetterte in meine Trompete, als wolle ich die Mauern von Jericho damit umblasen. Und vorwärts ging es jetzt trotz des steilen Berges und des steinigen Bodens. In gewaltigem Anprall stießen wir mit den Engländern zusammen und es gab ein prächtiges Reitergefecht, wie man es nicht schöner malen könnte.

So dicht war das Gewühl von Freund und Feind, daß unsere Lanciers keinen Platz mehr hatten, ihre Lanzen zu gebrauchen, sondern dieselben zurückwerfen und zu den Säbeln greifen mußten. Sacre dieu, was hieben wir jetzt auf einander ein, es war fast wie in einer Blechschmiede, so klirrten die Säbel auf einander, und in allen meinen Feldzügen habe ich selten heftigere Reitergefechte erlebt, wie dieses vom 5. Mai bei Fuentes d'Onoro. Die englischen Dragoner fochten wie brave Burschen, die den Leib voll guter Boeuffsteaks und starken Porters haben, und auch die hannoverschen Husaren zeigten, daß aus den Deutschen bei tüchtiger Abrichtung und strenger Disciplin gar gute Kavalleristen herangebildet werden können. Aber auch wir und die französischen Dragoner, die bei uns waren, machten ihre Sache gut. Letztere gehörten einem Regimente an, das in Portugal eine Schlappe bekommen haben sollte und deshalb vom Marschall Massena, der keinen Spaß verstand und von den Soldaten sehr viel verlangte, tüchtig herunter gemacht wurde. Der Oberst des Regiments soll deshalb ganz tiefsinnig geworden sein und geschworen haben, diesen Schimpf bei der ersten besten Gelegenheit blutig zu rächen, und heute geschah denn dies auch nach besten Kräften, so daß der Marschall das Regiment später öffentlich für seine Bravour gelobt haben soll. Bei uns war das gar nicht nöthig, denn wo polnische Lanciers in Spanien waren, da konnte man schon im Voraus überzeugt sein, daß sie ihre Schuldigkeit thaten.

Nach langem Kampfe, bei dem ich auch einige Säbelhiebe erhielt, die aber durch Mantel und Bandelier nicht recht durchdrangen, machten die Feinde endlich Kehrt und wurden von uns zurückgeworfen. Andere englische Reiterei kam den geworfenen Schwadronen zu Hülfe und nun zog sich die ganze Masse langsam und in ziemlich guter Ordnung zurück. Wir verfolgten zwar die Feinde, doch waren unsere Pferde schon zu müde und mitgenommen, und auch das Terrain, das stets bergauf und bergab ging, zu ungünstig, als daß

diese Verfolgung so lebhaft sein konnte, wie sie unter anderen Umständen hätte sein müssen; zwar riefen unsere Officiere und besonders der Lieutenant-Colonel, der die drei Eskadrons unseres Regiments befehligte, die hier thätig waren, unaufhörlich, daß es vorwärts gehen solle, und wir Trompeter mußten das Signal zum Galopp blasen, daß uns der Athem fast ausging; doch was half dies, die Pferde waren schon zu müde und trotz aller Sporen kaum noch im Trab zu erhalten. Wir mußten endlich Halt machen, absitzen und unsere Pferde mit dem wenigen Mais, den wir noch in unseren Futtersäcken bei uns führten, abfuttern, damit sie nur etwas zu Kräften gelangten. Schlimmer als bei uns sah es noch bei den französischen Dragonern aus, die mit ihren halb verhungerten abgetriebenen Gäulen kaum noch von der Stelle kommen konnten.

Nachdem unsere Pferde sich an 2 Stunden wohl erholt hatten, konnten wir den Feind mit besseren Kräften und nachdrücklicher wieder verfolgen. Wir gingen eben wieder in geschlossenen Zügen in ziemlich raschem Trab vorwärts, um mit den englischen Dragonern wieder in ein Handgemenge zu kommen, als wir plötzlich von einem Berge aus ziemlicher Nähe einige starke Flintensalven von dort versteckt aufgestellter feindlicher Infanterie erhielten. Eine große Verwirrung entstand durch diese unsanfte Begrüßung in unseren Reihen, mehrere Lanciers stürzten sogleich todt zu Boden, noch andere schwankten verwundet in den Sätteln, die Zügel entfielen ihren Händen umd sie vermochten ihre scheu gewordenen Pferde nicht mehr zu regieren. Auch von diesen wälzten sich viele sterbend am Boden oder bäumten sich verwundet hoch in die Luft, schlugen hinten und vorne aus und gingen mit ihren Reitern in voller Carriere durch, kurz es war nichts als Verwirrung über Verwirrung. Auf Befehl des Eskadronschefs wollte ich eben das Signal zum Sammeln und zum Zurückziehen geben, da sah ich einen englischen Jäger hinter einem Baume hervorspringen und mit der Büchse auf mich anschlagen, der Schuß ging los und in demselben Augen-

blick fühlte ich ein kaltes Anschlagen an meinem rechten Oberschenkel und gleich darauf einen stechenden Schmerz in demselben, während Blut aus der Wunde strömte. Mit aller Kraft nahm ich mich noch zusammen und blies mein Signal zweimal, dann ritt ich zum Eskadrons-Chef, zeigte auf meine Wunde und bat zur Ambulance zurückreiten zu dürfen, um mich dort verbinden zu lassen. Wohl noch ½ Leguas mußte ich reiten, bis ich zur Ambulance kam und es ward mir unterwegs so schwach, daß ich mich kaum noch im Sattel erhalten konnte. Furchtbar sah es bei der Ambulance aus, ganze Haufen von Verwundeten lagen daselbst aufgeschichtet und schrieen und wimmerten oft vor Schmerz auf die kläglichste Weise. Wie die Metzgerknechte, so roth von Blut, sahen die Chirurgen mit ihren aufgekrempelten Hemdsärmeln aus, und wirthschafteten mit geschäftiger Eile zwischen den vielen Opfern, die das Unglück des Kriegs unter ihre Messer führte. Dabei kamen stets neue Verwundete an, denn das Gefecht war im Centrum der Schlacht aufs Neue mit verstärkter Kraft entbrannt, und der Kanonendonner dröhnte gewaltiger denn je. Wohl an zwei Stunden mußte ich warten bis ein Chirurgen-Major Zeit fand, sich nach meiner Wunde umzusehen. Der sagte mit kurzen Worten, die Kugel säße noch im Beine und es sei jetzt keine Zeit, dieselbe herauszuziehen, sondern das solle im Hospital von Cindad-Rodrigo geschehen, damit drückte er eiligst etwas Charpie auf die Wunde, legte einen Verband darüber und wies an, daß man mich auf einen der Ochsenkarren legen sollte, um mich nach dem Lazareth zu bringen. Meinen Schimmel übergab ich einem Lancier unseres Regiments und ließ mich nun auf den Marterkarren, auf dem ich mit 5 bis 6 Schwerverwundeten aufgeschichtet wurde, aufladen. Das war eine schreckliche Fahrt, die wir nun durchzumachen hatten. Der Karren stieß auf den holprigen Steinwegen nicht wenig, und trotz unserer eng zusammengepreßten Lage wurden wir furchtbar zusammengeschüttelt, dabei knarrten die ungeschmierten Räder auf wider-

liche Weise und machten mit dem Stöhnen, Aechzen, Fluchen, Wimmern, ja selbst Schreien der Verwundeten gerade kein angenehmes Concert.

Auch meine Wunde fing jetzt ungemein zu schmerzen an und ich konnte mit den Händen fühlen, wie sehr der Schenkel anschwoll. Es war somit keine angenehme Nacht, die ich auf dem Karren zubrachte, doch „tout vient à point à qui sait attendre", und so kamen wir denn auch endlich in „Cindad-Rodrigo" an. In dem Lazareth, in das ich gebracht wurde, sah es schrecklich genug aus; es war ein altes früheres Kloster, in dessen Hallen und Gängen man die Kranken und Verwundeten gebracht hatte. An Betten war nicht zu denken und so lagen wir denn auf einer Streu von Gerstenstroh ziemlich dicht an einander gedrängt, wobei jeder eine wollene Pferdedecke zum Zudecken erhielt. Da die Zahl der Verwundeten, die von „Fuentes d'onoro" hergebracht wurden, sehr bedeutend war, so mußte ich auch hier einige Stunden warten, bis die Reihe an mich gelangte, von den Chirurgen besichtigt zu werden. Die handthierten dann eine ganze Weile an mir herum, bis sie die Kugel fanden und herausziehen konnten, was nicht geringe Schmerzen machte. Ein junger Unter-Chirurg sprach im Anfang schon von Beinabschneiden und schien mir ordentliche Passion zu haben, seine Messer und Sägen an meinem Fleische zu probiren. Der Oberarzt, der hinzugerufen wurde, sagte aber zu ihm, „er sei ein Esel", worin ich ihm ganz recht gab, und fand die herunter gerutschte Kugel in eben so vielen Sekunden wie der Andere schon Minuten vergebens darnach gesucht hatte. So ein ungeschickter Tölpel von Pflasterkasten ist ein wahres Kreuz für den armen Verwundeten, der das Unglück hat, in seine Hände zu fallen, und manch braver Soldat ist für sein ganzes Leben unnöthiger Weise von so einem Menschen zum Krüppel gemacht worden.

Als ich endlich von meiner Kugel befreit und regelmäßig verbunden war, fiel ich vor Erschöpfung und Blut-

verlust in einen festen Schlaf, der, wie mir der Krankenwärter später sagte, an 24 Stunden ununterbrochen gedauert haben soll. Ich hatte das Glück, einen braven Krankenwärter zu bekommen, der sich wirklich nach besten Kräften meiner annahm. Es war dies ein seltsamer Zufall, denn die meisten Krankenwärter in den Militär-Hospitälern waren zu jener Zeit unbrauchbare Soldaten, die man ihrer liederlichen Aufführung wegen in den Regimentern nicht haben wollte. Große Schufte befanden sich oft unter denselben, welche die armen Kranken auf das Schlechteste behandelten und sogar oft noch auszurauben versuchten.

Einige Wochen mußte ich in Cindad-Rodrigo auf der Streu liegen, ohne daß ich mich rühren durfte, dann war es mir erlaubt, an der Krücke etwas herumzuhumpeln. Die Verpflegung, die wir erhielten, war in Betracht der Umstände so ziemlich erträglich, besonders wenn man sich nicht verwöhnt zeigte, wie dies bei uns Soldaten der Fall war. An Fleisch fehlte es zwar oft und man bekam häufig in 4—5 Tagen kaum eine Portion, die dann aus einem kleinen Stücklein nur bestand; dagegen erhielten die Kranken, bei denen der Arzt es gestattete, vielen und guten Wein, dazu auch ganz gutes Brod aus Maismehl, welches in verschiedene Gestalten zubereitet überhaupt unsere Hauptnahrung bildete. Sehr erquickte ich mich auch an den vielen schönen Früchten, besonders Orangen und Johannisbrod, dann auch Melonen, die man ungemein wohlfeil bekommen konnte. Die Sterblichkeit in diesem Hospital war übrigens sehr groß, und auch ich verlor meine beiden Nachbarn. Der eine derselben war ein Rheinländer aus Mainz und ebenso wie ich noch ein ganz junger Bursch, wie es schien aus gebildeter Familie. In der letzten Nacht klagte und stöhnte er viel und sprach von seiner Mutter und seinen Schwestern, die er so gerne noch einmal gesehen hätte. Er gab mir auch einen kleinen Goldring und ich versprach ihm, denselben an seine Familie, deren Adresse er mir angab, zu schicken, sobald sich später mir

einmal günstige Gelegenheit dazu darböte, was ich auch getreulich gethan habe. Mein anderer Nachbar, dem eine Kanonenkugel beide Beine fortgerissen hatte, war ein alter langgedienter Grenadier-Sergeant, so ein ächter Veteran aus den Napoleon'schen Feldzügen. Als der fühlte, daß sein Ende nahe war, denn der Brand war zu seinen Wunden getreten, sagte er ruhig: „quand la poire est mûre, il faut quelle tombe“ und ließ sich versprechen, daß das „croix d'honneur“ was er hatte, mit ihm begraben werden solle. Mit letzter Kraft rief er noch ein „vive l'empereur“, drehte sich um und war todt. Beide wurden in die großen gemeinschaftlichen Gräber geworfen, die alle Tage die vielen Todten, welche das Hospital lieferte, aufnahmen; gar mancher braver Soldat ruht auf diese Weise in Cindad-Rodrigo.

Gegen Ende Juni war ich soweit wieder hergestellt, daß ich mit einem Trupp Reconvalescenten diesen Ort verlassen und nach Salamanca abgehen konnte. Einen Stock mußte ich zwar noch gebrauchen, da mein rechtes Bein noch schwach und steif sich zeigte, und ich nicht fest damit auftreten konnte. Wir Reconvalescenten saßen Alle auf den vorhin beschriebenen Ochsenkarren mit ihrem Gequieke und hatten eine Kompagnie Infanterie zur Bedeckung. Auf dem Wege nach Salamanca versuchte eine starke Guerillas-Bande, uns aufzuheben und es kam zu einem hitzigen Gefecht, an dem selbst manche Reconvalescenten, die Waffen hatten, theilnehmen mußten. Ich hatte mich der Flinte eines kranken Infanteristen, der neben mir auf dem Karren lag, bemächtigt, und schoß nun auch mit nach Herzenslust auf die Spanier. Der glückliche Zufall wollte, daß ich den Hauptanführer der Guerillas, einen dicken Kapuzinermönch, der mit dem Säbel um den Leib auf einem Maulesel saß, durch den Wanst schoß, so daß er aus dem Sattel purzelte, was viel Gelächter bei uns erregte und mir große Lobsprüche zuzog. Als der Anführer todt war, zerstreuten sich die übrigen Guerillas bald wieder in ihre Berge, und wir konnten unsern Marsch ungestört weiter fortsetzen.

In Salamanca, einer sehr reizend gelegenen Stadt, hatte ich das Glück, ein treffliches Quartier zu bekommen, so gut wie es mir noch nie in Spanien zu Theil geworden war. Mein Wirth war ein Wallone, der aber eine Spanierin geheirathet hatte und in gutem Wohlstand lebte. Ungemein freundlich ward ich hier aufgenommen, und von dem Ehepaar während der 5 — 6 Wochen, die ich bei ihm weilte, fast wie ein Sohn behandelt. Des Morgens erhielt ich Chokolade und aß des Mittags mit am Familientisch, wo der Wein nicht gespart wurde. So konnte ich schon wieder zu Kräften kommen, und täglich Fortschritte in der Heilung meiner Wunde verspüren. Ich wünschte oft, daß meine Genesung nicht so rasch fortschreiten möge, denn sobald ich völlig gesund war, mußte ich wieder zum Regiment, und das gute Herrenleben hörte dann wieder auf. Zumal als ich eine kleine schwarzäugige Nichte meiner Wirthin kennen gelernt, und diese mir in allen Ehren ihre Zuneigung schenkte, hätte ich noch gar viele Monate lang in Salamanca bleiben mögen. Das waren köstliche Stunden, wenn ich des Abends mit meiner Marie im Garten meines Quartierwirths herumschlenderte und diese mir spanisch lehrte, oder mir schöne Romanzen zur Guitarre vorsang. Dann sang ich ihr auch ein deutsches oder polnisches Liedchen vor, oder ich lieh mir eine Trompete, die ich damals wirklich sehr gut zu blasen verstand, und blies ihr schmetternde Märsche oder lustige Walzer vor. So lebte ich hier in dem Hause friedlich und still, als wenn gar kein Krieg in der Welt wäre, und ich mich nicht in einem Lande befände, wo der größte Theil der männlichen Bevölkerung eifrig danach strebte, uns mit Gift und Dolch und auf jede andere Art aus dem Leben zu schaffen. Uebrigens sollte ich auch hier, mitten in meiner Ruhe, daran erinnert werden, daß ich mich in Spanien befinde. Eines Abends, als ich noch spät zu Hause gehen wollte, stürzte aus einem Versteck ein Bursche mit einem blitzenden Dolche auf mich zu, um mich zu erstechen. Ich sprang schnell einige Schritte

rückwärts, riß ein kleines Terzerol, welches ich stets geladen bei mir trug, aus der Tasche, und hielt die Mündung meinem Angreifer entgegen; der schien nicht gefaßt darauf zu sein, daß ich Waffen bei mir trug, denn sobald er das Terzerol erblickte, sprang er mit einem lauten grimmigen Fluch davon. Wie ich später hörte, soll mein Angreifer wahrscheinlich ein verschmähter Liebhaber meiner kleinen Maria gewesen sein, der sich an mir, seinem beglückten Nebenbuhler, rächen wollte.

Mein Leben in Salamanca war zu gut, als daß es lange dauern konnte, und so erhielt ich Anfangs August denn wieder Befehl, zu meiner Eskadron zu stoßen und Dienste zu thun, da ich jetzt vollständig wieder geheilt und zu Kräften gekommen war. Da gab es denn einen traurigen Abschied von meinem kleinen Schätzlein, die aus ihren schönen schwarzen Augen viel bittere Thränen vergoß, und auch mir das Herz fast schwer gemacht hatte. Zum Abschied schenkte sie mir noch ein kleines schwarzes Kreuzlein mit einem silbernen Christus darauf, was ich auch getreulich an einer Schnur um den Hals trug, bis es mir in Rußland die verdammten Kosaken nahmen. — Auch bei mir bestätigte sich hier, was ein deutscher Dichter von einem Soldaten gesungen:

„Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann treue Liebe nicht bewahren."

Beim Regiment, das jetzt wieder ganz vereinigt in der Gegend von Salamanca stand, ging bald das alte Leben wieder an. Dienst und immer wieder Dienst, sehr häufig Hunger, Durst und Strapazen aller Art, sehr selten Speise, Trank und etwas Ruhe. Besonders die Hitze war jetzt oft fast unerträglich, und wir wurden so braun gebrannt wie die Zigeuner. Mag es sein, daß ich mich später mehr daran gewöhnte, ich erinnere mich wenigstens nicht, in allen meinen nachherigen Feldzügen in Süd-Amerika und Afrika so viel von der Hitze ausgestanden zu haben, wie in den Sommermonaten des Jahres 1811 in Spanien. Eine Freude

machte mir für meine Person wenigstens diese Hitze, nämlich, daß mein Schnurrbart doch jetzt etwas, wenn auch nur noch schwach, zu keimen begann. Denn mein größter Verdruß war bisher gewesen, daß ich, trotzdem ich mir die Haut mit dem Säbel oft blutig ritzte, noch keine Spur von Bart aufzuweisen hatte und der einzige Bartlose in unserer Eskadron war, worüber mich die übrigen Lanciers oft sehr verhöhnten und auslachten. Jetzt zeigte sich bei mir endlich der erste schwache „Flaum", und er ward auf alle Weise gehegt und gepflegt. Sehr freute es mich auch, daß ich bei der Eskadron meinen kleinen Schimmel in ziemlich gutem Zustand wieder fand und auch zugetheilt erhielt. Das treue Thier erkannte mich wieder und wieherte freudig, als ich zu ihm herantrat. So ein Feldleben kettet Roß und Reiter ungemein fest an einander; dies wird jeder gediente Cavallerist aus eigener Erfahrung wissen. Ich habe schon Pferde gehabt, von denen ich fast mehr, wie von mir selbst, gehalten habe.

Kurze Zeit nach meinem Wiedereintritt in das Regiment erhielten wir einen starken Ersatz, theils von Reconvalescenten, die in den Hospitälern in Frankreich von langwierigen Verwundungen wieder hergestellt waren, theils von Ersatzmännern aus dem Großherzogthum Warschau. Es war dies sehr nöthig, denn unsere Eskadrons waren schon wieder durch die vielen Gefechte und Strapazen ungemein zusammengeschmolzen, bekamen aber jetzt wieder ihre volle Stärke. Unter der neuen Ersatzmannschaft aus Polen befanden sich manche Gallicier, die früher in den österreichischen Uhlanen-Regimentern gedient hatten und nach dem Feldzug von 1807 dort entlassen waren; gute Feldsoldaten waren darunter, aber sonst rohe, wilde Kerle, so daß unser Eskadrons-Chef gezwungen ward, zu körperlichen Züchtigungen bisweilen seine Zuflucht zu nehmen, obgleich dieselben sonst mit Recht in der Armee des Kaisers Napoleon strenge untersagt waren. Erhielt übrigens ein Lancier Schläge bei uns, so geschah es nicht mit dem Stock, sondern mit dem ledernen Sattelgurt, und

dann nie öffentlich. So ein starker Uebergurt haut übrigens tüchtig, wenn er gut auf den prallen H. trifft.

Auf meine Bitten blieb ich übrigens jetzt nicht länger Trompeter, was ich über 16 Monate gewesen war, sondern erhielt die Lanze und ward als Lancier in Reih und Glied gestellt. Der Chef d'Escadron sagte mir auch, daß ich bald zum Corporal befördert werden sollte, da ich mich bis jetzt gut und zu seiner völligen Zufriedenheit aufgeführt hätte. Natürlich war ich sehr erfreut hierüber und faßte den festen Entschluß, mir stets alle Mühe zu geben, daß ich ein recht tüchtiger Soldat werde.

Unter den vielen kleinen und größeren Gefechten, an denen unsere Eskadron im Laufe des Jahres 1811 in Spanien noch Theil nahm, entsinne ich mich noch besonders eines bei einem Dorfe, dessen Namen mir entfallen ist. Wir machten damals eine wüthende Attaque auf ein spanisches Infanterie-Regiment, was ein Quarrée gegen uns gebildet hatte. Trotzdem daß das Terrain für Reiterei sehr ungünstig sich zeigte, denn es war ein steiniger Hügel, glückte es uns dennoch, das Quarrée zu sprengen. Mein Schimmel, dem eine feindliche Musketenkugel einen Theil des linken Ohres fortgerissen hatte, rannte wie toll mit mir gegen die Feinde, so daß ich Einer der ersten Lanciers war, der in das Quarrée eindrang. Ein spanischer Officier schoß mir seine Pistole so nahe vor der Nase ab, daß die Flamme mein Gesicht versengte, und doch traf mich die Kugel nicht, sondern riß nur einen Theil der wollenen Epaulettes von der Achsel ab. Desto besser traf meine Lanze den Spanier durch das Herz, so daß er augenblicklich todt niederstürzte. Ich hatte mit solcher Macht gestoßen, daß ich die Lanze nicht vom Pferde herab aus der Leiche herausziehen konnte, sondern dieselbe, für den Augenblick darin stecken lassen mußte. Als wir das Quarrée gesprengt hatten und weiter jagen wollten, fuhr eine englische reitende Batterie gegen uns auf und pfefferte uns mit ihren Kartätschen so tüchtig, daß wir nur schnell Rechts-

umkehrt machen mußten, um aus dem Bereich ihrer Geschütze zu kommen. Der Lancier, der neben mir ritt, ein alter, langgedienter Gallicier, erhielt bei dieser Gelegenheit einen solchen Schuß durch den Kopf, daß sein Gehirn, wie mit Gewalt getrieben, herausspritzte, und mir gerade in das Gesicht, so daß ich kaum sehen konnte und mir den blutigen Brei förmlich aus den Augen wischen mußte. Noch eine halbe Stunde vorher hatte derselbe mir in übermüthiger Laune erzählt, daß er in allen seinen vielen Feldzügen bei den Oesterreichern noch niemals verwundet worden sei und am heutigen Tage reiche Beute zu machen hoffe, die er dann versaufen wolle.

Unter fortwährendem angestrengten Felddienst kam das Jahr 1812 heran, dessen Neujahrstag ich diesmal am Bivouacfeuer auf der äußersten Feldwache feierte. Wir hatten uns übrigens einige Weinschläuche zu verschaffen gewußt, und trotzdem, daß der Regen oft stark herabgoß und uns bis auf die Haut durchnäßte, waren wir um unser Feuer herum doch guter Dinge und lachten und sangen nicht wenig. Gegen Morgen ritt eine feindliche Cavallerie-Abtheilung, ich glaube, es waren deutsche Dragoner von der englisch-deutschen Legion, gegen uns heran, um zu versuchen, ob sie uns nicht aufheben könnten. Trotz unseres Singens und Jubilirens waren wir aber doch wachsam und aufmerksam gewesen, und unsere Gegner mußten mit langer Nase unverrichteter Sache wieder abziehen. Das Lancier-Regiment, in dem ich diente, war in den fast beständigen Feldzügen, die es nun schon seit 16 Jahren durchgemacht hatte, zu trefflich geschult und bestand fast durchgängig aus zu erfahrenen, langgedienten Soldaten und Officieren, als daß eine Feldwacht desselben so leicht hätte überlistet werden können. Was den Felddienst anbelangt, war es unbedingt mit eins der besten leichten Cavallerie-Regimenter der französischen Armee, und ich habe mich mein ganzes Leben lang gefreut, daß ich von vorn herein in einer so guten Schule den Dienst erlernte.

Sechstes Kapitel.

Ernennung zum Korporal, Versetzung zu einem neuen Regimente in Polen. Ausmarsch gegen Rußland.

Im Anfang Januars 1812 ward ich zum Korporal ernannt, und es schmeichelte meinem jugendlichen Stolze nicht wenig, daß ich mir schon nach 20 Monaten Dienstzeit und erst etwas über 18 Jahre alt die Gallons auf die Aermeln heften lassen konnte. Daß ich nie betrunken war, hat sehr viel zu meiner raschen Beförderung mit beigetragen, denn wir hatten sonst viele sehr tüchtige, langgediente Lanciers in unserer Eskadron, die man aber wegen ihrer Neigung zum Trunke, sobald sich ihnen nur die geringste Gelegenheit dazu bot, nicht avanciren lassen konnte. Möchten doch alle jungen Soldaten sich vor dem vielen Trinken hüten, es würde gewiß um Viele besser stehen. Es ist ein großer Vorzug der national-französischen Regimenter, daß es in ihnen verhältnißmäßig so sehr wenige eigentliche Säufer gibt, während unsere Polen fast durchgängig wie die Schwämme soffen, sobald sie nur spirituoser Getränke habhaft werden konnten.

Zu der Zeit, als ich Korporal wurde, verbreitete sich auch im Regiment das Gerücht, daß es nach Polen zurückmarschiren solle, um dort zu einem neuen beabsichtigten Feldzug gegen Rußland mit verwandt zu werden. Diese Nachricht erregte allgemein große Freude, denn jeder Pole wird vorzugsweise gerne gegen Rußland fechten. Auch gingen alle Truppen, ohne Ausnahme fast, gerne aus Spanien fort, da

der beständige kleine Krieg und die vielfachen Ueberfälle und Feindseligkeiten aller Art von Seiten der Eingebornen den Soldaten den Krieg daselbst auf die Länge sehr verleiden konnten, so schön sonst theilweise auch das Land ist. Es kam aber nicht der erwünschte Befehl und das Regiment mußte vorläufig noch in Spanien bleiben, wo es zuletzt bis weit über die Hälfte zusammengeschmolzen sein soll, da nach dem Jahre 1812 es keinen neuen Ersatz mehr aus Polen erhielt. Dagegen kam am 10. Januar der Befehl aus Paris, daß vom Regiment 80 Unterofficiere, oder solche Lanciers, die sich dazu eigneten, nach Warschau geschickt werden sollten, um daselbst ein neues Lancier-Regiment formiren zu helfen. Der jetzige Chef d'escadron Waliawsky ward als Major in dies Regiment versetzt und derselbe bot mir an, mich dahin mitzunehmen, worauf ich gerne einging. Wir mußten unsere Pferde und sonstige Ausrüstung nun abgeben, wobei mir die Trennung von meinem Schimmel sehr nahe ging, und behielten blos die Säbel, worauf wir dann den 14. Januar mit einem anderen großen Transport unter starker Eskorte nach Frankreich abmarschirten. Unterwegs wurden wir wiederholt noch von zahlreichen Guerillas-Banden angegriffen und hatten mehrere heftige kleine Gefechte zu bestehen. Wir 80 Cavalleristen zu Fuß mußten die Gewehre von verwundeten Infanteristen in die Hand nehmen und mit gegen den Feind kämpfen helfen, was wir auch gerne thaten. Bei dieser Gelegenheit nahmen wir zwei spanische Mönche mit den Waffen in der Hand gefangen und erschossen dieselben auf der Stelle. Einer derselben, ein junger, schöner Mann, mit einem so ausdrucksvollen Gesicht, daß es mir noch jetzt, nach so vielen Jahren, vorschwebt, war nicht gut getroffen worden, da unsere Lanciers wohl nicht gehörig mit der Flinte umzugehen verstanden. Er wälzte sich in seinem Blute und bat, man möge ihn doch vollends tödten. Ich mochte seine Qualen nicht länger ansehen, setzte ihm den Lauf meiner Muskete auf die Brust, drückte los,

und augenblicklich war er todt. Dies war der letzte Schuß, den ich in Spanien fallen hörte, denn zwei Tage darauf überschritten wir die Bidassoa und waren auf französischem Boden.

Da unsere Uniformen zerlumpt und sehr mitgenommen aussahen, und man uns in diesem Aufzug nicht durch ganz Frankreich und Deutschland marschiren lassen mochte, so erhielten wir jetzt neue graue Capottmäntel und Pantalons, und es kam uns ordentlich befremdlich vor, nach so vielen Monaten endlich wieder in heilen Kleidern gehen und in ordentlichen Betten ruhig schlafen zu können. Unser Marsch sollte sehr beeilt werden, und so machten wir denn ohne Rasttage den Tag zwei, ja selbst zwei und ein drittel Etappen. Es ging dies desto besser, da wir theils ohne Gepäck marschirten und dann auch so viel Vorspannwagen erhielten, daß stets die Hälfte von uns abwechselnd fahren konnte. Als wir bei Mainz über den Rhein gegangen waren und uns auf deutschem Boden befanden, fuhren wir alle auf Schlitten, deren jeder zwölf bis fünfzehn Mann faßte. Die Kälte kam uns zwar sehr ungewohnt vor, da wir an die spanische Hitze gewöhnt waren, doch krochen wir tief in das Stroh der Schlitten und ließen uns von den Bauern, die uns fuhren, Decken und Mäntel geben; dazu bekamen wir noch gute Quartiere und kräftiges Essen, so daß dies Alles uns, die wir so viele Strapazen erduldet hatten, sehr bequem und behaglich erschien. Im Hessischen und Thüringischen erkundigten sich unsere Quartierwirthe vielfach nach den Verhältnissen des spanischen Krieges, da so viele ihrer Angehörigen als Soldaten in den dort fechtenden Rheinbunds-Kontingenten an demselben theilnehmen mußten. So war ich in Gießen bei einem reichen Bürger einquartiert, der zwei Söhne in Spanien hatte. Der Zufall wollte, daß ich mit Einem derselben in Cindad-Rodrigo zusammen im Hospital gelegen hatte; als dies die guten Leute erfuhren, wußten sie gar nicht, was sie mir Alle für Gefälligkeiten erzeigen sollten. Beim Abschied er-

hielt ich von den Töchtern noch wollene Socken und eine fein gestrickte Unterjacke geschenkt, die mir auch später treffliche Dienste leistete.

Auf die schnellste und angenehmste Weise legten wir so über Darmstadt, Frankfurt, wo wir übrigens blos durchfuhren, da wir unser Nachtquartier in Hanau erhielten, Fulda, Gotha, Halle und Breslau den Weg nach Warschau zurück, und kamen Anfang März daselbst an. Nach meinem Vater hatte ich mich auf diesem Durchmarsch durch Deutschland vergebens erkundigt, da ich ungefähr 20 Meilen von seinem Wohnorte vorbei kam. An ihn schreiben mochte ich nicht, da es ihm gewiß sehr unangenehm gewesen wäre, wenn er gewußt, daß ich Korporal in französischem Dienst geworden.

In Warschau war, als wir dort ankamen, eine große militärische Lebendigkeit, denn es ward mit Eifer die Ausrüstung neuer Infanterie- und Cavallerie-Regimenter betrieben. Da ich die reglementsmäßige Ausbildung der Rekruten auf dem Exerzierplatze kaum kannte, denn ich hatte meine eigentliche militärische Schule nur im Felde selbst erhalten, sonst aber ein geschickter und kühner Reiter war, so ward ich auf meine Bitten nur bei der Abrichtung der vielen Remontepferde beschäftigt. Das war eine sehr anstrengende und oft auch selbst gefährliche Arbeit, da die Remonten vielfach aus den großen wilden polnischen Gestüten, also Thiere waren, die in ihrem ganzen Leben noch keinen Reiter auf dem Rücken gehabt hatten. Dazu mußte die Abrichtung in größter Hast geschehen, indem das Regiment möglichst bald marschfertig gemacht werden sollte. Es war keine Kleinigkeit, sich so jeden Tag mit sechs bis acht ungezähmten Bestien herumzuplagen, und trotz der Kälte, die in unserer offenen Reitbahn herrschte, und die mir, da ich an spanische Sonne gewöhnt war, doppelt hart ward, schwitzte ich oft nicht wenig. Tüchtig reiten und selbst auf dem wildesten Pferd fest im Sattel bleiben, lernte ich bei dieser Gelegenheit aber so recht aus dem Grunde, und dies ist mir später in manchen Lebens-

lagen noch von großem Nutzen gewesen. Auch konnte ich mir bei dieser Gelegenheit ein treffliches Pferd selbst aussuchen, was mir späterhin in Rußland große Dienste leistete. Es war ein junger lithauischer Hengst mit langer Mähne, schwarz wie der Teufel und eben so wild und feurig wie dieser sein soll; ein reicher Gutsbesitzer hatte ihn dem Regiment geschenkt. In allen meinen späteren Feldzügen habe ich kein besseres Soldatenpferd wieder geritten, und wer da weiß, welchen großen Werth ein gutes Roß für einen Soldaten im Felde hat, der wird meine Freude begreifen, daß ich ein solches erhalten hatte. Uebrigens war unser ganzes Lanciers-Regiment fast durchgängig vortrefflich beritten, denn sehr viele große polnische Gutsbesitzer hatten aus Freude darüber, daß es zum Kriege gegen Rußland kommen solle, die besten Rosse aus ihren zahlreichen, wilden Gestüten freiwillig geliefert. Auch junge Polen der gebildeten Stände traten in Menge jetzt als Freiwillige in das Heer ein, und besonders die Lanciers-Schwadron, bei der ich Korporal war, bestand fast zur Hälfte aus solchen Freiwilligen. Ueberhaupt war das Regiment, bei dem ich jetzt diente, in seiner ganzen Zusammensetzung ziemlich verschieden von dem, bei welchem ich mich früher befunden hatte. Bei dem in Spanien waren größtentheils alte, lang gediente Soldaten, vielfach erprobt im Krieg, vortrefflich im leichten Feld- und Vorpostendienst, aber sonst etwas rohe, verwilderte Gesellen. Auch die Officiere desselben waren meist im Felde aufgewachsen und hatten sich ihre Epaulettes auf den Schlachtfeldern in Italien, Deutschland und Spanien erkämpfen müssen. Bei diesem neuen Regiment war Alles viel vornehmer, eleganter — ja selbst aristokratischer, und die alten Lanciers und Offficiere, die von den anderen Regimentern zu demselben versetzt waren, vermochten nicht den Ton anzugeben, und mußten sich der Mehrzahl ihrer Kammeraden fügen. Besonders im Officierkorps war dies der Fall, da dasselbe, was die Subaltern-Officiere anbelangte, größtentheils aus Söhnen des vor-

nehmen polnischen Adels, die auf französischen Kriegsschulen gebildet waren, bestand. Ich habe selten ein Regiment gesehen, was so viele junge unbärtige Lieutenants hatte, wie das unsrige. Im Gefecht da waren diese jungen Herren freilich vollkommen an ihrem Platz und zeigten tüchtige Courage, aber sonst waren sie oft etwas zu vornehm und verwöhnt, sich um den inneren Schwadronsdienst und alle die vielen Kleinigkeiten, die dabei vorkommen, zu bekümmern, und überließen dies gern den Unterofficieren, während sie Champagner tranken, um große Haufen von Dukaten würfelten, oder vor den Fenstern der schönen Polinnen herumgaloppirten, daß das Pflaster stieb. So etwas darf denn nicht sein; ein tüchtiger Cavallerie-Officier muß in Allem das Vorbild seiner Soldaten abgeben, und all den kleinen Dienst eben so gut, wenn nicht besser wie der geübteste Unterofficier verstehen, sonst hat er nicht die nöthige Achtung bei denselben, der Dienst geht zum Teufel, und das Regiment verlottert bald. So wollte es denn anfänglich mit unserem inneren Dienst auch nicht so recht vorwärts gehen, und die alten langgedienten Officiere, die wir hatten, konnten mit ihren Ermahnungen nicht durchdringen. Unser Oberst war auch ein so verwöhnter Herr, der stets Adjutant bei hohen Männern gewesen, und das Salonleben besser wie den Felddienst kannte. Wenn die alten Chefs d'escadron und Capitains, die wir hatten, ihre jungen Officiere bei dem Obersten verklagten, daß sie sich des inneren Dienstes gar nicht annehmen wollten und so selten in den Ställen zu finden wären, so lachte der und meinte, dies würde sich wohl von selbst finden, wenn wir nur erst dem Feinde gegenüber ständen, und statt die Schuldigen zu bestrafen, lud er sie zu einem splendiden Dejeuner oder Souper ein. Da konnten denn unsere alten Knasterbärte vergebens fluchen und wettern. Die Sache wäre übrigens doch schlecht gegangen und die Formation unseres Regimentes gewiß mißglückt, wenn wir nicht bald einen andern Obersten erhalten hätten. Der Prinz

Poniatowsky nahm sich der Sache an, unser vornehmer Oberst ward wieder zum Staabe versetzt, und wir erhielten einen alten Lieutenant-Colonel meines früheren Regiments in Spanien zum Obersten. Der war aus ganz anderer Schule, ging selbst des Morgens um 5 Uhr in die Ställe, und machte den dienstthuenden Officieren, die auch nur eine Minute zu spät kamen, oder nicht von Allem, wie es sich gehörte, Bescheid wußten, gewaltig den Marsch und schickte sie ohne Weiteres in Arrest. Das half denn gar bald, mochten die jungen Herren auch noch so verdrießliche Gesichter schneiden und in ihren Kreisen den Alten verwünschen — der hatte Haare auf den Zähnen und wußte schon Ordnung in das Regiment zu bringen. Die altgedienten Officiere und Soldaten fanden an diesem Obersten eine neue kräftige Stütze, und so kam denn schon nach einigen Wochen ein ganz anderer Diensteifer in das Regiment. Und das war gut, denn wenn es so fortgegangen wäre, wie es begonnen, hätten wir schwerlich viel Ehre in dem russischen Feldzug einlegen können. So aber ging die Sache vortrefflich, unser neues Regiment hatte sich bei mehr als einer Gelegenheit sehr brav gehalten und dem alten Ruhm der polnischen Lanciers alle Ehre gemacht.

Abgesehen von dem beschwerlichen Herumbalgen mit den wilden Remonten, ging es mir in Warschau sonst sehr gut, und ich konnte mich in den zwei Monaten, welche ich dort in Garnison lag, recht ordentlich wieder von den spanischen Strapazen erholen. Ich hatte das Glück gehabt, ein vortreffliches Quartier bei einer wohlhabenden jüdischen Wittwe zu bekommen. Es war noch ein hübsches, rundes Weiblein in den zwanziger Jahren, deren Herz und Körper noch gar nicht vertrocknet waren, sondern sich sicher nach Befriedigung ihrer heißen Gefühle sehnten. Ebenso war ich damals ein hübscher frischer Bursche, und so warf denn meine Wirthin ihr Auge auf mich, und da sie mich willig fand, ihr Schüler zu werden, so gab sie mir recht gründlichen, praktischen Unterricht in allen Geheimnissen der Liebe. Da stand

ich mich denn in doppelter Hinsicht sehr gut dabei, denn meine Wirthin versäumte nie, das Beste, was Küche und Keller nur darboten, mir täglich in größter Fülle aufzutischen: des Morgens Kaffee, der damals sehr theuer und selten war, mit feinem Gebäck, dann eine Feldflasche voll Ungarwein oder gutem Likör mit einem großen Stück kalten Braten mit in die Reitbahn, wovon die Kammeraden, die mich oft beneideten, ihr gut Theil mit verzehrten. Kam ich des Mittags nach Hause, so stand der Tisch mit den besten Gerüchten, welche die polnische Küche nur darbietet, schon gedeckt da, und meine schöne Wirthin, mit der ich stets tête à tête speiste, wußte mit Nöthigen und Einschenken gar nicht aufzuhören. Ebenso war es auch des Abends, wenn ich wieder aus der Reitbahn zurückkam, nur daß dann wo möglich die Speisen noch kräftiger und der Wein oder der Punsch noch feuriger waren. Die kleine Hexe wußte wohl, warum sie mich so stärken mußte, und fand zwischen all dem Geküsse und Gekose noch immer Zeit genug, mir immer gute Bissen in den Mund zu stopfen oder das Glas mit ihren rothen Lippen auf's Neue zu kredenzen. Hatte ich keine dienstlichen Beschäftigungen, so fuhr ich mit meiner Donna spazieren, oder besuchte in ihrer Gesellschaft das französische Theater, was damals in Warschau spielte, oder Concerte; kurz ich lebte wie ein grand seigneur herrlich und in Freuden. Dabei war mein Mantelsack mit feiner Wäsche reichlich angefüllt und ich auch sonst gut equipirt. Das war denn freilich ein Unterschied gegen das Leben, was ich in Spanien geführt hatte, den ich mir wohl konnte gefallen lassen. Ein Soldat, der eine junge, hübsche Quartierswirthin hat, die sich in ihn verliebt, führt stets ein gutes Leben und ist ein großer Narr, wenn er nicht alle Annehmlichkeiten genießt, die sich ihm dann darbieten. Weiß er doch nicht, wie lange alle diese schönen Tage anhalten werden, und ob nicht die schlechten nur zu bald nachfolgen. — Auch bei mir sollte dies üppige Leben nicht allzulange

währen, und das war am Ende gut, denn ich wäre doch sonst wohl zu sehr verwöhnt worden. Drei Eskadrons unseres Lancier-Regiments, die unter dem Befehl des Lieutenant-Colonel Waliawsky standen, waren schon so weit ausgebildet, daß sie ins Feld rücken konnten, und so erhielten wir denn den Befehl, zur „großen Armee“, die damals in das Herzogthum Warschau einzurücken begann, zu stoßen und die äußerste Avantgarde derselben zu bilden. Da hieß es denn den guten Quartieren wieder für lange Zeit Adieu sagen, ebenso hatte es mit dem Herrenleben ein Ende. Meine „belle dame“ that gar erschrecklich betrübt, als ich ihr die Kunde brachte, daß wir am andern Morgen marschiren müßten, und wollte schier in Thränen zerfließen, was aber doch nicht hinderte, daß wir die letzten Stunden noch recht vergnügt miteinander verbrachten. Zum Abschied schenkte sie mir als Angedenken noch eine hübsche Uhr, die mir leider später beim Rückzug aus Rußland ein verdammter Kosak abnahm, und dabei sein breites Maul über das schöne Beutestück recht behaglich grinsend auseinanderzog. Uebrigens wird sich meine verlassene Schöne wohl bald über meinen Verlust in den Armen eines andern Liebhabers getröstet haben, denn der Liebe war sie bedürftig, und in Warschau, wo damals unaufhörlich Regimenter von allen Waffengattungen und Nationen durchzogen, war wahrlich kein Mangel an jungen, feurig-kräftigen Liebhabern zu finden. Lanciers und Kürassiers, Chasseurs und Husaren, Deutsche, Franzosen und Italiener, alles Mögliche hätte ihr zu Gebote gestanden. Ich war beim Abschied nicht allzu sonderlich weich gestimmt, gedachte des so wahren Soldatenspruches: „Ein anderes Städtchen, ein anderes Mädchen“, und freute mich darüber, daß wir wieder in das Feld und gegen den Feind rückten. Seitdem ich nun bei unserem jetzigen Regimente so junge Officiere gesehen hatte, war der Ehrgeiz in mir erwacht, mir durch eigenes Verdienst auch recht bald die Officier-Epaulettes zu erwerben, und dies konnte ich nur, wenn ich Gelegenheit fand, mich gegen die Russen recht auszuzeichnen.

Mit frohen Hoffnungen ritt ich so aus den Thoren von Warschau, und stimmte tüchtig in die lustigen Lieder mit ein, die unsere Lanciers in vollem Chor sangen. Es war ein so lustiger und doch wieder dabei so trauriger Ausmarsch, wie ich ihn seitdem nie wieder erlebt habe. Die Polen jauchzten förmlich, daß es jetzt wieder gegen ihren alten Erbfeind, die Russen, in's Feld ginge, und wußten gar nicht, wie sie ihre eifrige Kampfbegierde nur auf alle Weise zeigen sollten. Jetzt, wo über eine halbe Million Soldaten aller Völker, den großen Kaiser an der Spitze, mit ihnen gegen den „weißen Czaar", wie sie den russischen Kaiser nannten, in das Feld zogen, hofften sie ihren Haß gegen denselben schon kühlen zu können, und sahen im Geiste wieder das alte mächtige Polenreich mit Lithauen, Podolien und der Ukraine errichtet. Unsere Lancier-Eskadrons waren die ersten national-polnischen Truppen, die aus Warschau gegen den Feind ausmarschirten, und man kann sich denken, welche Gefühle dies in der Bevölkerung dieser alten Hauptstadt erregte. Die Straßen und freien Plätze waren so mit Menschen angefüllt, daß wir kaum durchkommen konnten, und es war ein Wehen mit Tüchern, ein Werfen von Kränzen und Blumen aus den Fenstern, daß wir wirklich oft alle Mühe hatten, unsere jungen und scheuen Rosse in all dem Lärm und Gewirre zu bändigen. Auf der andern Seite gab es in all dem Freudentaumel doch auch viele Thränen und schmerzliche Scenen. Viele junge Warschauer, oft aus den besseren Ständen, dienten, wie gesagt, als Freiwillige in dem Regiment, und da kann man sich denn denken, daß ihre Mütter und Schwestern und gar verlobte Bräute es nicht unterlassen konnten, ihre Thränenschleußen gehörig zu öffnen. Gar manches Taschentuch ward von schönen Augen an dem Morgen naß geweint, und oft drängten sich selbst vornehme Damen mitten zwischen unsere Glieder, um noch einmal dem Gegenstand ihrer Liebe die Hand zu drücken. Bei sehr vielen war dies der letzte Händedruck im Leben, denn kaum

ein Drittheil unserer Lanciers ist wieder in das Vaterland heimgekehrt, die übrigen sind unter dem russischen Schnee begraben. Im Ganzen muß man es übrigens den Polen lassen, daß sie ihren Herzensschmerz sehr kräftig zu bezwingen verstanden und nicht mehr weinten, als man billiger Weise einer Frau zugestehen kann. Es sind überhaupt gar wackere Weiber, ganz zu Frauen oder Müttern von Soldaten geschaffen.

Es dauerte noch über eine Meile über Warschau hinaus, bis sich unsere Begleitung endlich ganz verloren hatte und unser Lieutenant-Colonel, der zuletzt endlich schon oft ungeduldig seinen langen grauen Schnurrbart zwischen den Fingern hin und hergedreht hatte, uns etwas Trab reiten lassen konnte.

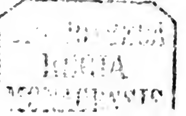
Mit den Quartieren ward es übrigens jetzt bald wieder recht schlecht bestellt. Die polnischen Dörfer sind oft sogar noch elender und verfallener wie die spanischen, was viel sagen will, und wenn die Bauern auch noch so willfährig waren, und uns gerne gaben was sie hatten, so war dies doch nur sehr wenig. Dazu war ganz Polen jetzt von den Truppen der großen Armee so voll gepfropft, daß ein großes Gedränge von Soldaten fast in allen Dörfern und Städten stattfand. In einer elenden Bauernhütte, die vor Schmutz starrte, wie dies in Polen so oft der Fall ist, lagen oft an 2—3 Officiere, und man kann denken, wie viel Platz daher für uns Soldaten übrig blieb. Da fing denn jetzt das Bivouaciren bald wieder an, und ich freute mich darüber, denn es lag sich unter Gottes freiem Himmel weit besser, als in den engen schmutzigen Bauernställen, wo Menschen und Vieh, Kinder und Ferkel alles bunt durcheinander wühlte. Von den jungen verwöhnten Rekruten machte Mancher zwar anfänglich ein verdammt schiefes Gesicht, als er sich so auf den nackten Erdboden hinwerfen und höchstens den Sattel unter den Kopf nehmen durfte, und es wollten ihnen solche Ruhestätten gar nicht recht behagen. Wir ältere Soldaten und gar wir „Spanier“, denn so nannte man uns, die wir

bei den Regimentern in Spanien gestanden hatten, lachten sie aber sehr aus, und so fanden sie sich denn auch bald in alle die vielen Unbequemlichkeiten und Beschwerden, welche das Leben eines Soldaten im Felde mit sich bringt. Wer darüber ernstlich klagen will, der soll nur gleich hinter dem Ofen sitzen bleiben und Kinder wiegen; in dem Sattel eines leichten Cavalleristen geht es nun einmal nicht. Nichts Widerlicheres, als solch ein verzärtelter Soldat, und wenn ich noch so einen Kerl sehe, möchte ich ihm immer gleich die Uniform aus- und einen Weiberrock dafür anziehen. Bei unseren jungen Polen konnte man übrigens über derartige Schwächen nicht klagen, sondern sie fanden sich sehr bald in Alles, was zum Feldleben gehörte, und wurden fast durchgängig ganz wackere Soldaten.

Siebentes Kapitel.

Gespräch mit dem Kaiser Napoleon; Vordringen in Rußland.

Unser Regiment ward mit zur äußersten Avantgarde gezogen und stand in den letzten Tagen des Juni in der Gegend von Pilwisky am Niemen, und durch diesen Fluß von den gegenüberstehenden russischen Vorposten getrennt. Um diese Zeit ward mir eine Ehre zu Theil, die für mein ganzes Leben einen unvergeßlichen Eindruck auf mich machte. Seit zwei Tagen befehligte ich die äußerste vorgeschobene Feldwache, die aus 14 Lanciers unserer Escadron bestand. Einer derselben war früher in dieser Gegend ein Gutsjäger gewesen und kannte somit jeden Fleck auf das Genaueste. Es mochte in der Dämmerstunde eines sehr heißen Tages sein, an dem wir herumpatrouillirt waren, als plötzlich unser Lieutenant-Colonel mit einem Officier unserer Eskadron auf meine Feldwache zugesprengt kam. Er ließ sich kaum Zeit, meinen Raport anzunehmen, sondern erkundigte sich gleich im hastigen Tone, ob ich oder Einer meiner Leute der Gegend hier herum schon vollkommen kundig wäre. Auf meine Bejahung gab er mir nun den Befehl, das Commando meiner Feldwache sogleich an den mitgebrachten Lieutenant abzutreten und ihm mit drei zuverlässigen und gewandten Lanciers zu folgen. Ziemlich erstaunt über solche ungewöhnliche Weisung, schwang ich mich in den Sattel und folgte schnell dem schweigsam vorausgaloppirenden Stabsofficier. Nach einem Ritt von 1½ Stunden, während dem die Dunkelheit schon völlig eingetreten war, kamen wir in einem elenden Dorfe an. Ein reges militärisches Leben herrschte hier, überall lagen um große hellbrennende



Wachtfeuer Grenadiere der kaiserlichen Garde und auch mehrere Schwadronen der Chasseurs der Garde bivouacirten hier mit ihren Pferden. Eine Menge von Adjutanten, General-Stabsofficieren und Ordonnanzen sprengten in eiliger Hast hin und her. Wir waren hier im Hauptquartier des Kaisers Napoleon. In einem elenden Wirthshause dieses Dorfes, vor dessen Thüre ein Doppelposten der Gardegrenadiere stand, hatte derselbe sein Nachtlager aufgeschlagen. Mir klopfte vor freudiger Erwartung förmlich das Herz, denn wahrscheinlich wird mir jetzt endlich die so lange sehnlichst gewünschte Gelegenheit, den Kaiser, für den ich nun seit zwei Jahren gefochten und mein Blut vergossen hatte, auch persönlich zu sehen. Der Lieutenant-Colonel stieg bei diesem Hause vom Pferde ab, einem Adjutanten des Kaisers unsere Ankunft zu melden. Bald erschien er wieder und gab mir den Befehl, mit meinen Leuten hier auf der Stelle zu bivouaciren und unsere Pferde abzusatteln, jedoch jeden Augenblick zum Aufsitzen bereit zu sein. Ein Ordonnanz-Unterofficier aus dem kaiserlichen Gefolge brachte bald darauf für Jeden von uns eine Flasche Wein und ein Brod, was wir uns vortrefflich munden ließen und dabei des Kaisers Gesundheit mit einigen Chasseurs der Garde, die sich zu uns gesellten, tranken. Die Nacht verging mir und meinen Leuten in gespannter Erwartung der Ursache, warum wir hieher auf eine so ungewöhnliche Weise befohlen waren, denn bisher hatten wir noch kein Wort davon erfahren. Sonst hatten wir Unterhaltung genug, denn unaufhörlich die ganze Nacht hindurch sprengten Ordonnanzen oder Adjutanten hin und her, oder kreuzten Patrouillen der Infanterie und Reiterei. So ein Hauptquartier eines Kaisers wie Napoleon, der über eine Armee von einer halben Million Soldaten den Oberbefehl führte, war wahrlich kein Ruheplatz.

Am Morgen gegen 2 Uhr, als bei der kurzen Sommernacht der Tag schon dämmerte, kam der Lieutenant-Colonel wieder zu mir und sagte, der Kaiser Napoleon

werde sogleich erscheinen und ich solle demselben als Führer dienen, da derselbe die Gegend recognosciren wolle; dabei schärfte er mir besonders ein, nicht befangen zu sein, sondern dem Kaiser scharf und bestimmt auf seine etwaigen Fragen zu antworten, indem er solches gerne habe. Sacre dieu, welche Freude, aber auch zugleich welcher Schrecken durchzuckte mich bei dieser Kunde.

Nach wenigen Minuten kam der Kaiser aus der niederen Hausthür gegangen, hinter ihm mehrere höhere Generäle. Ein donnerndes „Vive l'empereur“ der im Dorfe befindlichen Truppen begrüßte den Kaiser, der in eine einfache grüne Uniform gekleidet war und eine grüne Feldmütze auf dem Kopfe hatte. Das war ein Anblick, den ich nicht wieder vergessen kann, und sollte ich so alt wie Methusalem werden.

Auf einen Wink des Lieutenant-Colonel mußte ich jetzt zum Kaiser herantreten. Meine Jugend schien demselben anfänglich zu mißfallen, denn mit scharfem Blicke musterte er mich schweigend eine ganze Weile. Viel tausend Mal lieber wäre mir im heftigsten Kartätschenfeuer ein Sturm gegen eine feindliche Batterie gewesen, wie diese Musterung.

„Quel âge avez vous“, fragte er mich endlich in unwilligem Tone.

„Jai dix-neuf ans, Sire“, antwortete ich, über diese barsche Anrede fast ganz verwirrt.

„C'est trop jeune pour être Corporal“, wandte sich der Kaiser an den hinter ihm stehenden Lieutenant-Colonel Waliawsky.

„Sire, il a fait déja deux Campagnes en Hispanie et il était blessé dans la bataille de Fuentes d'Onor“, entgegnete dieser.

„Ah c'est une autre chose — vous êtes un brave soldat“, sagte der Kaiser jetzt plötzlich mit sehr freundlichem Tone, und klopfte mir dabei wohlwollend auf die Achsel, so daß ich vor Freude mir das Blut in das Gesicht steigen fühlte.

Der Kaiser fragte jetzt nach der Gegend und ob ich derselben schon vollkommen kundig sei, auch ob wir schon Feinde gesehen hätten. Meine Antworten schienen ihn zu befriedigen, und er befahl nun, daß die Pferde schnell vorgeführt werden sollten. Er selbst bestieg jetzt ein ganz einfach aufgezäumtes braunes Roß, und in Begleitung von ungefähr 6 — 8 Generälen und Adjutanten ging es in schnellem Galopp fort.

Nicht weit vom Niemen angekommen, dessen Fluthen gerade bei der aufsteigenden Morgensonne röthlich gefärbt wurden, mußte das ganze Gefolge, sammt der Eskorde der Chasseurs der Garde, hinter einem Tannenwäldchen zurückbleiben. Der Kaiser und noch ein General, ich glaube es war Coulaincourt, hingen sich jetzt weite Reitermäntel, wie die polnischen Lanciers sie trugen, über, und so ritten sie von unserem Lieutenant-Colonel und mir und meinen Leuten begleitet, dicht an den Fluß heran. Wohl über eine Stunde dauerte diese Recognoscirung, bei welcher der Kaiser sich durch ein kleines Handfernglas aufmerksam die ganze Gegend betrachtete und sehr viele Fragen über deren Beschaffenheit an mich richtete. Besonders auch der Lancier, der früher Jäger hier gewesen war, mußte dem Kaiser sehr genau Auskunft über Alles geben. Da derselbe nicht französisch, sondern nur polnisch sprechen konnte, so machte der Lieutenant - Colonel hiebei den Dolmetscher. Auch über die Beschaffenheit der Lebensmittel, die Lage der Bevölkerung und zuletzt über die Wünsche und Meinungen derselben hinsichtlich dieses Feldzuges that der Kaiser viele genaue Fragen. Mich fragte er zuletzt noch, ob ich gern in Rußland kämpfen möge oder lieber in Spanien geblieben wäre?

Meine Antwort, „daß ich stets mit Freuden überall kämpfen würde, wo der Kaiser es beföhle, mir aber sonst der Krieg in Rußland lieber sei, da ich dadurch Gelegenheit hätte, ihn, den Kaiser, sehen zu können", schien ihm zu gefallen, und er sprach schnell einige freundliche Worte,

die ich leider nicht verstehen konnte, da wir sehr schnell ritten.

Bei dem zurückgebliebenen Gefolge nach ungefähr einer Stunde wieder angekommen, nickte der Kaiser uns noch ganz freundlich mit dem Kopfe zu, sagte „Adieu, Lanciers" und sprengte dann seinem Hauptquartier wieder zu. Ein Adjutant desselben mußte aber vorher noch auf seinen Befehl mir als Corporal sechs, jedem der beiden andern Lanciers aber drei blanke Napoleonsd'or geben. Daß wir Alle über diese Begebenheit hoch erfreut waren und lange Zeit fast von nichts anderem sprachen, läßt sich denken. Auch unsere übrigen Kammeraden bei dem Regimente beneideten uns nicht wenig über unser Glück, und unzählige Male mußten wir jedes Wort, was der Kaiser gesprochen, und jede Miene die er gemacht hatte, denselben genau wieder erzählen. Den Blick des Kaisers Napoleon auf sich gezogen zu haben, galt damals in der französischen Armee für ein außerordentlich großes Glück, welches zu erreichen gar viele Soldaten eine tüchtige Blessur in den Kauf genommen hätten. So lange die Welt steht, wird es gewiß nie wieder einen Feldherrn geben, an dem seine Soldaten mit so außerordentlicher Verehrung hingen, wie wir damals, mit geringer Ausnahme, an dem Kaiser Napoleon.

Am andern Morgen, nach dieser Recognoscirung des Kaisers, ging ein großer Theil der Armee über den Niemen und eröffnete so den Krieg auf russischem Gebiete. Die Artillerie, schwere Reiterei und Infanterie passirte den Fluß auf einer Schiffbrücke, unweit Kowno; wir Lanciers machten aber weniger Umstände und setzten durch eine Fuhrt. Die Ungeduld der Truppen, zuerst auf russischen Boden zu kommen, war aber so groß, daß zwei Regimenter fast in ein heftiges Handgemenge darüber gerathen wären, welches von ihnen zuerst die Brücke passiren sollte. Am Abend desselben Tages, an dem wir zuerst auf russischem Boden bivouacirten, war übrigens, wie ich noch jetzt mich erinnere, ein

ungemein heftiges Gewitter. Unser Oberst hielt zuerst den fernen Donner für feindlichen Geschützdonner, und wir und noch einige andere Truppen wurden alarmirt. Es herrschte übrigens um diese Zeit eine Hitze, wie ich sie im vorigen Jahre in Spanien nicht ärger empfunden hatte. Ich hatte mich anfänglich vor der russischen Kälte etwas gefürchtet, fand dafür aber nur zu große Hitze. Nun, die Kälte sollte später noch genug nachkommen, und waren wir zuerst gebraten, so sollten wir nachher desto mehr frieren.

Das Land, durch welches wir jetzt zogen, war öde und fast menschenleer. Fortwährend kamen Wälder und Haiden, so weit das Auge reichte, in denen nur spärlich kleine schmutzige Dörfer zerstreut lagen. Da unser Regiment mit die äußerste Avantgarte bildete und wir größtentheils durch Orte kamen, in denen vor uns noch keine Truppen gewesen waren, so litten wir an Lebensmitteln eigentlich keinen Mangel. Grütze, Kohl, Roggenbrod, hie und da auch ein fettes Schwein, fand sich fast immer für uns, und auch unsere Perde hatten noch ziemlich gute Fourage. Wein, wie in Spanien, gab es hier freilich nicht, der Branntwein muß dafür an dessen Stelle treten. Es ward übrigens mit den Lebensmitteln oft unverantwortlich umgegangen, und Vieles ganz nutzlos von den Soldaten verdorben. In unserem Regiment, in dem überhaupt eine strenge Disciplin stattfand, geschah solche nutzlose Vergeudung von Lebensmitteln noch am wenigsten, desto mehr aber bei den französischen und am Meisten bei einigen deutschen Truppen. Es war oft eine bunte Wirthschaft zwischen allen diesen verschiedenen Kontingenten, die hier auf des Kaisers allmächtigen Befehl zusammen vereinigt waren, und die Disciplin mußte gewaltig darunter leiden. Ich bin noch jetzt fest überzeugt, wenn die ganze Armee nur aus national-französischen Regimentern bestanden hätte, die Leiden des nachherigen Rückzuges wären lange nicht so groß geworden, wie sie es leider wurden.

Ein Hauptübelstand bei diesen so bunt zusammengesetzsetzten Truppen war, daß die Soldaten der einzelnen Kontingente den Officieren der anderen oft nicht recht gehorchen wollten. Wiederholt mußten Bestrafungen wegen Insubordinationen vorgenommen werden, und schon in den ersten Tagen nach unserem Einmarsch in Rußland wurden einige italienische Soldaten, die einen deutschen Officier, der ihnen etwas befahl, den Gehorsam verweigert und ihn zuletzt thätlich mißhandelt hatten, durch kriegsrechtlichen Spruch zum Tode verurtheilt und dann auch erschossen. Solche Verurtheilungen sind gewiß mehrere Dutzende vorgekommen, ohne daß dadurch im Ganzen viel gebessert war. Oft wurden derartige Bestrafungen auch ohne weiteres Urtheil auf der Stelle vollzogen. So entsinne ich mich noch, daß wir in Wilna einige westphälische Soldaten, die gegen einen Lieutenant unserer Eskadron, der ihnen das Plündern untersagt hatte, grob gewesen waren, so mit unsern Lanzenschäften zudeckten, daß sie auf der Stelle wie todt liegen blieben.

Mit dem Feinde konnten wir in den ersten Tagen nach unserem Einmarsch in Rußland nicht recht in's Handgemenge kommen, so eifrig wir auch darnach trachteten. Nichts als zerstreute Kosakenpulks, die sich eiligst zurückzogen, wenn wir gegen sie vorrückten, waren zu erblicken; die regulären russischen Truppen wichen uns stets aus. Einige solcher Kosaken nahm ich selbst mit einer Patrouille gefangen. Als die Kerle sahen, daß sie uns nicht entwischen konnten, da wir ihnen in den Rücken kamen, versuchten sie gar nicht zu kämpfen, sondern schwangen sich gleich von ihren kleinen, zottigen Rossen ab und warfen sich auf die Kniee. „Dobre pare, dobre pare!" riefen sie immer und kreuzten die Hände und wollten mir nachher die Stiefel und Steigbügel küssen.

In einem offenen Kampfe gegen reguläre Reiterei sind diese Kosaken sehr wenig werth, und wenn sie nicht die äußerste Uebermacht haben, so halten sie fast nie Stand und sind gar leicht zu werfen. Ich habe nie gesehen, daß

sie ordentlich attaquirten, und eine noch so schwache Eskadron unseres Regiments warf oft mehrere Hundert dieser Kerle. Noch mehr Furcht haben sie vor grobem Geschütz, und sind gegen eine Batterie gar nicht geschlossen vorzubringen. Als leichte Truppen den Feind auszuspähen, Tag und Nacht die äußersten Vorposten zu necken, einzelne Transporte mit schwacher Bedeckung aufzufangen und die versprengten feindlichen Soldaten niederzustoßen, sind diese Kosaken aber von dem größten Nutzen und werden von keiner anderen Reiterei der Welt hierin übertroffen. Sie haben dem Kaiser von Rußland in diesem Kriege den allergrößten Dienst gethan, unserem Heere aber sehr viel geschadet. Wenn sie nur Kosaken bei sich hatten, konnten die übrigen russischen Truppen auf ihren Vorposten sicher genug schlafen, denn diese übernahmen stets das Wachen für sie und schützten vor unsern Ueberfällen. So konnten die Russen immer frisch und ausgeruht in der Schlacht erscheinen, während unsere Soldaten oft ermüdet und schläfrig von ihrem unruhigen Vorpostendienst in die Schlachtlinie einrücken mußten. Welch' großer Vortheil aber in Ersterem liegt, wird Jeder wissen, der als Soldat nur 8 Tage im Felde gestanden hat. Nun, trotz ihrer Kosaken haben wir diese Russen doch stets, wo wir ernsthaft mit ihnen zusammen kamen, geschlagen, und wenn nicht der verdammte Winter so hart gekommen wäre, hätte selbst der Teufel unsern Kaiser Napoleon nicht mehr aus Moskau herausgehauen.

Ohne noch mit dem Feinde irgendwie recht zusammengekommen zu sein, zogen wir in Wilna ein. Das war ein Jubeln und Erfreutsein in dieser alten polnischen Stadt, als wir mit schmetternden Trompeten in die engen Straßen derselben einritten, daß einem das Herz im Leibe dabei lachen konnte. Alle Fenster waren mit Frauen, die ihre Taschentücher wehen ließen, besetzt, und die Straßen so voll festtäglich in ihrer Nationaltracht geputzte Menschen, daß wir kaum mit unseren Pferden durchkommen konnten. Wir waren

das erste polnische Regiment, das in Wilna einrückte, daher dieser große Jubel der Bevölkerung, die sich jetzt mit Sicherheit der schönen Hoffnung hingab, daß das alte mächtige Polenreich unter des Kaisers Napoleon Schutz wieder hergestellt werden sollte.

Ich hatte ein Quartierbillet bei einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie erhalten, die mich mit unendlicher Freude aufnahm, und da es hieß, daß unser Regiment einige Rasttage hier machen solle, so dachte ich mich schon ordentlich zu pflegen. Doch „On nous a passé la plume par le bec", wie es denn oft im Kriege nicht anders geht. Kaum hatte ich meinem Hengst das zweite Futter aufgeschüttet, und selbst eine gute Flasche mit Meth geleert, so bliesen unsere Trompeter schon wieder das Signal zum Aufsitzen. Da waren wir denn geschwind und jagten im scharfen Galopp auf Nimmerwiedersehen zur Stadt hinaus. Russische Garde-Reiterei in beträchtlicher Uebermacht hatte einen Theil des achten französischen Husaren-Regiments, das unsere äußersten Vorposten bildete, angegriffen und demselben beträchtlichen Verlust zugefügt. Wie die Russen uns und noch einige in der Nähe liegenden französische Voltigeurs-Compagnien anrücken sahen, traten sie eiligst ihren Rückzug an und verbrannten einige Brücken, so daß wir sie nicht mehr einholen konnten. Um unser behagliches Quartier in Wilna waren wir bei dieser Gelegenheit aber gekommen, denn wir mußten jetzt in einem Walde bivouaciren, worüber wir nicht wenig fluchten. Doch im Kriege geht es nun einmal nicht anders, und ein schlechter Soldat ist der, welcher sich viel daraus macht.

An diesem Tage bekam ich zuerst Murat, den König von Neapel, zu sehen, unter dessen Befehl unser Regiment von nun an gestellt war. Sacre dieu, das war ein Cavallerie-General, so einen zweiten habe ich in allen meinen 27 Feldzügen nicht wieder zum Oberbefehlshaber gehabt. Nichts als Feuer und Flamme, und es war oft, als wenn der leib-

haftige Teufel in seinem Leibe säße, so wild rumorte er herum. „En avant, en avant“ war sein Lieblingskommando, und ein Anderes habe ich fast nie von ihm gehört. Nichts konnte ihm schnell genug gehen, und auf die Kräfte der Menschen und Pferde nahm er oft allzu wenig Rücksicht. Besonders die Reiterei, seine Lieblingswaffe, hetzte er oft viel zu sehr ab und schadete so derselben nicht wenig. Wir polnischen Lanciers mit unseren leichten, dauerhaften Pferden litten verhältnißmäßig am wenigsten noch darunter, aber die schweren Dragoner- und Kürrassier-Regimenter mit ihren hohen unbehülflichen Thieren büßten davon erschrecklich viele ein, die aus Erschöpfung todt umfielen, und kamen so bald in einen sehr geschwächten Zustand. Es gab Kürassier-Regimenter, die schon vor der Schlacht bei Borodino nicht viel mehr als die Hälfte diensttüchtiger Pferde in Reih und Glied zählten. Um eine stürmische Attaque zu kommandiren und eine große Reitermasse tüchtig herumzutummeln, gab es auf der Welt aber keinen besseren General, als den König Murat. Sein Ansehen war auffallend genug, und als wir ihn zuerst sahen, wußten wir kaum, wofür wir ihn halten sollten. Er trug ein rothes Sammtbaret mit wallenden weißen Straußfedern, einen grünen Attila, auf der Brust und an den Näthen überreich mit Gold gestickt, weiße, enge Kasimirhosen ebenfalls mit Gold besetzt, und rothe Maroquinstiefel mit goldenen Quasten. In diesem phantastischen Putz sprengte er auf einem schönen Rappenhengst, dessen Zaum und Sattelzeug aus Purpursammt und Gold bestand, an unserer Front entlang, von einem zahlreichen Gefolge begleitet.

Bei Ostrowno am 26. Juli wurden wir zuerst tüchtig mit den Russen handgemein, denn unsere bisherigen Zusammenstöße mit der Arriergarde derselben waren nur unbedeutende Scharmützel gewesen. Hier aber kostete es viel Blut, und man konnte die Ueberzeugung gewinnen, daß die Russen als Feinde doch nicht so zu verachten seien, wie wir es bisher in unserem Uebermuth geglaubt hatten. Namentlich die

russische Infanterie stand hier sehr fest, und es kostete viel Anstrengung, bis sie endlich zurückgeworfen ward. Unsere Truppen waren zuerst vom Feinde geworfen und zogen sich in ziemlicher Unordnung zurück, und selbst die Artillerie fing an, langsam zu retiriren. So etwas konnte der König Murat, der überall persönlich im dichtesten Kugelregen war, nicht mit ansehen. Wie ein Rasender kam er zu unserem Regiment, das noch nicht im Feuer gewesen war, da es am Morgen noch einen Marsch gemacht hatte, angesprengt.

„En avant, braves Lanciers, en avant", rief er uns zu und setzte sich an unsere Spitze. Das war etwas für unsern Obersten, der schon lange danach getrachtet hatte, sein Regiment recht tüchtig auf den Feind zu hetzen. Die Lanzen wurden eingelegt, und so ging es in Eskadron-Front zuerst im scharfen Trab, dann aber im vollen Galopp auf die Russen los. Eine tüchtige Salve russischer Infanterie, die Manchen zum Stürzen brachte, mußten wir aushalten, dann saßen wir aber auch mitten in ihren Reihen, und die langen Lanzen unserer Lanciers stachen viele Russen nieder. Allen voran war mit seinen zwei oder drei Adjutanten der König Murat, der selbst tüchtig mit einhieb, als sei er nur ein gewöhnlicher Reiter und kein König. Sein flatternder Mantel hatte, wie ich selbst sah, ein Loch von einer Kugel, und sein krummer Türkensäbel war vom Blut der Feinde ganz roth. Ich selbst hieb einem russischen Officier, der mit seinem Degen sich zu Fuß gegen mich vertheidigen wollte, so eine tüchtige Quart über den Kopf, daß der Tschako herabfiel und der Getroffene sogleich zusammenstürzte.

Der russischen Infanterie war unser Anprall denn doch zu heftig gewesen, und sie warf sich in ein dichtes Gehölz zurück, wohin wir ihr nicht folgen konnten, und unterhielt von dort aus ein lebhaftes Feuer auf uns. Das 92ste französische Linien-Regiment, welches dies Gehölz stürmen sollte, ward dann zurückgetrieben, sammelte sich aber wieder und nahm es endlich, obgleich mit schwerem Verlust.

Wir blieben die Nacht auf dem Kampfplatz halten und fütterten unsere müden Pferde mit etwas Brod und dann Laub, was wir von den Bäumen abrissen. Noch in der grauen Morgendämmerung erscholl plötzlich von einem nicht weit von uns bivouacirenden französischen Chasseur-Regiment ein lautes „vive l'empereur", ein sicheres Zeichen von der Anwesenheit des Kaisers. Mit aller Geschwindigkeit ordneten wir uns nun in Reih und Glied, und einige Minuten darauf kam der Kaiser auf einer kleinen Falbe angeritten. Er musterte uns mit wenigen Blicken, sagte einige freundliche Worte, die ich aber nicht verstehen konnte, und sprengte, von unserem donnernden vive l'empereur geleitet, dann wieder fort.

„Paß auf, Bruder, heute gibt es etwas, umsonst ist der Kaiser nicht so früh auf dem Pferde", sagte der neben mir haltende Unterofficier, ein alter Veteran, und gewiß, er hatte Recht.

Schon am frühen Morgen ging der Tanz wieder von Neuem an. Uns gegenüber sahen wir starke Kolonnen russischer Gardereiterei, und wir freuten uns, diesen Feind zu haben. Die polnischen Regimenter haben in allen napoleonschen Feldzügen stets brav gefochten, standen sie aber den Russen gegenüber, so waren sie doppelt so grimmig, so groß war der Haß gegen diese.

Leider war das Terrain für Reiterangriffe nicht günstig, denn es gab viel Wald, der von Schluchten und Bächen durchschnitten sich zeigte. Das 16te französische Chasseur-Regiment mußte zuerst angreifen, ward aber von der ungeheuren feindlichen Uebermacht bald geworfen und hatte großen Verlust. Jetzt wurden die russischen Garde-Uhlanen gar so keck, daß sie bis dicht an den Hügel, auf dem der Kaiser stand, vordrangen. Das war denn doch zu arg, und wir machten eine tüchtige Attaque auf dieselben und zeigten ihnen, daß wir unsere Lanzen auch gut zu gebrauchen wüßten. Ein russischer Uhlan stach mich bei dieser Gelegenheit mit der Lanze durch das Brustfutter meiner Uniform, so daß die Spitze derselben fest sitzen blieb. Da er seine Waffe nicht

so rasch wieder zurückziehen konnte, so hieb ich ihm mit meinem Säbel so über den Arm, daß er sie augenblicklich fallen lassen mußte. So ward er mein Gefangener und sein gutes, noch sehr kräftiges Pferd verkaufte ich an demselben Abend noch an einen französischen Offizier um zehn Napoleonsd'or.

Sehr viel ward an dem Tage nicht aus dem Gefecht, obgleich wir Alle dieß anfänglich gehofft hatten. Die Russen hatten nicht rechte Lust dazu und zogen sich schon am Vormittag hinter dem Flusse Lucisow zurück. Der König Murat war wüthend darüber, und um den Feinden einen rechten Hohn anzuthun, mußten wir so dicht wie möglich an ihrer Linie unsere Bivouacsfeuer anzünden. Ich lag mit meiner Mannschaft auf der äußersten Feldwache, kaum 300 Schritte von der nächsten Feldwache der Russen, die mit 90,000 Mann sich jenseits des Flusses gelagert hatten, entfernt. Sicher hofften wir, daß nun am andern Morgen der Tanz von Neuem und zwar dießmal recht ordentlich losgehen würde, aber es ward wieder nichts daraus. In der Nacht, so gegen halb zwei Uhr, kamen 17 Ueberläufer von den russischen Uhlanen, geborne Polen, die zwangsweise dort dienen mußten und von denen schon viele Hunderte zu uns herüber desertirt waren, zu meiner Feldwache angeritten, dieselben sagten mir, daß die russische Armee schon in vollem Abzuge begriffen sei und ihre zahlreichen Wachtfeuer, die in einem großen Halbkreise an dem andern Ufer des Flusses brannten nur noch von Kosaken und andern leichten Truppen unterhalten würden. Diese Nachricht schien uns sehr wichtig und ich schickte die Ueberläufer sogleich zum König Murat, damit sie ihm dieselbe mittheilen sollten; der kam denn noch in grauender Morgendämmerung zu uns gesprengt, wir mußten eine Schleichpatrouille zu Fuß über den Flnß schwimmen lassen und nach einer halben Stunde kam dieselbe richtig mit der Kunde zurück, daß die Russen sich, ohne Abschied zu nehmen, empfohlen und wir wieder das leere Nachsehen hätten. Wie toll und wild raste der König Murat herum

als er dieß hörte, spornte seinen Hengst, daß der Schaum von demselben bald herablief und fluchte etwas Tüchtiges an französischen und italienischen Fluchwörtern zusammen. Das half aber Alles nichts und damit bekamen wir die Russen nicht wieder.

Wir gingen nun bei furchtbarer Hitze und Staub den Tag noch durch Witepsk, das ein elendes Judennest ist, und kamen nicht weit davon in Quartieren. Einige Tage konnten wir uns hier ausruhen, was unseren müden Pferden sehr zu Statten kam, obgleich sie nichts weiter als grünen Roggen zum Futter erhielten und deßhalb sehr vom Fleische fielen; dann rückten wir wieder vor und hatten verschiedene kleine Gefechte mit der russischen Arriere-Garde, bei denen aber nicht sonderlich viel heraus kam. Den Geburtstag des Kaisers Napoleon am 15. August feierten wir bei Krussä durch ein tüchtiges Gefecht mit den Russen, die wir sehr zurückwarfen. Die Infanterie derselben, die wir hier wiederholt — den König Murat, der bei solchen Gelegenheiten nicht fehlen konnte, wieder voran — attaquirten, stand in ihren Gliedern aber sehr fest geschlossen und wir konnten ihr lange nichts anhaben. Als aber eine reitende französische Batterie, die mit uns vorgegangen war, erst einige Bresche geschossen hatte, so setzten wir auch tüchtig hinein und mancher Russe mußte daran glauben. Es sind merkwürdige Soldaten diese Russen. Sie stehen ungemein fest im Gliede und lassen sich niederschießen oder zusammenhauen, als wenn das Leben keinen Werth für sie hätte. Aus eigenem Antriebe thun sie aber gar nichts und wenn ihre Infanterie Tirailleurs und ihre Kavallerie Flankeurs vorschickt, so kommen die Kerle nicht von der Stelle und laufen oft so dumm wie die Schaafe herum. Im Einzelkampfe ist der russische Soldat selten geschickt und nur in der Masse von Werth. Dies habe ich sowohl in den Jahren 1812 und 1814 wie auch später 1830 stets gefunden. Die Einzelnen, mit Ausnahme der Kürassiere, sind auch oft von sehr schwachen Kräften und können trotz ihrer langen Dienstzeit ihre Waffen gar nicht recht gebrauchen.

Achtes Kapitel.

Schlacht bei Smolensk, Beförderung zum Brigadier, Rettung einer russischen Familie, Waffenstillstand, Gefechte.

Am 18. und 19. August war die Einnahme von Smolensk, und hiebei kam ich denn so recht in das heftige Kanonenfeuer, wie ich es seit dem Tage von Fuentes d'Onoro nicht wieder gehört. Fast wollte es mich dünken, als ob die russischen Geschütze noch fürchterlicher zu knallen verstünden, als die englischen, so gewaltig war der Donner derselben. Da mein Hengst, den ich jetzt übrigens schon so ziemlich gebändigt hatte, mit das schnellste und ausdauerndste Pferd in unserem Regimente war, ich auch französisch zu sprechen verstand, so ward ich als Ordonnanzkorporal mit in das Gefolge des Königs Murat kommandirt. So kam ich denn recht oft in den Mittelpunkt der Schlacht, denn man konnte sicher sein, daß, wo es am hitzigsten zuging, der König mit seinem weißen, wehenden Federbusch gewiß nicht fehlte, wenn er nur irgendwie dabei sein konnte. Wir attaquirten mit der westphälischen Reiterei, die eigentlich unter dem General Junot stand, zusammen und warfen die Russen tüchtig zurück. Es war, als komme ein ganz anderer Geist unter die Leute, sobald König Murat an ihrer Spitze stand, einen solchen Feuereifer hatte dieser; auch noch sonst setzte sich der König wiederholt an diesem Tage an die Spitze der Truppen, und erhielt zwei Schüsse durch seine Kleider, ohne daß er jedoch selbst verwundet ward. In Smolensk selbst, das fast ganz abgebrannt war, sah es schauerlich aus und viele Verwun-

dete lagen überall auf den Straßen und in den Schutthaufen umher und schrieen jämmerlich vor Schmerz und Durst, da es an diesen Tagen sehr heiß war und man ihnen nicht gleich Hülfe bringen konnte. Einem stark verwundeten französischen Infanteristen, dem beide Füße abgeschossen waren, gab der König selbst aus seinem silbernen Feldbecher zu trinken, da derselbe sehr über Durst klagte. Der Verwundete trank hastig den Wein, rief dann laut „Vive l'empereur und war auf der Stelle todt. Solche Fälle, daß französische Soldaten noch in den letzten Zügen ein „Vive l'empereur" riefen, habe ich übrigens wiederholt erlebt. Sonst war im Ganzen aber jetzt der Geist der Armee nicht sonderlich, und es ward sehr viel über den ganzen Krieg, ja selbst über den Kaiser raissonirt, obgleich Letzteres nur im Geheimen geschah, denn öffentlich wagte es so leicht Keiner. Besonders die vielen deutschen Truppen, die wir bei uns hatten, waren oft sehr mißmuthig und manche Soldaten derselben suchten zu den Russen zu desertiren oder blieben auch absichtlich als Nachzügler zurück. Auch durch Strapazen und Krankheiten aller Art verloren wir täglich Leute und Pferde, und die Kavallerie-Regimenter des Murat'schen Corps hatten bei Smolensk durchschnittlich nicht mehr die Hälfte ihrer Stärke in den Gliedern. Besonders geschwächt waren die Küraßier-Regimenter, deren große, halb verhungerte Pferde sich kaum noch fortschleppen konnten und zu Dutzenden todt umfielen. Glücklicherweise erbeuteten wir viele russische Pferde und die mußten dann dem Mangel mit aushelfen. Komisch sah es aus, wenn zwischen den hohen normannischen und flandrischen Rossen der Küraßiere oft die kleinen Kosakengäule in den Gliedern standen und die großen Reiter derselben mit den Beinen fast auf die Erde reichten. Im Kriege muß aber Alles gehen, und wenn man nur ernsthaft will, so geht es auch, und ich habe gesehen, daß ein französischer Küraßier vom vierten Regiment auf einem Maulesel ritt, so die Attaque mitmachte und einen russischen Officier niederstach.

Am 28. August hatten wir ein sehr hitziges Gefecht, das Anfangs unglücklich für uns abzulaufen schien, mir später aber Glück brachte. Wir setzten mit dem König Murat durch einen tiefen und ziemlich reißenden Bach, der sehr steile Ufer hatte, und griffen die russische Nachhut auf der anderen Seite desselben auf eine wohl etwas unbesonnene Weise an, die Russen setzten sich aber ernsthaft zur Wehre und warfen uns anfänglich bis an den Rand des Baches zurück. Selbst der König wäre hiebei fast in Gefahr gekommen, gefangen oder niedergehauen zu werden, denn die russischen Kürassiere waren schon sehr in seiner Nähe. Da ich ein gutes Pferd hatte, so tummelte ich mich wacker herum und war einer der Vordersten gegen die Feinde, mit denen ich manchen scharfen Hieb wechselte. Ein Russe gab mir dabei einen Pallaschhieb über den Kopf, traf aber nicht so recht, so daß ich nur eine kleine Schramme, die nicht allzuviel zu bedeuten hatte und in einigen Tagen schon wieder geheilt war, erhielt. Es hätte uns übrigens schlecht gehen können, wenn nicht ein französisches Lancier-Regiment zu Hülfe gekommen wäre. Trotz ihrer abgemüdeten Pferde, die sie oft nur durch Säbelhiebe vorwärts treiben konnten, machten diese braven Soldaten eine wüthende Attaque auf die Russen und warfen endlich dieselben mit bedeutendem Verlust zurück. Ich selbst haute noch recht herzhaft mit ein, obgleich mir das Blut aus dem Kopfhieb über das Gesicht lief, denn gerade derselbe hatte mich erst recht wüthend gemacht, und ich wollte ihn so viel wie möglich an den Russen rächen.

Der König Murat hatte mein Ungestüm bemerkt und ich weiß nicht warum, besonderes Wohlgefallen daran gefunden. Er ließ mich an dem Abend noch zu sich rufen, lobte mich sehr, und sagte dann, sein Wunsch sei es, daß ich auf der Stelle zum „Souslieutenant" befördert werden solle, da er gewiß sei, daß ich ein guter Officier würde. Das waren denn gar prächtige Worte, die mich vor Freude erröthen und die Schmerzen meiner Kopfwunde leicht vergessen ließen.

Damit sein Wunsch erfüllt würde, schickte der König seinen Adjutanten, den General Belliard, zum Obersten meines Regiments, ihm diesen mitzutheilen. Unser Oberst aber war ein fester Mann, der seinen eigenen Weg ging und sich nicht viel um derartige höhere Wünsche zu bekümmern pflegte. Er ließ dem Könige wieder sagen, daß er mich nicht zum Souslieutenant vorschlagen könne, weil keine Stellen im Regiment offen wären und dann auch ältere verdiente Brigadiers den Vorrang vor mir haben müßten; zum Brigadier wolle er mich auch machen, da ich dieß verdient habe, weiter könne er aber vorläufig nichts für mich thun. Der brave Mann hatte vollkommen Recht mit dieser Antwort, wie ich später bei ruhiger Ueberlegung selbst einsah, obgleich ich mich anfänglich nicht wenig darüber ärgerte.

Der König war nach seiner Art sehr heftig, als ihm der General dieß hinterbrachte und ließ mir sagen, wenn ich in einem seiner eigenen neapolitanischen Regimenter eintreten möchte, so würde er mich sogleich zum Officier machen und mir die Equipirung schenken. Ich bat mir vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit aus, und kann nicht läugnen, daß mir der Kopf gewaltig schwindelte und ich lange unschlüssig war. Auf der einen Seite war es gar verlockend schön, Officier zu werden, auf der andern Seite aber mochte ich mich nicht gerne von den lieb gewonnenen polnischen Lanciers, bei denen ich nun schon in Spanien und hier gefochten hatte, trennen, und hatte auch keine sonderliche Lust, bei den Neapolitanern, die mir nicht recht gefielen, einzutreten. Dauerte der Krieg nur eine Weile noch fort und dazu war alle Aussicht vorhanden, so hatte ich am Ende noch Hoffnung, auch bei den polnischen Lanciers Officier zu werden. Dieß Letzte gab endlich den Ausschlag, ich ließ mich bei dem König für seine Gnade vielmals bedanken und blieb meinem alten Regimente getreu, bei dem ich als Brigadier auch bald wieder einrückte, da es mit meinem Ordonnanzdienst jetzt ein Ende hatte.

Am 6. und 7. September fand denn endlich bei Borodino die große Hauptschlacht, auf welche der Kaiser so lange schon vergeblich gehofft hatte, statt. Das waren furchtbare Tage, wie ich sie in Großartigkeit noch niemals mitgemacht hatte, obgleich ich doch schon auch manches englische, spanische und russische Pulver gerochen. Unser Regiment stand wieder unter dem König Murat und obgleich anfänglich die Infanterie das Meiste thun mußte, so erhielt es doch auch sein gutes Theil Arbeit. Es war oft ein furchtbares Gemetzel und von unserem Heere wurden ganze Regimenter bis über die Hälfte aufgerieben. Die Russen standen oft so fest wie die Mauren in ihren Gliedern; aber auch unsere Soldaten stürmten darauf los, als wenn nur mit Schneeballen auf sie geworfen würde; dabei krachten auf beiden Seiten oft mehrere Hundert Kanonen zu gleicher Zeit und es war ein Getöse, daß man taub werden konnte. Sacre dieu unser Kaiser, der verstand schon, einen Schlachtenlärm zu machen, daß man dabei warm werden mußte. Von den Polen behaupteten Viele, wenn es so recht krache und blitze, als wenn die Welt untergehen wolle, dann würde dem Kaiser erst recht wohl und ein Geist vom Himmel stieg dann herab und flüstere ihm ins Ohr, was er thun solle, und dann könne auch kein Feind etwas gegen ihn ausrichten. Solche und ähnliche Mährchen wußten sich die Polen gar viel von dem großen Kaiser zu erzählen.

Wie oft wir an dem Tage des 7. Septembers eine Attaque machen mußten, weiß ich nicht mehr, wohl aber noch, daß wir gar manchen braven Kameraden auf dem blutigen Schlachtfelde liegen ließen und unsere Pferde zuletzt so müde waren, daß man sie nur noch durch Lanzenstiche in Trab bringen konnte. Den letzten Angriff machte die Eskadron, bei der ich stand, die vom übrigen Regiment abgekommen war, zusammen mit den Küraßieren des Generals Coulaincourt, den wir dabei verloren; es ging gegen eine russische Redoute, die wie ein Vulkan immer neues Feuer gegen uns

ausspie. Aber „en avant, en avant" hieß es und nun mit der ganzen Masse der Reiterei darauf los. Was fiel, das fiel, das Andere brauste unaufhaltsam vorwärts, die Hinteren drängten die Vorderen vor, und so ward, obgleich mit schwerem Verlust, die Redoute genommen und die russische Mannschaft darin größtentheils bei ihren Geschützen niedergestochen. An Pardongeben ist bei einem so wilden, blutigen Reitersturm nicht viel zu denken, man ist zu erbost, zu aufgeregt dazu, und selbst der sonst gutmüthigste Mensch wird dann sehr grausam und blutgierig. Diese Erfahrung habe ich bei den sehr vielen Reiterattaquen, an denen ich in allen meinen Feldzügen gegen so verschiedene Völker theilnahm, stets gemacht.

In der eroberten Redoute sah es furchtbar aus und man konnte sich wegen der vielen todten und verwundeten Menschen und Pferde, die überall herumlagen, kaum von der Stelle bewegen. Als wir etwas wieder zu Athem kamen, zählten wir unsern Verlust, und es fand sich denn, daß von unserer Eskadron, die am Morgen noch 83 Mann in den Gliedern zählte, 27 Mann todt oder schwer verwundet waren. Auch mein Hengst, der jetzt seine Unbändigkeit schon ganz verloren hatte, war durch eine Kartätschenkugel leicht am Hals gestreift worden, wie auch eine andere Kugel mir meine Säbelscheide plattgedrückt hatte. Während der Attaque selbst hatte ich von allem dem nichts gespürt.

Was uns ungemein zu statten kam, war, daß wir einen russischen Proviantransport von Brod, Grütze und Branntwein erbeuteten; mitten auf dem Schlachtfelde fütterten wir unsere halbverhungerten Pferde tüchtig mit Brod, auf das wir Branntwein gossen, was sie ungemein stärkte; wir aßen das schwarze Kleienbrod und tranken den schlechten Fusel, als wenn es die köstlichsten Leckerbissen wären. So ein Schlachttag, wie der bei Borodino, macht hungrig, das kann man glauben. Als ich so im besten Essen und Trinken bin, höre ich einen neben mir liegenden französischen Kürassier,

den ich erst für eine Leiche gehalten hatte, entsetzlich stöhnen. Eine russische Kugel hatte ihm den unteren Theil des Gesichts ganz fortgerissen, so daß die Wunde wirklich grausig aussah. So viel er noch sprechen konnte, bat der Verstümmelte, daß man ihn doch gleich erschießen solle, und dies war auch wirklich das Beste für ihn. Ich setzte ihm daher meine Pistole dicht vor die Schläfe und schoß ihm die Kugel durch den Kopf, daß das Gehirn förmlich herumspritzte und er so auf der Stelle von weiteren Leiden befreit war. Was sollte so ein armer Kerl sich auch noch ferner nutzlos quälen, da war die Kugel durch den Kopf das Beste, und so haben wir es oft bei unrettbar Verwundeten gemacht.

Obgleich wir und unsere Pferde so müde waren, daß wir kaum noch von der Stelle konnten, mußten wir am Abend doch noch wieder vom Schlachtfeld aufbrechen und die sich zurückziehenden Russen auf der Straße nach Mosaisk verfolgen. Wir sollten anfänglich am anderen Tage auf Befehl des Königs Murat, der noch nicht genug bekommen hatte, wieder attaquiren, aber dies ging über unsere Kräfte. Mit Kosaken hauten wir uns etwas herum und trieben dieselben wie Spreu auseinander, wenn wir in geschlossener Haltung gegen sie anrückten; zu etwas Weiterem kam es nicht mehr von unserer Seite.

Unsere Pferde, welche in den letzten Wochen die Sättel gar nicht mehr von den Rücken bekamen, waren jetzt so marode und unsere Reihen so geschwächt, daß das Regiment ganz unumgänglich einige Ruhe haben mußte, wenn es nicht in kurzer Frist völlig aufgerieben sein sollte. So bei König Murat's Avantgarde zu stehen und unausgesetzt jeden Tag so und so viel mal zu attaquiren, greift wahrlich an. Wir wurden nun von der Avantgarde abgelöst und marschirten links seitwärts von der großen Straße, um uns etwas auszuruhen und einen unerwarteten Ersatz von Rekruten-Reconvalescenten und Versprengten aufzunehmen. Dieser traf denn auch bald ein, und so ward denn jede Schwadron

durchschnittlich wieder zwischen 70—80 Mann im Gliede stark. Auch unseren Pferden bekam die Ruhe gut. Zwar erhielten sie meist nur Stroh und hie und da etwas Brod und Grütze zum Futter, doch konnten sie sich wieder etwas ausliegen und bekamen die Sättel von den Rücken. Die gar zu marode gewordenen Pferde wurden übrigens ausrangirt und statt derselben die besten von den Beutepferden, die wir den Russen abgenommen hatten, eingestellt. Uebrigens muß man nicht glauben, daß es uns in unseren sogenannten „Erholungsquartieren" allzugut ging und wir ein Herrenleben führen konnten. Wir lagen eng zusammen in schmutzigen Bauernhäusern auf Stroh oder vielmehr Mist und erhielten so viel schwarzes Brod, Kohl und Grütze, daß wir satt davon wurden, das war Alles. Ein Stück altes Schweine- oder Pferdefleisch und ein Glas des schlechtesten Branntweins galt schon als ein besonderer Leckerbissen, den man nicht alle Tage bekam. In dieser Hinsicht war es in Spanien doch besser gewesen, wo man bisweilen sich an dem trefflichen Wein gutthun konnte, der hier natürlich ganz fehlte. Auch wurde es jetzt plötzlich recht kalt, und besonders des Nachts mußte man schon ziemlich frieren. Dieser schnelle Uebergang von Hitze zur Kälte brachte viele Soldaten in die Hospitäler und schwächte dadurch die Armee nicht wenig. Unsere Polen mit ihrer zähen Natur machten sich noch am Wenigsten daraus, aber besonders die italienischen und deutschen Regimenter litten sehr.

In dieser Zeit hatte ich eine Begebenheit, die mir noch lange erinnerlich blieb. Eines Tags war ich mit 16 Lanciers unserer Eskadron auf einen weiten Fouragierzug ausgeschickt worden, um zu versuchen, einigen Proviant für uns zu bekommen. Der Schonung wegen hatten wir dabei unsere Pferde nicht mitgenommen, sondern fuhren Alle auf einigen kleinen Bauernwagen, wie jedes Regiment deren mehrere bei sich führte. So waren wir denn durch einen langen dichten Wald nach einem kleinen Gutshof gekommen, der noch ziem-

lich wohlbehalten zu sein schien, so daß wir uns schon Hoffnung machten, hier guten Proviant zu bekommen. Als wir aber in den Hof eintraten, sah ich, daß schon Marodeurs unserer Armee uns zuvorgekommen sein mußten, denn mehrere Soldaten in zerlumpter, unordentlicher Uniform der verschiedensten Waffengattungen liefen in demselben umher. Größtentheils waren dieselben von italienischen Regimentern, doch schienen auch einige Deutsche und Holländer dabei zu sein. Unter solchen Marodeursbanden, die leider nur zu zahlreich umherschwärmten, das Land verheerten, die Vorräthe verdarben und die Bewohner gegen uns aufbrachten, waren meist nur Taugenichtse von allen möglichen Nationalitäten und Regimentern. Aus dem kleinen niederen Hause hörte ich bei meinem Eintritt in dasselbe ein lautes Klagegeschrei erschallen, das von einer weiblichen Stimme herrührte. Mir ahnte gleich nichts Gutes und so lief ich rasch dem Geschrei nach, einen langen Gang herunter und kam in ein großes niederes Zimmer. Da lag auf einem Tische gebunden ein alter grauhaariger Mann mit langen weißen Bart in einer Kleidung, wie die russischen Landedelleute sie trugen, aber mit bloßen Füßen. Um ihn herum standen mehrere italienische Marodeurs; einer davon brannte dem Russen mit der Flamme eines Lichtes an den bloßen Fußsohlen und schrie ihm zu, er solle ihm sagen, wo er sein Geld habe und dies herausgeben, sonst würde er noch ärger brennen. Die anderen Kerle lachten dazu und machten Witze über das Gewimmer des Russen und über die schmerzlichen Verzerrungen seines Gesichts. In einer anderen Ecke der großen Stube, wo Stroh lag, wollten zwei Italiener ein sehr schönes junges Mädchen, dem sie schon größtentheils die Kleider abgerissen hatten, so daß es halb nackt war, niederwerfen, um sie dann zu nothzüchtigen. Das arme Mädchen wehrte sich mit den äußersten Kräften der Verzweiflung und schrie so laut si nur konnte, und dies Geschrei hatte ich gehört. Dieser Anblick empörte mich natürlich, ich sprang rasch in die Stube,

zog den Säbel und rief den Soldaten zu, augenblicklich von ihrem scheußlichen Beginnen abzulassen und sich zu entfernen. Die Kerle aber, obgleich einen Augenblick stutzend, schrieen mir zu, ich hätte ihnen nichts zu befehlen und solle mich nur fortpacken und sie nicht weiter stören. Ich befahl ihnen nochmals, mir gehorsam zu sein, zeigte dabei auf meine Abzeichen als Brigadier und ermahnte sie zur Subordination. Lachen und Spotten erhielt ich aber als Antwort und einer der Kerle, in der Uniform der neapolitanischen Jäger, warf mir sogar einen hölzernen Stuhl, der dastand, an den Kopf; das war seine letzte Handlung in diesem Leben gewesen, denn sogleich riß ich ein Pistol aus meiner Säbelkoppel und schoß dem Kerl die Kugel so durch den Kopf, daß er gleich auf der Stelle zusammenstürzte. Die anderen Gefährten desselben, die übrigens ganz betrunken waren, wollten nun mit ihren Säbeln und Seitengewehren auf mich eindringen, ja Einer schoß sogar seine Flinte auf mich ab, zielte aber in seiner Trunkenheit so schlecht, daß die Kugel mir hoch über die Chapka flog. Mit meinem Säbel vertheidigte ich mich nun gegen die wüthende Rotte, bis meine Lanciers, die den Schuß gehört hatten, hereinstürmten und Alle mit leichter Mühe entwaffneten und ihnen die Hände auf dem Rücken zusammenschnürten. Wir banden nun den alten Russen los, und sowohl dieser, wie seine Tochter, die in der That ein sehr schönes Mädchen war, wußten gar nicht, wie sie mir genung danken sollten. Und doch hatte ich nichts als meine Schuldigkeit gethan, denn der Kaiser hatte noch neuerdings wieder solches Marodiren auf das Strengste verboten und allen Patrouillen den Befehl ertheilt, die Marodeursbanden, die ihnen aufstießen, ohne Weiteres zu arretiren und an die nächsten Kriegsgerichte zur verdienten Bestrafung abzuliefern.

Alles, was im Hause nun noch an Vorräthen da war, setzte der russische Edelmann mir und meinen Leuten mit großer Bereitwilligkeit vor und wir verzehrten einen tüchti-

gen Schweinsschinken und leerten manchen Krug mit süßem Meth. So gut war es mir noch nicht ergangen, während ich in Rußland marschirte. Auch unsere Wagen beluden wir mit Schinken, Grütze, Hafer für die Pferde und einigen Fässern mit Branntwein, so daß die Kameraden von der Schwadron freudige Augen machten, als wir so reich beladen am andern Tage wieder bei ihnen ankamen. Beim Abschied küßte der alte Russe mich noch auf die Stirn und sagte mir auf Russisch, was ich so ziemlich verstand, da es mit dem Polnischen manche Aehnlichkeit hat, daß er mir nie den großen Dienst, den ich ihm geleistet habe, genug vergelten könne und er stets mein dankbarer Schuldner bleiben wolle. Auch die schöne „Anastasia", so hieß seine Tochter, gab mir zum Abschied noch einen Kuß, der mir viel besser behagte, wie der vom Alten.

Die Marodeurs nahmen wir, bis auf Einige, die uns entwischten, als Arrestanten mit und lieferten sie an ein Kriegsgericht ab. Das ließ die beiden Haupträdelsführer derselben erschießen und die Uebrigen auf andere Weise bestrafen. Wäre man überhaupt vom Anfang an und gleich recht ernst gegen solche Marodeurs aufgetreten, so hätte dies Uebel, das die Armee schwächte, nie in dem Grade einreißen können. Es kam dabei Alles auf die Chefs an, und wo diese nur recht streng waren, da riß das Marodiren nie in der Weise ein, wie in den Corps, die schwache Führer hatten. So waren z. B. alle Regimenter, welche unter dem Marschall Davoust standen, stets in bester Ordnung und dieselben am vollzähligsten in ihren Gliedern. Der aber verstand auch keinen Spaß, sorgte nach Kräften dafür, daß seine Soldaten so viel wie möglich die nöthigen Lebensmittel erhielten, ließ aber jede Unordnung auch unerbittlich auf das Strengste bestrafen und machte die einzelnen Officiere stets für ihre Soldaten verantwortlich. So sollte es aber immer sein, der Officier ist dafür Officier und hat mit Recht so viel Vorrechte vor dem Soldaten vor-

aus, daß er auch für Alles, was bei denselben geschieht, verantwortlich sein muß.

An 12 oder 14 Tage blieben wir in unseren Kantonnirungsquartieren seitwärts der großen Straße, und sowohl Pferde wie Reiter hatten sich ungemein in denselben erholt. Auch neue Ergänzungen aus Polen erhielten wir und waren denn so im Stande, es mit dem Feinde wieder aufzunehmen. Während dieser Zeit war der Kaiser Napoleon mit seiner Garde in Moskau einmarschirt und hatte sein Hauptquartier in dieser alten Czarenstadt aufgeschlagen. Es war ein ungemeiner Jubel bei unseren polnischen Lanciers, als sie diese Nachricht hörten, und aller Branntwein, der nur irgend aufgetrieben werden konnte, wurde an dem Tage ausgetrunken, so daß Viele gänzlich unfähig waren. Wenn überhaupt dies verfluchte Saufen sich nicht so gewaltig bei ihm zeigte, wäre der Pole noch ein zehnmal besserer Soldat, als er schon ist. Daß sich übrigens bei der Nachricht von dem Einzug unseres Kaisers so viele Polen aus Freude besoffen, konnte man ihnen schon hingehen lassen. Dadurch, daß die Hauptstadt ihres alten Erbfeindes in unseren Händen war, mußte ja, wenn jemals, jetzt die Herstellung eines mächtigen Polenreiches unter dem Protectorate des Kaisers Napoleon gelingen.

Die Stadt Moskau selbst, auf die wir uns sehr gefreut hatten, bekam unser Regiment nicht zu sehen. Nur aus der Ferne konnte man die ungeheure Röthe, mit der ihr Brand den dunkeln Himmel färbte, erkennen, als wir bei ihr vorbeimarschirten, um wieder zur Avantgarde unter König Murat, die jenseits Moskau auf der Straße nach Asiew stand, zu stoßen.

Der König, der, wie immer, jeden Tag für verloren hielt, an dem er sich nicht mit den russischen Vorposten raufen konnte, war sehr erfreut, unser Regiment wieder bei sich zu haben und gar in so ziemlich ausgewähltem Zustand. Es war dies auch wirklich Noth, denn mit seiner Reiterei sah es größtentheils schon sehr elend aus. Die meisten Pferde hingen nur noch in Haut und Knochen, so daß man kaum begreifen konnte,

wie sie sich nur noch im Schritt fortzuschleppen vermochten, und doch sollten damit täglich fast noch Attaquen gemacht werden.

Der König Murat inspicirte unser Regiment genau, nannte uns seine „braves Lanciers“, die ihm stets Ehre machten, und war gegen unseren Lieutenant-Colonel Waliawsky sehr artig. Dieser commandirte jetzt das Regiment, denn unsern Obersten hatten wir in der Kantonnirung durch den Tod verloren. Eine alte Wunde war ihm wieder aufgebrochen und er daran bald gestorben. Auch mich, der ich als Brigadier jetzt einen Zug commandirte, erkannte der König Murat wieder. Er hielt seinen Rappen bei mir an, nickte wohlwollend mit dem Kopfe und sagte: „Ah, voilà mon jeune ami“. Später ließ er mir nochmals durch einen seiner Adjutanten eine Officiersstelle bei seiner neapolitanischen Reiterei anbieten. Ich schlug dieselbe aber mit dem größten Danke ganz bestimmt aus, da ich nicht von meinem Regiment fortwollte, zumal ich jetzt die schönste Hoffnung hatte, in kurzer Zeit ebenfalls Offizier bei demselben zu werden.

Daß uns König Murat nicht lange Ruhe lassen würde, war zu erwarten. Schon am zweiten Tag nach unserer Ankunft bei ihm hatten wir wieder ein Gefecht mit den Russen, wobei aber nicht viel herauskam. Viel heftiger war aber am 4. October ein Gefecht, das wir bei Winkowo mit der russischen Reiterei unter dem General Miloradowitsch bestanden. Dieser hatte die französischen Kürassiere und Dragoner schon weggedrängt, so daß selbst der König Murat, der wie immer der Vorderste war, fast gefangen genommen wurde. Zur rechten Zeit kamen wir mit dem Fürsten Poniatowsky, unter dem wir jetzt speciell standen, noch an und warfen die Russen zurück. Es ging bis in die Dunkelheit sehr heftig zu und die Russen wollten im Anfang gar nicht recht zurückweichen. Wir attaquirten zuletzt russische Garde-Kürassiere, die sich anfänglich standhaft hielten und zweimal unsern Angriff zurückwiesen. Zum drittenmal setzten wir aber wüthend an und warfen die Russen zurück, denen wir bei ihrer Re-

tirade dann viele Leute niederstachen. Aber auch unsere Eskadrons hatten über ein Drittheil ihrer Leute und Pferde eingebüßt. Die Russen wehrten sich jetzt überhaupt hartnäckiger, als im Anfang des Feldzuges, und man konnte deutlich an ihrer ganzen Haltung merken, daß mit der Eroberung Moskaus der Krieg noch lange nicht zu Ende sei. Wir hatten dies anfänglich gehofft, jetzt schien aber die Sache erst recht von Neuem wieder los zu gehen. Und dabei überall verheerte und niedergebrannte Dörfer, keine Lebensmittel weit und breit, weder für Menschen noch Pferde. Im Anfang des Feldzuges hatten wir für letztere doch noch größtentheils den grünen Rocken auf den Feldern gehabt, jetzt fehlte aber auch der und wir mußten unsere Thiere manche Tage nur mit dünnen Tannen- und Birkenreisern und Laub, oder auch mit dem Stroh von den Dächern füttern. Daß da die Pferde draufgingen, kann man sich denken, und die Wölfe hatten in dem Winter viele Nahrung in Rußland. Wir selbst lebten übrigens fast nur vom Fleisch der marode gewordenen und dann getödteten Rosse, und als Leckerbissen kam es uns vor, wenn wir dann und wann etwas Brod oder Schiffszwieback erhielten.

Mit den Russen hatte der König Murat jetzt einen Waffenstillstand geschlossen und die russischen Officiere kamen bisweilen auf unsere Vorposten. So war auch einmal ein junger russischer Husaren-Rittmeister, ich weiß nicht mehr aus welcher Ursache, über eine Stunde auf der Feldwache, die ich commandirte; derselbe ließ sich mit mir in ein längeres Gespräch ein, und da er hörte, daß ich ein Preuße sei, gab er sich mir als Landsmann zu erkennen und meinte dann, „wie ich denn dazu komme, dem französischen Kaiser zu dienen, ich würde es bei den Russen gewiß besser haben und solle sogleich Officier werden", und was noch ähnliche schöne Redensarten mehr waren. Da stieg mir denn endlich die Galle auf und ich sagte dem Herrn, er möge nicht zum zweitenmal mich solche schimpfliche Worte hören lassen. Dies sei

nun schon der dritte Feldzug, den ich als braver Soldat für den Kaiser Napoleon mache und zu einem elenden Deserteur würde ich mich nie erniedrigen und wenn es uns auch hier noch so schlecht ginge. Der russische Rittmeister ward über diese rauhe Erwiederung zuerst ganz verlegen, dann bedachte er sich einen Augenblick und sagte zu mir: „Ich hätte Recht, das Desertiren sei stets für einen Soldaten etwas Schlechtes und er bitte mich um Verzeihung, mir solchen Antrag gemacht zu haben", und dabei reichte er mir die Hand. Das war denn brav von ihm gesprochen und ich schüttelte ihm herzlich die Hand und lud ihn ein, ein Cotelett, das unsere Lanciers eben von einem erschossenen Pferd für mich bereitet hatten, freundschaftlich mit zu verzehren, was er denn auch nicht ausschlug, und mich dafür aus seiner wohlgefüllten Feldflasche einen tüchtigen Zug Wein trinken ließ. Später erfuhr ich, dieser russische Husaren-Rittmeister sei der Sohn eines berühmten deutschen Generals, der auch Fürst war, gewesen. Einen Lancier von unserer Escadron, der zu den Russen desertiren wollte, holten wir noch zu rechter Zeit ein. Der Kerl war ein Jude, der über 1000 Napoleonsd'or, die er Gott weiß wo bekommen hatte, in einer Gurt um den Leib bei sich führte. Als wir ihn erwischten, jammerte und winselte er sehr, denn er wußte, was ihm bevorstand, und bot uns all sein Geld an, wenn wir ihn laufen lassen wollten. Das Standrecht machte natürlich kurzen Proceß und noch am selbigen Nachmittag ward er erschossen. Auch einen russischen Spion, ebenfalls ein Jude, fingen wir ein, der auch wenige Stunden darauf erschossen ward. Ich mußte das Commando befehligen, und der Kerl wand und krümmte sich in seiner Todesangst so, daß meine Leute ihn fest an einen Baum anschnüren mußten, um mit Sicherheit mit den Karabinern auf ihn zielen zu können. So viel tausend Menschen ich auch auf alle mögliche Arten schon sterben sah, so sah ich doch nie einen, der mit solcher Liebe am Leben hing, wie dieser alte Jude. Und doch was führen solche Kerle für eine Existenz in Schmutz und

Armuth und Druck aller Art. Kaum sollte man glauben, daß da Einer nicht gerne sterben möchte.

Merkwürdig während dieses Waffenstillstandes war die große Bewunderung, ja fast Verehrung, welche die Kosaken dem König Murat stets zeigten. Wo derselbe sich nur bei ihnen sehen ließ, empfingen sie ihn mit Jubelgeschrei und drängten sich an sein Pferd, um ihm die Hände zu küssen. Es war wirklich oft, als wenn er ihr Kaiser und nicht ihr Feind sei. Auch die höheren russischen Officiere behandelten den König ungemein eherbietig. Ich war einmal mit 20 Lanciers als Eskorte bei ihm, als er die russischen Vorposten, die aus Kosaken, Husaren und Jägern bestanden, besuchte. Alle Truppen traten vor ihm in das Gewehr und der Befehlshaber derselben, ein General, sprach nie anders mit dem König, als von einem tiefen Bückling begleitet. Später ward Champagner geholt und ein köstliches Dejeuner arrangirt, und ich möchte fast glauben aus Spott ließ der russische General auch uns Champagner und feinen Braten und eingemachte Früchte und Torten und Confituren vorsetzen. Meine Polen mochten aber den Champagner nicht und meinten, guter Branntwein sei ihnen lieber, und damit bewirtheten sie denn auch die russischen Husaren so reichlich, daß ich fast fürchten mußte, sie würden alle betrunken werden, und daher dem weiteren Trinken Einhalt that. Ein Kosake wollte bei dieser Gelegenheit einem Adjutanten des Königs Murat eine mit Silber beschlagene Tabackspfeife heimlich stehlen. Der Kerl wurde aber dabei erwischt, und der russische General ließ ihm auf der Stelle 50—60 Hiebe mit dem Kantschu auf den H. aufzählen, daß ich glaubte, dieser müßte zu Brei gehauen sein; der Kosak aber nahm seine Hiebe ruhig in Empfang, küßte dann dem General die Hand, rieb sich seinen Hintertheil etwas und schwang sich dann auf seine Mähre, als sei nichts vorgefallen. Solche Kerle sind das Prügeln schon gewohnt und machen sich so wenig daraus, als bei uns ein Jagdhund.

Neuntes Kapitel.

Gefecht bei Winkowo. Verlust des Pferdes. Beginn des Rückzuges.

Am 15. October begannen bei uns die Feindseligkeiten wieder. Die Russen griffen jetzt von selbst an, was früher fast niemals von ihnen geschehen war, und je mehr der Winter kam und unsere Armee zusammenschmolz, desto stärker stieg ihnen der Uebermuth. Am 18. October hatten wir den ganzen Tag ein ungemein heftiges Gefecht, denn die Russen unter dem General Kutusow drängten sehr lebhaft auf uns ein. Unsere Truppen wurden anfänglich gänzlich zurückgeworfen, und sogar eine französische Batterie und viele Munitionswagen gingen verloren. Wir fütterten gerade unsere Pferde mit Stroh von den abgenommenen Strohdächern, als ein Adjutant des Fürsten Poniatowsky uns den Befehl brachte, in Eile aufzusitzen und uns den Russen entgegen zu werfen. So gut die müden Pferde noch laufen wollten, ging es jetzt wieder vorwärts. Besonders der Lieutenant-Colonel Waliawsky, der das Regiment befehligte, war so wild und hitzig, wie ich ihn noch nie gesehen hatte, und schien es gar nicht erwarten zu können, bald auf den Feind zu kommen. Unaufhörlich fluchte er auf polnisch und französisch und hieb mit dem Säbel auf die müden Pferde der Lanciers, wenn diese nicht rasch vorwärts kommen konnten. Zuerst kamen wir auf russische Reiterei, und diese konnte unsern wilden ungestümen Andrang nicht aushalten und ging zurück. Jetzt fing aber eine russische Batterie, die auf einem Hügel stand,

gegen uns zu spielen an, und wir bekamen ein furchtbares Feuer, was rechts und links unsere Rotten niederschmetterte. „Tod und Teufel!“ die müssen wir nehmen, fluchte der Lieutenant-Colonel, und die Trompeter mußten zur Attaque blasen, unsere braven Lanciers setzten auch gehorsam an, aber der Hügel war für unsere müden Pferde zu steil, wir kamen nicht hinauf, und nachdem eine Salve wieder unsere Glieder gelichtet hatte, lösten sich diese und die Lanciers flohen zurück. Unser Lieutenant-Colonel wüthete und fluchte und hieb mit den Säbel zwischen die Fliehenden. Endlich glückte es ihm, ungefähr 200 Mann, denn so viele waren vom ganzen Regiment noch auf den Pferden, wieder zu sammeln und vorwärts zu bringen. Wir fanden eine minder steile Höhe, und so rasch es gehen wollte, ward wieder attaquirt. Aufs Neue bekamen wir eine Ladung aus den russischen Kanonen. Eine Kartätschen-Kugel fuhr meinem Hengst, der bis dahin wacker sich gehalten hatte, in die Brust, krampfhaft lief das Thier noch einige 20 Schritte mit mir, und stürzte dann todt zu Boden. Ich hatte von dem Fall aber keinen Schaden gelitten, raffte mich gleich wieder auf, und lief zu Fuß neben unseren Lanciers her. Die Russen waren über diesen heftigen Angriff zu erschrocken, und ihre Truppen rannten in großer Eile über den Hügel, und ließen uns noch 3 vernagelte Kanonen als Beute zurück. Aber theuer genug war dieser Sieg erkauft, kaum 120—130 Lanciers kamen zu Roß auf dem Hügel an, die übrigen waren gefallen oder verwundet zurückgeblieben. Der größte Verlust aber war der unseres Führers. Ein Stück von einer russischen Granate war demselben durch die Brust gedrungen und hatte ihn tödtlich verwundet. Bis auf den Hügel hielt er sich noch mit seiner gewaltigen Lebenskraft auf dem Rosse. Als er sah, daß die Russen in großer Eile zurückgingen, lächelte er trotz alles Schmerzes noch einmal freudig. „Sagen Sie dem Fürsten Poniatowsky, ich hätte mit meinem Regiment den Hügel genommen und dem Heere den Durchgang geöffnet, er möge nun auch in

guter Erinnerung mich behalten.“ Nach diesen Worten stürzte er vom Pferde in meine Arme, da ich mich zu ihm gedrängt hatte. Sein Adjutant, der auch leicht verwundet war, und ich legten den Sterbenden nun auf meinen Mantel. Mit brechendem Auge erkannte er mich noch, drückte mir die Hand und sagte französisch: „Bist ein braver Soldet geworden, Frederic, es war gut, daß ich dich annahm.“ Dann reckte er sich noch einmal, murmelte leise auf polnisch: „Meine Ehre habe ich nicht verloren“, und war todt. Die Thränen stürzten mir bei diesem Anblick aus den Augen und ich fühlte, ich hatte meinen besten Freund, den ich auf dieser Welt besaß, eingebüßt. Auch manche unserer Lanciers weinten laut auf, als sie den Tod des Führers erfuhren. Besonders heulten zwei alte, wilde Kerle, die schon lange mit in Spanien gefochten hatten, wie die kleinen Kinder. Einen besseren Kavallerie-Officier, wie diesen Lieutenant-Colonel Waliawsky, habe ich in meinem ganzen Leben nicht gekannt. Auf dem Schlachtfelde focht er wie ein Löwe, im Quartier und im Bivouac sorgte er fast wie ein Vater für seine Soldaten, und bestrafte dabei doch jede Ungebühr ganz unerbittlich. Er hatte schon unter Koszinsko gekämpft und war dann seit den neunziger Jahren bei allen Kriegen Frankreichs gewesen und wiederholt verwundet worden.

Da unsere Lanciers ihrer müden Pferde und ihrer geringen Anzahl wegen die Russen doch nicht mit verfolgen konnten, so begruben wir unseren Lieutenant-Colonel sogleich auf der Stelle, auf der er gefallen war, in möglichst feierlicher Weise. Wir hatten die Nägel wieder aus den Zündlöchern der eroberten russischen Kanonen herausgezogen, und gaben nun mit diesen die dreimalige Ehrensalve über seinem Grabe. So mußte es sein, aus den von ihm eroberten feindlichen Geschützen mußten wir unserm tapfern Führer den letzten Ehrengruß nachsenden.

Mit dem Tode des Lieutenant-Colonel Waliawsky hörte auch eigentlich unser Regiment auf zu existiren. An 137

Lanciers und 7 Officiere waren von demselben jetzt noch in dienstfähigem Zustand beisammen, und diese wurden in zwei Eskadrons vereinigt, die ein Major als ältester Officier führte. Als wir über den Niemen gingen, waren wir an 800 Mann stark gewesen, und an 190 Soldaten hatten wir noch als Rekruten nachgeschickt bekommen; die Meisten dieses Verlustes waren im Gefecht gefallen oder in den Lazarethen geblieben, an 200, die ihre Pferde verloren hatten, waren von uns abgekommen und irrten überall umher.

Da ich alle meine Kräfte aufbieten wollte, um wo möglich noch beim Regiment zu bleiben, so suchte ich mir vor Allem wieder ein neues Pferd zu verschaffen. Ich erhielt ein russisches Beutepferd von einem Proviantkarren und legte demselben Sattel und Zaum auf, das arme Thier hatte wohl noch nie einen Reiter auf seinem Rücken gehabt und war dabei abgeschunden und abgetrieben zum Erbarmen. Drei Tage schleppte ich mich auf demselben herum, und blieb bei den Kameraden, deren Thiere auch nicht viel besser waren. Als wir dann wieder einen Angriff auf russische Vorposten machen sollten, die wir auch trotz unserer elenden Gäule wieder zurücktrieben, stürzte mein Brauner vor Ermattung mit mir zusammen, und ich war wieder ein Reiter ohne Roß. Nochmals glückte es mir, einen alten krummen Kürassier-Gaul zu bekommen, den ich bestieg, der aber nach wenigen Stunden schon nicht mehr von der Stelle konnte, und deshalb am Abend bei dem Bivouacfeuer von uns verzehrt wurde. Ein irgendwie brauchbares Pferd, was mich nur einige Tage noch getragen hätte, zu erlangen, wollte mir nicht gelingen, und so mußte ich denn, ich mochte wollen oder nicht, ein Infanterist werden. Einige Tage marschirte ich noch zu Fuß neben meinen Kammeraden her, noch immer hoffend, ein wenn auch nur halbweg taugliches Pferd zu erhalten, allein vergebens. In der Nähe von Malo-Jaroslawetz, wo wieder ein heftiges Gefecht gegen die Russen stattfand, und unsere Lanciers, so gut es gehen wollte, angreifen mußten,

kam ich von denselben ab und habe seitdem in Rußland sie nicht wieder gesehen. Es war dies ein bitterer Schmerz für mich, denn ich hielt sehr viel auf mein Regiment, und manche schöne Hoffnung ging mir mit demselben zu Grunde. Doch was machen, man mußte sich im russischen Feldzug an Alles gewöhnen, und noch ganz andere Hoffnungen, als die meinen, sind daselbst für immer vernichtet worden. Einzelne alte Kameraden von dem Regiment habe ich später wiederholt oft in den entferntesten Ländern und bei den verschiedensten Gelegenheiten wieder gefunden. Stets haben wir uns dann gefreut und dabei mit Stolz an jenen Tag gedacht, an dem wir mit schmetternden Trompeten aus Warschau ausmarschirten, das Czaaren-Reich zerstören zu helfen. Gott hat es anders gewollt; an uns hat es nicht gelegen, daß dies nicht geschehen ist. Als das Regiment wieder aus Rußland in Warschau einrückte, hat es noch einige sechzig Mann mit vier Officieren bei einander gehabt, und die Trompeter haben nicht geschmettert, denn es sind keine mehr vorhanden gewesen.

War ich auch ohne Pferd und ohne bestimmtes Korps, so hatte ich deßhalb doch keine Lust, ein Marodeur zu werden. Tausende derselben von allen Waffengattungen gab es jetzt, und täglich nahm ihre Zahl in erschreckender Weise noch zu, während die der Soldaten in Reih und Glied und unter den Waffen bei allen Korps sich immer mehr verringerte. Wenn man diese bunten unordentlichen Haufen, mit allen möglichen Kleidungsstücken angethan, ohne Waffen, gemischt mit Weibern, russischen Bauern, Gefangenen, Wagen aller Art so daher sich wälzen sah, konnte man wahrlich nicht denken, daß dies die große Armee des Kaisers Napoleon sein solle, die ausmarschirt war, ein Kaiserreich zu erobern. Alle Disciplin schwand immer mehr in diesem bunten Haufen und die Befehle selbst höherer Generäle wurden oft gar nicht oder doch nur sehr nachlässig und träge befolgt. Nur die Divisionen, Brigaden, Regimenter und Compagnien, die besonders ener-

gische und tüchtige Führer hatten, hielten noch einigermaßen zusammen, bei den Anderen war schon Alles aufgelöst. Ganze Haufen von Soldaten konnte man sehen, die keine Officiere mehr hatten, während wieder Dutzende von Officieren herumliefen, ohne Soldaten bei sich zu haben. Und noch hatte das Elend und die Verwirrung lange nicht den höchsten Grad erreicht, denn obschon die Nächte schon sehr rauh sich zeigten, war die eigentliche Kälte doch noch nicht eingetreten. Es sollte noch Alles viel ärger kommen.

Ich verschaffte mir einen guten Karabiner, was leicht war, da Waffen aller Art zu hunderten herumlagen, und eine volle Patrontasche und schloß mich einem Bataillon an, das aus lauter unberittenen Cavalleristen errichtet war. Kürassiere und Husaren, Lanciers und Chasseurs, Alle bunt durcheinander, standen hier in den Gliedern. Manche hatten nur noch Fetzen ihrer früheren Uniformen und statt dessen Bärenpelze, Pferdedecken, die als Mäntel sehr beliebt waren, kostbare Zobelpelze, kurz alles Mögliche, was ihnen grade in die Hände gefallen war; Andere zeigten sich noch so ziemlich vollständig uniformirt.

Einige Tage blieb ich bei diesem Korps, aber es ging mir bei demselben zu unordentlich und undisciplinirt zu. Kein Mensch wußte recht, wer Befehlshaber war, und die vielen Officiere bei demselben befahlen und fluchten und drohten, und die Soldaten gehorchten nur so viel wie sie gerade Lust dazu hatten. So sah ich ein, daß bei diesem Korps wenig Ehre zu gewinnen sei, wenn wir recht angegriffen würden, und ging wieder von demselben fort.

Als ich allein für mich war, hatte ich das Glück, einem russischen Bauern einen alten, zwar schmutzigen, aber warmen Schafpelz und ein paar Schuhe, aus Lindenbast und Schaffellen verfertigt, abzukaufen. Diesen Pelz zog ich über meine Uniform, da es schon empfindlich kalt zu werden anfing, und die Schuhe über meine schon arg zerrissenen Stiefel, und so konnte ich es denn schon hinsichtlich der Kälte so

ziemlich aushalten. Statt der Chapka setzte ich eine warme Kosakenmütze auf, die ich irgendwo gefunden hatte, befestigte aber unsere Fangschnüre und die polnische Kokarde und den Federbusch an derselben. Meinen Pallasch mit dem Portepee als Brigadier schnallte ich über den Pelz, hing eine volle Patrontasche um, nahm den Karabiner am Riemen über die Schulter und war so fertig ausgerüstet. Mein Kostüm war übrigens noch lange nicht so abenteuerlich, wie das vieler Anderer. Habe ich doch Oberste gesehen, die alte wollene Ueberröcke der russischen Bauernfrauen umhängen hatten, und so gekleidet zu kommandiren suchten.

Um nicht so allein umherzuirren, schloß ich mich dem 4ten Linien-Infanterieregimente an, was noch einige hundert Mann in seinen Gliedern zählte, und zu dem Korps des Marschall Ney, der vom Kaiser Napoleon den Titel „Fürst von der Moskwa“ erhalten hatte, gehörte. Es war dies ein ungemein braves Regiment, das einen ausgezeichneten Obersten hatte, und so denn noch so viel als möglich zusammen hielt. Ich meldete mich förmlich dienstmäßig bei dem Obersten und bat um die Erlaubniß, in seinem Regimente als gemeiner Volontair vorläufig Dienste thun zu dürfen. Solche Bitten kamen in dieser Alles verwildernden Zeit nicht allzuhäufig vor, und so war der Oberst, schon des guten Eindruckes wegen, den die meinige auf seine Soldaten machte, sehr erfreut darüber, und nannte mich wiederholt einen braven Soldaten, der den kaiserlichen Fahnen Ehre mache; diese Worte thaten meinen Ohren ungemein wohl. Auch bei den Soldaten vom Regiment selbst fand ich die beste Aufnahme, denn es schmeichelte ihrem militärischen Stolze, daß ich mich gerade ihnen angeschlossen hatte.

Vom 6. November an begann erst das wahre Elend, denn an diesem Tage trat ein heftiges Schneegestöber ein, und die Kälte nahm immer mehr zu. Es ward jetzt furchtbar, und nie in meinem ganzen Leben habe ich so viel Elend gesehen, wie auf diesem Rückzug. Alles menschliche Gefühl

hörte bei den meisten Soldaten jetzt auf, der unbarmherzige Eigennutz trat an dessen Stelle. Wer ermüdet oder verwundet niederfiel, der blieb liegen, es regte sich gewiß keine Hand mehr, ihn aufzuheben. Ein Glück nur, daß das Erfrieren eine so leichte Todesart ist, denn von jetzt an erfroren allnächtlich Tausende von Soldaten. In ganzen Reihen lagen sie umher, oft in dichte Haufen zusammengekauert, denn die Letzten hatten sich noch mit den Leichen ihrer schon erfrorenen Kameraden zu erwärmen versucht. Und all die armen Weiber und Kinder, die hier ihren Tod fanden! Ich hasse dies verdammte Herumgeschleppe von Weib und Kind bei einem Heere im Felde, denn der Soldat soll etwas anderes hören, als Frauenbitten und Kindergeplärre, aber hier in Rußland haben mich diese armen Geschöpfe oft unendlich gejammert, und ich habe ihnen geholfen, so viel ich konnte, was freilich nicht viel war, denn ich hatte oft Mühe genug, mich selbst durchzubringen. Eine schreckliche Scene unter den vielen tausend Jammerbildern aller Art, gegen die man zuletzt ganz abgestumpft ward, steht noch sehr lebhaft vor meinem Gedächtniß. Auf einem elenden Bauernschlitten, der von einem halbverhungerten russischen Pferde mühsam durch den tiefen Schnee geschleppt ward, saß eine junge Frau, mit zwei ganz kleinen Kindern von gleichem Alter auf dem Schooß. Trotz Hunger und Elend und Kummer und Schmutz konnte man sehen, daß die Frau sehr schön und vornehm sein mußte, denn so etwas vergeht selbst unter der armseligsten Umgebung nicht. Die beiden kleinen Würmchen, die in ein Bett gepackt waren, hielt sie dicht an sich gepreßt, gleich als wolle sie sie noch zuletzt an ihrem Busen erwärmen. Ein noch ziemlich junger Mann, halb in der Uniform des Generalstabs, halb in Lumpen gekleidet, ging zu Fuß neben dem Schlitten und trieb das Pferd unaufhörlich durch Schläge mit seiner Degenklinge vorwärts. Er schien am Fuße verwundet zu sein, denn er hinkte stark und wankte nur mühsam fort. Ich ging eine Strecke mit am Wagen, und da ich

noch etwas Branntwein in meiner, noch aus Spanien mitgebrachten großen Feldflasche hatte, so gab ich der armen Dame davon ein wenig zu trinken, die auch mit sichtbarer Gierde den schlechten Fusel trank. Plötzlich erschien jetzt ein starker Trupp von Kosaken am Saum des Waldes. Wir machten zwar Front gegen dieselben und sie wagten nicht, unser schwaches Häuflein anzugreifen, da sich ihre Zahl aber immer mehr verstärkte, so mußten wir abmarschiren. Jetzt erhob sich ein Gejammer und Geschrei unter all den Wagen und Schlitten mit Maroden und Kranken, die nicht mehr mit fortkommen konnten, da ihre Pferde zu erschöpft waren, denn eine russische Gefangenschaft stand ihnen unausbleiblich bevor. Mit allen Kräften schlug der Officier, der den erwähnten Schlitten leitete, auf sein Pferd los, dasselbe anzutreiben, allein vergeblich, nach wenigen Augenblicken stürzte dasselbe todt zu Boden. Jetzt war seine und der Seinigen Gefangenschaft unabweislich entschieden. Eine Frau aber in die Gewalt der Kosaken gerathen zu lassen, war ein furchtbares Schicksal, denn sie mußte aller Rohheiten gewärtig sein, und büßte dann doch ihr Leben ein. Mit der Kraft der Verzweiflung riß der Mann die aus Schreck schon fast erstarrte Frau auch aus dem Schlitten und wankte mit ihr und den Kindern noch einige hundert Schritte fort, bis zu einem umgestürzten französischen Pulverkarren, aus dem die Patronensäcke theilweise herausgefallen waren. Weiter konnte er nicht, hier sank er mit den Seinigen zusammen. Doch ermannte er sich plötzlich wieder, und man sah, ein verzweifelter Entschluß stand fest bei ihm. Er war in seiner Ruhe schrecklich anzusehen, und trotzdem, daß die Kosaken immer lebhafter andrängten und wir häufig in Front gegen sie aufmarschirten, mußte ich unwillkührlich oft meinen Blick auf diese Gruppe richten, „Adieu, Camerade!“ rief er mir noch zu, der ich zuletzt an ihm vorbei marschirte, und war im Begriff, eine Pistole aus seiner Bekleidung hervorzuziehen. Als wir etwa hundert Schritte entfernt waren, hörte man plötz-

lich einen heftigen Knall und sah einen Feuerblitz bis in den Schneehimmel hinauf. Der Officier hatte seine Pistole in den Pulverkarren abgeschossen und so sich und die Seinigen in die Luft gesprengt. Es war dies auch das Beste, was er thun konnte, denn er hatte sich dadurch Furchtbareres erspart. Ueberhaupt kamen Selbstmorde in großer Zahl vor, und viele Soldaten habe ich gesehen, die sich ruhig eine Kugel durch den Kopf jagten. Andere waren wahnsinnig vor Kälte und Hunger geworden, und wenn sie des Abends große Bivouacfeuer fanden, so stürzten sie sich gewaltsam in die Flammen, um ihren Frost zu mildern und verbrannten so elendiglich. Einen alten Grenadier habe ich selbst erschossen. Dem Unglücklichen waren beide Arme abgefroren, und eine russische Kugel hatte ihm dazu noch einen Fuß fortgerissen. So lag er am Boden und konnte sich nicht rühren, und doch war er noch so gesund, daß er vielleicht noch manche Stunden hätte fortleben können.

„Gieb mir einen Schuß durch den Kopf, wenn du ein braver Kamerad bist", rief er mir in elsäßischem Französisch zu, und ich spannte den Karabiner, setzte ihn dem Alten vor den Schädel, drückte los, und zerschmettert lag er zu meinen Füßen. So ein guter Schuß von der Hand eines treuen Kameraden erspart oft viel nutzloses Elend und ist das Beste, was einem arg Verwundeten in manchen Fällen nur geschehen kann. Das ist so mein Grundsatz, den ich im Felde gelernt habe; mögen die Philosophen in ihren Schreibstuben auch anders darüber schreiben.

Und mitten in diesem Elend und in Kälte und Noth und Hunger, und in Verhältnissen, in denen die kleinste Wunde fast unabweislich den sichersten Untergang bringen mußte, schlugen wir uns täglich gegen einen weit, weit stärkeren Feind. Ja mit freudigem Stolze erinnere ich mich noch jetzt daran, daß wir von Wiazma bis Smolensk uns gegen zehn Tage lang noch unaufhörlich gegen die Russen schlugen, ihr allzuheftiges Vordringen hinderten, und Tau-

senden dadurch ihr Leben retteten. Nie haben die Kosaken die Quarrées unserer Soldaten zu durchbrechen vermocht, ja sie hatten solche Scheu vor uns, daß ihre Tausende unsere Fronten nicht anzugreifen wagten. Seit jemals Kriege geführt sind, hat es wohl nie ein glänzenderes Beispiel von todesmuthiger Aufopferung gegeben, als welche in diesem unheilvollen russischen Feldzug die Arrieregarde unter dem Marschall Ney der Armee zeigte. Nicht flohen wir vorwärts nach Frankreich, nein, sehr häufig kehrten wir wieder um, marschirten Stundenlang wieder in diese unwirthbaren Schneewüsten zurück, und warteten nicht, bis wir von den Russen angegriffen wurden, sondern stürmten von selbst auf diese los. Und Alles dies machte das Beispiel, der unerschütterliche Muth, die unbeugsame Energie des Marschalls Ney, dessen Geist sich seinen Officieren und Soldaten mittheilte. Hat ihm aber doch auch der Kaiser Napoleon den Namen „der Bravste der Braven“ gegeben, und eine ehrendere Benennung, als diese, aus so einem Munde kann auf der Welt nicht mehr gefunden werden.

In einem Bivouac, nicht weit vom Dnieper, sah ich zuerst hier wieder in Rußland diesen seltenen Mann. Den ganzen Tag waren wir im Schnee fortmarschirt, und am Abend hatten wir mühsam die großen beeisten Fichtenstämme zu Bivouacfeuern angezündet, die der dicht fallende Schnee aber jeden Augenblick wieder auszulöschen drohte; um uns noch mehr zu erwärmen, lagerten wir uns eng aneinander gepreßt um dieselben. Unsere Nahrung war Pferdefleisch, oder vielmehr Knochen, — denn Fleisch war an diesen abgemagerten Skeletten kaum noch zu finden, — das wir rösteten, mit Pulver salzten und oft noch halb blutig aus Hunger verzehrten. Wer noch etwas Mehl oder Brod hatte, der hielt es als kostbaren Schatz fest, den er um Gold nicht fortgab. Habe ich doch gesehen, daß ein Soldat eine kleine Feldflasche voll elenden Branntweins einem General für achtzehn Napoleonsd'or verkaufte. Um unsere Wachtfeuer hiel-

ten wir fest zusammen, und wiesen unbarmherzig jeden Fremden, der sich mit an demselben erwärmen wollte, und mochte er auch ein noch so hoher Officier sein, zurück. Es war dies die dringendste Pflicht der Selbsterhaltung, vor der jedes andere Mitleid zurückweichen mußte. Ließen wir doch jede Nacht selbst Menschen genug am Bivouacfeuer zurück, schmolz doch die Zahl derjenigen, die noch fest in Reih und Glied mit den Waffen in der Hand standen, in erschreckender Weise zusammen. Und auf uns allein beruhte die ganze Sicherheit der Armee noch, und die Ueberreste derselben, welche die preußische Grenze erreichten, haben es der muthigen Aufopferung der Arrieregarde allein zu verdanken, daß die Russen auch sie nicht völlig aufrieben.

Beim Uebergang über den Bonysthenes hatten wir wieder ein sehr lebhaftes Gefecht mit den Russen. Zuvor sprengten wir hier einen großen Theil unserer Kanonen und Munitionswagen in die Luft, da ihre Bespannung zu abgemattet war, um sie die glattbeeisten steilen Flußufer hinunter und hinaufschleppen zu können, und wir sie dem Feind nicht in die Hände fallen lassen wollten. Solch in die Luftsprengen von Kanonen und Pulverwagen und Verbrennen von anderen Wagen geschah fast täglich. Unsere braven Artilleristen, die wirklich oft das Uebermenschliche leisteten, gaben sich zwar die äußerste Mühe, so viel Kanonen als möglich noch zu retten, aber täglich mußten wir doch eine tüchtige Zahl derselben zurücklassen.

Als bei dem Uebergange über den Bonysthenes die Russen uns mit großer Uebermacht angriffen, begann ein Theil unserer erschöpften, erfrorenen und halbverhungerten Soldaten zuerst in wilder Eile zu fliehen. So wie der Marschall Ney dies sah, sprang er mit seinem Adjutanten, dem Obersten Dalbignac, vom Pferde, ergriff ein Gewehr eines erschossenen Voltigeurs und ausrufend: „En avant, en avant, mes Camerades!“ stürmt er gegen die Russen vorwärts. Solch Beispiel brachte die größte Zahl der Fliehen-

den dann wieder zur Besinnung, sie kehrten um und folgten dem edlen Führer gegen den Feind. Das war den Russen zu viel, und sie wurden in ihrem zu hitzigen Vordringen gemäßigter, obschon sie noch immer ein lebhaftes Feuer auf uns unterhielten. Der Marschall, der einige Patronen aus einer daliegenden Patrontasche genommen hatte, feuerte noch immer mit darauf los, als sei er nur ein gewöhnlicher Soldat und nicht der erste Marschall Frankreichs; dabei versäumte er aber nicht, seine Befehle zu geben, so viel als nöthig war, und wies uns an, ein Gehöft zu besetzen, was günstig für uns lag. Solch eine Ehre, mit einem Marschall von Frankreich in Reih und Glied fechten zu können, hatte ich nie zu erleben gehofft, und so hielt ich mich denn wacker an seiner Seite, und feuerte nach besten Kräften so lebhaft auf die Russen los, daß mein Karabinerlauf ganz warm dabei wurde. Einen russischen Stabsofficier, der sich sehr vorwagte, nahm ich scharf auf's Korn, und als ich losgedrückt hatte, sah ich ihn auch vom Pferde purzeln. Dem Marschall Ney, der überall seine Augen hatte, wie es einem guten Oberanführer geziemt, mußte meine Thätigkeit aufgefallen sein, zumal ich durch meine Reithosen und meinen Cavalleriesäbel mit dem Brigadier-Portepee mich von den übrigen Infanteristen unterschied. Als das Gefecht beendet war, kam er zu mir, der ich von all dem vielen Schießen noch schwarz wie ein Schornsteinfeger im Gesicht aussah, redete mich Kamerad an, und fragte, wie ich hieher komme. Ich präsentirte ordonnanzmäßig meinen Karabiner vor ihm und sagte, daß ich Brigadier bei den polnischen Lanciers sei, mein Pferd durch eine feindliche Kugel verloren habe, und nun hier mit dem Regiment fechten, oder als ein tüchtiger Soldat sterben wolle. Da lobte der edle Marschall mich sehr, und sagte zuletzt, „daß, wenn wir Beide jemals glücklich nach Frankreich zurückkämen, ich dann Officier werden und das Kreuz der Ehrenlegion erhalten solle, so wahr er Michael Ney heiße. Ich solle mich dann nur ohne Scheu

bei ihm melden und an den heutigen Tag erinnern, er würde schon für mich sorgen."

Sacre dieu, das waren Worte, die konnten einem schon trotz Sturm und Kälte das Herz erwärmen, und ich glaube, ich bin ganz roth vor Freude dabei geworden. Wenn in dem Augenblick direct die Hölle hätte gestürmt werden sollen, ich wäre trotz einer Legion Teufel dem Marschall nachgestürmt. Die Russen hatten aber an dem Tage genug von uns gesehen, ließen von weiterem Andringen nach, und die Armee hatte wieder einen Vorsprung gewonnen. Bei einer Kälte, daß einem das Herz im Leibe fror, und einem Sturmwind, der den Athem erstarren machte, kamen wir am 14. November vor Smolensk an. Auf diese Stadt hatten wir uns stets vertröstet, hier hofften wir Quartiere und Lebensmittel in Hülle und Fülle zu finden, denn wie wir sicher wußten, waren noch große Magazine daselbst vorhanden. Aber kaum hatten wir die Stadt zu Gesicht bekommen, so erhielten wir den Befehl, wieder umzukehren und den Feind anzugreifen. Dies war den noch übrig gebliebenen Soldaten des 4. Regiments zu viel, sie fingen an zu murren und riefen laut aus, daß sie allein Alles thun und sich aufopfern müßten. Wie ein zorniger Löwe sprang aber jetzt der Colonel des Regiments, Fezerzac, zwischen die Murrenden. „Seid ihr die Soldaten des 4. Regiments, was schon bei Marengo und Austerlitz so glänzend gefochten hat"? donnerte er sie an. „Schämt euch, daß ihr die Ehre gar nicht zu würdigen wißt, die man euch anthut, indem ihr den gefährlichsten Posten bekommt. Vive l'empereur! und nun vorwärts gegen den Feind." Und „Vive l'empereur!" riefen wir laut, und im Sturmmarsch ging es trotz Eis und Wind und feindlichem Kartätschenfeuer den steilen Hügel hinauf, auf dem die Russen standen, so daß diese in großer Eile wieder zurückflohen. Ueber ein Viertheil der paar Hundert Mann, die das ganze Regiment noch bildeten, war bei diesem Sturme wieder gefallen, aber seine Ehre hatte das 4. Regiment glänzend gerettet.

In Smolensk, wo wir am anderen Tage einrückten, herrschte eine furchtbare Unordnung. Lebensmittel gab es daselbst noch genug, und viele Magazine wurden von den Soldaten, die zu hungrig waren, um eine ordentliche Vertheilung abzuwarten, erbrochen und geplündert. Wir erhielten Reis und Zwieback und Buillontafeln, so viel wir fortschleppen konnten, und zum Erstenmal wieder seit langer Zeit konnten wir uns einige Tage hindurch eine kräftige Suppe kochen. Es war dies auch dringend nothwendig, denn unsere Kräfte sollten noch gar stark in Anspruch genommen werden.

Am 17. November marschirten wir wieder aus Smolensk, nachdem wir ein gutes Theil Kranke und Verwundete daselbst zurückgelassen hatten. Die Armen mitzuschleppen war unmöglich, denn wir hatten nicht Transportmittel für dieselben, und sie wären auf dem Marsche doch alle elendiglich zu Grunde gegangen. Ein alter Kürassier-Kapitain, der krank war, erschoß sich hier wieder dicht vor meinen Augen, da er nicht in die Gefangenschaft der Russen gerathen wollte.

Nicht weit von Krasnoe griffen uns am anderen Tage die Russen wieder an und wollten uns umzingeln. Sie hatten sogar die Frechheit, einen Parlamentär an den Marschall Ney zu schicken, mit der Aufforderung, sich zu ergeben. Sacre dieu, als wenn ein Michael Ney sich ergeben würde, so lange nur noch eine Compagnie vorhanden war, die er gegen den Feind führen konnte. Und während der russische Hauptmann noch parlamentirte, schlugen schon die feindlichen Kartätschen wieder in unsere Reihen.

Jetzt hieß es wieder „en avant“ und den Marschall, wie immer, wenn die Gefahr am größten war, an der Spitze, mußte eine Division, die noch 1500 Mann stark war, gegen die Feinde losstürmen. Allein das feindliche Feuer war zu heftig, und die Unseren mußten bald wieder zurück. Von Neuem raffte der Marschall frische Truppen zusammen, und er selbst an der Spitze ging es wieder gegen den Feind los. So viel ich konnte, hielt ich mich dicht bei ihm, denn

es war eine Lust, diesen Mann im feindlichen Feuer zu sehen. Die erste Reihe der Russen konnte unserem wüthenden Ansturm nicht widerstehen, und wich zurück; als wir aber weiter vorrückten, erhielten wir plötzlich einen solchen Hagel von feindlichen Kugeln, daß Alles bei uns in Unordnung kam. Mir selbst wurde mein Karabiner zerschmettert und die Mütze vom Kopfe gerissen, und ich wußte einige Augenblicke gar nicht, wo ich war, so betäubt war ich.

Auf solche Weise ging es nicht, das sah der Marschall jetzt ein, gegen die Hunderte von Geschützen, welche die Russen auffuhren, konnten wir mit unseren 12 Kanonen, die wir noch bespannt hatten, nichts ausrichten. Es blieb uns also nichts übrig, als wiederum zurück zu marschiren und zu versuchen, auf einer andern Stelle durchzukommen. Dem Capitain der Voltigeurs-Compagnie des 4. Linien-Regiments, dem ich mich angeschlossen hatte, wurden hier bei Krasnoe beide Füße von einer Kanonenkugel fortgerissen. Er war ein alter Soldat, der schon die Revolutionskriege mitgemacht hatte — so Einer von der rechten Sorte.

„Gebt mir einen Schuß durch den Kopf, Brigadier“, rief er mir zu, in seinem Blute schwimmend. „Rasch, zaudert nicht, ich, als Capitain, befehle es Euch“, rief er wieder, als ich noch zauderte. Und was machen? ich nahm eine Flinte eines gefallenen Soldaten und schoß den Hauptmann durch den Kopf. Ein alter Sergeant, der ebenfalls verwundet war, lief ganz allein wie ein Rasender auf die Russen los, und schoß noch einen Kosaken todt, bis diese ihn vollends niederstachen. Als wir am Abend dieses Gefechts unsere Compagnie musterten, zählte dieselbe noch 23 Mann unter den Waffen. Officiere waren gar keine mehr vorhanden, der älteste Sergeant hatte die Führung übernommen, und willig stellte ich mich unter seinen Befehl, ob ich gleich sonst als Brigadier einen höheren Rang einnahm.

Die ganze Nacht marschirten wir jetzt auf ungebahnten Wegen querfeldein. Es durfte kein Geräusch gemacht wer-

den, damit die Russen von unserem heimlichen Marsch nichts verspürten. Gar viele Marode blieben wieder auf dem Wege liegen, ohne daß man nur versuchen konnte, sie mitzunehmen.

Gegen Morgen gingen wir über den Dniepr. Es war ein furchtbarer Uebergang, dessen Schrecken ich nie vergessen werde. Das Eis hielt nicht sonderlich, und brach an vielen Stellen ein, so daß manche Soldaten elendiglich ertrinken mußten. Diese schrieen dann in ihrer Todesangst, daß man sie retten solle, was ganz unmöglich war; dazu das Fluchen und Befehlen der Officiere, das Wimmern der Verwundeten, das Kreischen der Frauen, vermischt mit dem Krachen des berstenden Eises und dem Brausen des Wassers. Wir Voltigeurs kamen alle glücklich hinüber, denn wir unterstützten uns alle unter einander, und wenn Einer in das Wasser gefallen war, zogen wir Anderen ihn wieder heraus. Völlig durchnäßt und auch oft von den scharfen Eisschollen blutig gequetscht wurden wir aber Alle. Bei diesem Uebergang über den Dniepr gingen auch alle unsere Kanonen bis auf 2 oder 3 leichte Feldgeschütze verloren, wurden aber vorher von den Artilleristen auf alle Weise zerstört, damit die Russen sie nicht mehr benutzen konnten.

Am andern Morgen kamen wir durch einige Dörfer, die noch nicht zerstört waren, und in denen wir Lebens mitte fanden, so daß wir uns wieder sättigen und erwärmen konnten. Auch viele Kosaken nahmen wier hier gefangen, deren Pferde manche Dienste leisten mußten. Kaum waren wir aber nach einigen Stunden Rast aus diesen Dörfern wieder fortmarschirt, so umzingelten uns ganze Schwärme von Kosaken. Obgleich diese gewiß fünfmal so stark als wir waren, so wagten sie uns doch nicht anzugreifen, solche Furcht flößten ihnen noch immer die geschlossenen Reihen der französischen Infanterie ein. Wir blieben bis zur Dunkelheit in dem Dorf, und warfen in Eile einige Graben auf und machten Verhacke, uns besser vertheidigen zu können. Der Marschall Ney, der unermüdlich auf den Beinen war, schwur, er wolle sich an

diese elenden Kosaken nicht ergeben, und wenn sämmtliche Horden, die Rußland besäße, das Dorf umzingelt hätten. Was aber der Marschall sprach, das hielt er auch, dieß wußten wir Alle, und so blieb uns denn nichts übrig, als entweder uns durchzuschlagen oder unterzugehen. Fünfzig scharfe Patronen steckte Jeder der Soldaten des Regiments noch zu sich, alle Officiere, ohne Ausnahme, nahmen ebenfalls Gewehre in die Hand, und so waren wir denn fest entschlossen, unser Leben wenigstens so theuer als möglich zu verkaufen. Auch eine kleine Vivandière des Regiments, ein munteres schwarzäugiges Mädchen aus dem südlichen Frankreich, die bis zum Dniepr ihr mageres Rößlein noch durchgebracht hatte, trat jetzt förmlich als Soldat in Reih und Glied mit ein. Französische Soldaten können das Lachen und Witzeln oft bei den größten Mühsalen oder der augenscheinlichsten Todesgefahr nicht lassen, und so lachten unsere Voltigeurs denn viel über ihre neue Kamerädin, nannten sie Jeanne d'Arc und meinten, jetzt könne der Sieg nicht fehlen, da sie sogar eine solche mit unter ihren Kameraden hätten. Der Marschall, der die Kleine bemerkt hatte, kam auf sie zu, streichelte ihr die Locken und sagte ihr ein paar freundliche Worte über ihren Muth. Aus Freude traten dem Mädchen die Thränen in die Augen und sie bückte sich, dem Marschall die Hand zu küssen. Der aber war viel zu galant, um das zu dulden, umfaßte die Kleine, die trotz ihres alten schmutzigen Kosackenpelzes ein niedliches Gesicht zeigte, und gab ihr ein paar tüchtige Küsse auf ihre rothen Lippen.

Ein lautes jubelndes „Vive le maréchal Ney, vive Michael Ney“ aller Soldaten, die dies sahen, erscholl ringsum, und für den Augenblick waren Hunger und Kälte und Elend, und die vielen Kosaken, die gleich einer Meute gieriger Jagdhunde rings um uns standen, um uns zu zerfleischen, völlig vergessen. Mir selbst ließ übrigens der Marschall einen abgetriebenen erbeuteten Kosakengaul geben, und befahl, daß ich als Ordonnanz in seiner Nähe bleiben solle. Meine Flinte

behielt ich übrigens auf dem Rücken hängen, und da ich keine Sporen mehr hatte, trieb ich meine Bestie mit einem Kantschu an, was auch das beste Mittel für solche Thiere bleibt.

In der Dunkelheit der Nacht, die uns als Schutz dienen mußte, und unsere allzugeringe Zahl etwas verbarg, wurde der Weitermarsch auf möglichst geräuschlose Weise wieder angetreten. Die Kosaken hatten denselben aber doch entdeckt, und mit wildem Geheul umschwärmten sie uns fortwährend, uns mit zwei leichten Feldgeschützen, die sie bei sich führten, beschießend. Uns förmlich zu attaquiren, wagten sie immer noch nicht; dazu flößten unsere festgeschlossenen Glieder ihnen zu viel Respekt ein. Wer freilich zurückblieb, der war verloren und wurde auf der Stelle von diesen Unholden niedergestochen. Um eine Deckung auf der einen Seite zu gewinnen, marschirte der Marschal längs des Dnieprs fort, so daß unsere eine Flanke nicht angegriffen werden konnte. Bei Tagesanbruch machten wir wieder auf einem Hügel, der uns eine günstige Gelegenheit zur Vertheidigung darbot, einige Stunden Rast, damit die Müden sich erholen konnten. Da wir an Grütze und Pferdefleisch jetzt keinen Mangel hatten, ließ der Marschall Feuer anzünden und so gut wie möglich kochen. Die Hälfte der Truppen kochte, die andere stand mit dem Gewehr in der Hand bereit zur Vertheidigung. Aber die unerschütterliche Energie des Marschalls, die sich Allen mittheilte, imponirte den russischen Generalen so gewaltig, daß sie immer noch nicht einen ernsthaften Angriff auf uns wagten. Ritten die Kosaken zu nahe heran, so ließ der Marschall die Trommeln wirbeln, Alle traten an, und die Feinde zogen sich dann wieder zurück. Hier konnte man so recht den Werth eines Mannes, wie der Ney war, erkennen, und welchen Einfluß ein solcher auszuüben vermag.

So sind wir drei Tage und Nächte fortmarschirt, stets von einem weit überlegenen Feind umzingelt und fortwährend geneckt, aber nie ernsthaft mehr angegriffen worden. In

der dritten Nacht, als wir auf einem engen Wege mitten durch die unermeßlichen Tannenwälder jener Gegenden uns fortschleppten, erhielt plötzlich unsere Avantgarde, bei der auch ich mich befand, eine Salve von einigen versteckt aufgestellten feindlichen Kanonen. Als wenn das Schicksal wolle, daß ich in diesem russischen Feldzug nicht mehr den Cavalleristen machen solle, ward meinem Kosakengaul von einer russischen Kanonenkugel der eine Vorderfuß abgerissen. Aus Mitleid schoß ich das arme Thier mit meiner Flinte durch den Kopf, daß es sich nicht lange zu quälen brauchte, und schloß mich dann wieder der Voltigeur-Compagnie des 4. Regiments an.

Diese unerwarteten Kanonenschüsse auf die Avantgarde mitten in der Nacht brachte aber die Colonne, die in einen Hinterhalt zu gerathen fürchtete, ins Stutzen. So wie der Marschall dies merkte, läßt er Sturmmarsch schlagen, denn er hatte stets 6 — 8 Tambours um sich, und ruft: „Ah voilà les ennemis, en avant mes camerades!“ und so an der Spitze der ersten Truppen, stürmt er wieder zu Fuß in der Dunkelheit gegen den Feind los. So gut ich konnte, suchte ich wieder einer der Ersten neben dem Marschall zu sein, der dies auch wie Alles bemerkte, und später mir wohlwollend auf die Achsel klopfte. Solche Kühnheit von unserer Seite hatten die Russen aber nicht erwartet, und sie flohen daher eilig zurück.

Auf solche Weise unaufhörlich geneckt, und immer einen ernsthaften Angriff zurückweisend, des Tags oft auf günstig zur Vertheidigung gelegenen Höhen rastend, des Nachts marschirend, kamen wir in 5 Tagen nach Orscha, wo wir uns wieder mit den übrigen Corps vereinigten. Unendlicher Jubel empfing uns allgemein, denn man hatte uns schon gänzlich aufgegeben, und konnte unsern fast an das Wunderbare gränzenden Marsch kaum begreifen. Der Kaiser Napoleon soll den Marschall Ney wiederholt umarmt und geküßt haben, was dieser auch in der That verdiente.

Zehntes Kapitel.

Uebergang über die Beresina. Gefangennehmung. Transport nach Smolensk. Aufenthalt daselbst.

Am 27. November kamen wir am Ufer der Beresina an. Trauriger Name für die Kriegsgeschichte der französischen Armee, die so viele brave, in langjährigen blutigen Kämpfen erprobte Krieger an diesem Flusse verlor. Der Uebergang unseres schwachen Corps geschah zugleich mit den schon ungemein zusammengeschmolzenen kaiserlichen Garden in ziemlicher Ordnung. Die Russen verfolgten uns noch nicht, und so hatten wir Zeit, die von den Pontoniers der Garde mit unendlicher Aufopferung geschlagene Brücke zu passiren. Auf dem anderen Ufer der Beresina marschirten wir auf, zündeten unsere Bivouakfeuer an, und rösteten, so gut es gehen wollte, die Fetzen von Pferdefleisch, die jetzt wie immer unsere Speisen bildeten. Am andern Morgen marschirten wir wieder von der großen Straße ab, um den Uebergang mit decken zu helfen, wenn die Russen angreifen sollten, was aber nicht geschah. Die Verwirrung, die bei dem Uebergang herrschte, war schauerlich, und man konnte so viel Bilder des traurigsten Elendes zugleich sehen, daß man zuletzt ganz gleichgültig dabei ward. Auch eine Menge von Weibern und Kindern, die sich bisher mühselig genug durchgeschleppt hatten, verunglückte in diesen Tagen. Eine junge Frau von großer Schönheit und sehr reich in kostbare Pelze gekleidet, fand ich sterbend am andern Ufer liegen, bis wohin sie sich noch geschleppt

hatte. In ihren Armen lag ein kleines Mädchen von ungefähr zwei Jahren, und mit letzter Kraft bemühte sich die arme Mutter, noch das Kind gegen den schneidenden Nordwind zu schützen. In dem Augenblick kam ein französisches Geschütz angejagt. Um die abgematteten Pferde desselben zur äußersten Kraftanstrengung anzutreiben, hatten die Artilleristen denselben Raketen und Schwärmer an die Schwänze gebunden und diese angezündet. So liefen die gequälten Thiere denn mit letzter Kraft fort, ohne gelenkt zu werden, und die Räder der Kanone zermalmten die ihnen im Wege liegende Mutter sammt ihrem Kinde. Ein alter General, — dies schien er wenigstens zu sein, — trug ein junges Mädchen von 13 — 14 Jahren wie ein Kind auf beiden Armen fort. In seiner Anstrengung, vielleicht auch schon vor Kälte und Hunger wahnsinnig geworden, hatte er gar nicht bemerkt, daß dasselbe schon erfroren und eine starre Leiche war. Als einige Voltigeurs unserer Compagnie ihm dies sagten, legte er das Mädchen auf den Boden nieder und küßte das bleiche, starre Antlitz desselben; allein vergebens, es wollte nicht wieder warm und lebendig werden. Da schrie der alte in jähem Schmerz laut auf, zerraufte sich sein graues Haar, und lief dann den steilen Uferabhang wieder hinunter in den mit Eis treibenden Fluß hinein, um so sich den Tod zu geben, worauf er denn auch bald unter die treibenden Eisschollen kam und ertrank. Nur diese Scenen habe ich von den vielen grausigen, die ich an jenen Tagen sah, behalten.

Jetzt sah ich auch den Kaiser in größerer Nähe wieder. In einen grauen Pelzüberrock gekleidet, das Fernrohr in der Hand, stand er mehrere Stunden lang dicht bei uns. Bleich und eingefallen und um 10 Jahre wenigstens gealtert sah er aus, und Sorge und Kummer schaute aus jedem Zuge seines Gesichts hervor. Kein donnerndes „vive l'empereur", wie sonst immer, wenn die Soldaten den Kaiser sahen, kam ihm entgegen, stumm und in schweigendem Elend zogen bei

einzelnen schwachen Truppen zerlumpter und in alle möglichen Fetzen und Gewänder gehüllten Gestalten, die Bataillone und Regimenter vorstellen sollten, an ihrem Herrscher vorüber, und kein Commando der Officiere ertönte, ihm die üblichen Ehrenbezeugungen zu machen. War es doch kaum eine Armee noch zu nennen, was hier über den Fluß setzte. Es muß dies ein harter Tag für den großen Kaiser gewesen sein.

Nur ein Adlerträger, der mit einer kleinen Truppe, die ein Infanterie-Regiment vorstellen sollte, beim Kaiser vorbeizog, so recht ein alter Soldat mit schon grauen Haaren, rief ein lautes „vive l'empereur“ und neigte seinen Adler vor seinem großen Feldherrn, und mehrere Soldaten, zu denen auch ich gehörte, stimmten in diesen Ruf mit ein. Und ein halbes Zucken der Freude glitt für einen kurzen Augenblick über das bleiche Gesicht des Kaisers.

Als der Kaiser bei unserem Häuflein vorbeiging, und ein Adjutant auf seine Frage ihm sagte, daß dies das ganze 4. Regiment sei, was zur Arrieregarde des Marschalls Ney gehört habe, da wurde er ungemein ernst und traurig. Schweigend grüßte er uns zum Zeichen seiner Achtung, sagte aber sonst kein Wort und ging schnell, als wolle er den trüben Eindruck verwischen, vorüber.

Immer kälter ward jetzt die Luft, immer furchtbarer unsere Lage, immer größer der Verlust an Todten, und kleiner die Zahl der noch bei den Fahnen Bleibenden. An 24 Mann stark war zuletzt noch die Voltigeurs-Compagnie, der ich mich angeschlossen, und doch war sie noch mit eine der besten und festorganisirtesten, denn viele Compagnien, Bataillone, ja Regimenter hatten gänzlich aufgehört zu existiren. Hatte doch einmal ein Corporal und 9 Mann beieinander ein ganzes Bataillon ausgemacht.

Am 4. December marschirten wir bei furchtbarer Kälte des Abends in Malodezno ein. Noch am Abend griffen uns die Russen wiederholt an, und obgleich es so kalt war, daß wir kaum mit unsern erstarrten Fingern die Gewehre hand-

haben konnten, suchten wir uns doch auf das Aeußerste zu vertheidigen. Wie immer, zeigte sich der Marschall Ney auch hier wieder, wo die Gefahr am größten war. Er bemerkte mich noch, als ich an dem Thore von Malodezno stehend tüchtig mit meiner Flinte in die Russen hineinfeuerte, und sagte mit seinem gewöhnlichen wohlmeinenden Tone: „Halten Sie sich nur wacker, Brigadier, und denken Sie daran, was ich Ihnen versprochen habe.“

Spät am Abend ließen die Russen, die wohl eben so frieren mochten, wie wir, von dem Angriff ab. Die Kälte war so furchtbar, daß es unmöglich ward, draußen im Freien auszuhalten, und so zerstreuten wir uns denn, um in den leeren Häusern wo möglich ein Unterkommen zu finden. Mit ungefähr 30 Mann der verschiedensten Truppen, denn in der nächtlichen Dunkelheit waren wir auseinander gekommen, drang ich in ein ziemlich abgelegenes und allein stehendes unbewohntes Haus ein. Es waren noch alle hölzernen Tische und Bänke in demselben vorhanden, die wir in die ausgeleerte Küche zusammentrugen und mit Hülfe von Patronen und einem Flintenschuß dann zu einem tüchtigen Feuer anzündeten. Von Nahrungsmitteln fanden wir in dem wüsten, wahrscheinlich schon wiederholt geplünderten Gebäude nichts, als endlich ein Faß mit rohem Sauerkraut, das wir, so wie es war, zu unseren Pferdeknochen gierig verschlangen. Die große Wärme des Feuers, um welches wir uns eng zusammengedrückt wie die Schaafe lagerten, that uns Allen sehr wohl, und da wir zwei Nächte hindurch stets marschirt und die Tage fast immer unter den Waffen gestanden hatten, so verfielen wir bald Alle erschöpft in tiefen Schlaf.

Am andern Morgen, als es noch etwas dämmerig war, weckte uns plötzlich das laute Geschrei eines Voltigeurs aus unserem Schlafe. Rasch sprangen wir auf und eilten an die von Scheiben leeren Fensteröffnungen, und sacre dieu, wir sahen, daß das Haus von mehreren Hundert Kosaken schon völlig umzingelt war. Das war denn eine

schlimme Sache, und Tod oder Gefangenschaft uns schon so ziemlich gewiß. Aber so leichten Kaufes wollten wir uns denn doch nicht überliefern, dazu waren zu gute Soldaten unter uns. Ein Hauptmann der Grenadiere, der sich seine Epaulettes auf dem schwarzen langen Judenrock, den er trug, befestigt hatte, übernahm als ältester Officier das Commando und in strenger Subordination fügten wir uns Alle seinen Befehlen. Gewehre und Patronen hatten wir noch genug, und so konnten wir denn hoffen, uns im schlimmsten Fall doch noch einige Stunden zu vertheidigen. Vielleicht daß die Kosaken es am Ende müde würden, uns lange anzugreifen, oder wir auch anderweitige Hülfe erhielten. „So lange der Muth nur noch nicht verloren ist, hat man noch immer halb gewonnen", hatte der Marschall Ney einst gesagt, und wir wollten hier wenigstens zeigen, daß wir werth gewesen wären, unter seinem Befehle gestanden zu haben. Wir postirten uns nun an alle Fenster und stellten auch Soldaten auf den Hausboden, daß sie aus den Löchern, die wir durch das Abreißen einiger Schindeln gemacht hatten, feuern sollten. Einige 40—50 Kosaken, die abgesessen waren, rückten jetzt zu Fuß gegen das Haus vor. Ruhig ließen wir dieselben ganz nahe herankommen, dann erhielten sie aber eine so tüchtige Salve von uns, daß wenigstens ein Dutzend von ihnen in den Schnee purzelte — die Andern flohen. Auf solche Weise war uns nicht beizukommen, das hatten die Kerle jetzt eingesehen. Sie hielten sich wieder in scheuer Entfernung von uns, wagten keinen weiteren Angriff, und so gaben wir uns schon der Hoffnung hin, doch noch vielleicht gerettet werden zu können, allein vergebens. Wohl nach einer halben Stunde, die in gegenseitiger Unthätigkeit verging, sahen wir zwei leichte Geschütze, wie solche die Kosaken oft bei sich führen, angejagt kommen. Jetzt war unser Schicksal entschieden, zumal es sich zeigte, daß Malodezno schon von den Franzosen geräumt war. „Nun nur noch unser Leben theuer verkauft, Kameraden!" rief der Capitain, und in demselben Augenblick

donnerten auch schon zwei Kartätschenschüsse auf unser Haus, und einige Kugeln derselben, die in die Fensteröffnungen eindrangen, tödteten oder verwundeten zwei oder drei von uns. Jetzt stürmten auch die Kosaken wieder auf uns los, erhielten aber wieder eine Flintensalve, die ihnen verderblich ward und sie zurückscheuchte. So ging das Gefecht noch über eine eine halbe Stunde fort, und noch 6 oder 7mal beschossen die Kosaken uns aus ihren Kanonen mit Kartätschen. Wir waren jetzt vorsichtiger geworden, und so wie wir das Aufblitzen der Flamme aus dem Geschütz sahen, warfen wir uns Alle platt auf den Boden, so daß die Kugeln, von denen auch nur einige stets in die Fensteröffnungen fuhren, uns nicht allzuviel Schaden zufügen konnten, obschon doch noch Mehrere von uns getödtet oder verwundet wurden. Unter den Letzteren war auch der Capitain, dem ein Splitter die ganze Backe arg streifte. Trotz dieser Wunde verlor derselbe aber den Muth nicht, und befehligte weiter.

Den Russen ward endlich die Zeit zu lang, uns nur mit Kartätschen zu beschießen, wobei auch sie viele Leute verloren, und so feuerten sie denn einige Brandraketen auf das hölzerne Dach unseres Hauses. Zuerst wollte dasselbe des Schnees wegen, der darauf lag, nicht recht brennen, gerieth aber endlich doch in Brand und die Flamme theilte sich nun rasch dem ganzen Hause mit, da es aus Holz gebaut war. „Jetzt hilft nichts mehr, Kameraden, wir müssen uns ergeben, oder wir verbrennen bei lebendigem Leibe!" — rief endlich der Capitain, und leider blieb uns auch nichts Anderes mehr übrig, da es außerdem eine Unmöglichkeit war, uns auf freiem Felde durchzuschlagen. Das waren denn gar traurige Augenblicke, so traurig wie ich sie noch nie gehabt hatte. Doch was halfs, der Soldat muß im Felde auf Alles gefaßt sein. Wir schickten jetzt einen Soldaten mit einem weißen Fetzen in der Hand zur Thür hinaus, als Zeichen der Ergebung. Ein Kosakenofficier ritt auf ihn los, nickte mit dem Kopfe und rief laut: „Pardon, Francusky — Pardon,

Francusky.“ Auf diese Versicherung hin warfen wir denn unsere Gewehre und Patrontaschen weg, und liefen aus dem Hause, in dem uns zuletzt schon brennende Holzstücke auf die Köpfe gefallen waren, ins Freie. Ich zerbrach noch meinen Säbel, indem ich die Klinge zwischen zwei Steine steckte. Es war eine sehr schöne Toledo-Klinge, die ich in Spanien einem englischen Officier als Beute abgenommen hatte; ich wollte nicht, daß dieselbe in die Hände der Russen fallen sollte. Das gibt einen Ruck durch den ganzen Körper bis in das Herz hinein, wenn ein Kavallerist so seinen eigenen Säbel zerbrechen muß, damit der Feind ihn nicht erhält.

Als wir aus dem Hause traten, waren wir noch 27 Mann, von denen mehrere auch leicht oder schwer verwundet waren, darunter 3 Officiere. Mit wildem Geschrei umringten uns gleich die Kosaken, die von den Ural'schen Korps waren, und fingen damit an, uns die Kleider vom Leibe zu reißen, und nach verborgenem Geld oder nach Uhren und Ringen zu suchen. Es kam nemlich oft vor, daß die französischen Soldaten ziemlich beträchtliche Baarschaften an Gold und Silber oft in den größten Lumpen versteckt hatten, und da die Kosaken dies wußten, waren sie in ihrer Untersuchung sehr genau. Mich hatten 3—4 von diesen Kerlen vor, und rissen mir alle meine Kleider vom Leibe, wobei sie mir einen kleinen Geldbeutel mit 14—15 Napoleonsd'ors, die mein ganzes Vermögen bildeten, und eine goldne Uhr, die ich aus Spanien mitgebracht hatte, wegnahmen. Auch die Fangschnüre, die ich noch hatte, rissen sie weg, ebenso auch die Kokarde mit den polnischen Farben, auf die sie spuckten und dann mit Füßen traten. Ueberhaupt hatten die Russen stets auf die gefangenen Polen die größte Wuth, und behandelten diese vorzugsweise am Schlechtesten. Mein alter Pelz und meine Mütze waren glücklicherweise schon so schlecht und von den Bivouacfeuern verbraunt, daß die Kosaken sie als Beute verschmähten. Einigen Kameraden von mir, die noch bessere Kleider hatten, wurden diese weggenommen, so daß sie halb-

nackt dastanden und der furchtbaren Kälte natürlich unterliegen mußten. Bei dieser Untersuchung hatten einige Kosaken den Grenadiers-Capitain, der uns angeführt hatte, mit ihren Kantschuhen geschlagen. Darüber war dieser wüthend geworden, hatte dem einen Kosaken seine Lanze weggerissen und dieselbe um sich schwingend die Anderen verscheucht, laut ausrufend: „es sei eine Schändlichkeit, einen gefangenen Officier zu schlagen, sie sollten ihn nur lieber gleich auf der Stelle tödten, denn so eine Behandlung wolle er nicht erdulden". Schon hatte ein Kosak eine Pistole hervorgezogen, um den Capitain zu erschießen, als ein russischer Adjutant herbeigesprengt kam und ihm dies streng untersagte. Derselbe verbot überhaupt allen Kosaken, uns ohne Grund zu mißhandeln, indem der Kaiser dies nicht wolle und Alle streng bestrafen würde, die gegen seine Befehle handelten; zugleich gab er Befehl, daß wir Alle nach einer Stelle, wo wir mit den anderen Gefangenen vereinigt werden sollten, hintransportirt würden.

Einige hundert Gefangene der verschiedensten Waffengattungen trafen wir hier vereinigt, von denen Manche mehr oder minder leicht verwundet waren; daß die Kosaken Alle auf dieselbe Weise wie uns durchsucht hatten, konnte man ihnen ansehen. Wir mußten uns jetzt in Reih und Glied stellen, und ein höherer Officier schrieb Alle unsere Namen, Grade und Korps, bei denen wir gestanden hatten, auf. Es war aber dabei so kalt, daß er alle Augenblicke zu einem großen Feuer, das man angezündet hatte, treten mußte, um sich die erstarrten Hände zu erwärmen.

Nachdem diese Musterung geschehen war, fragte der Officier mit lauter Stimme: ob unter den Soldaten solche seien, die freiwillig Dienste in der russischen Armee nehmen wollten, er könne diesen dann eine gute Behandlung versprechen. Nur 14 — 16 Mann, lauter Deutsche und Illyrier, traten bei dieser Aufforderung vor, und erhielten sogleich vor unseren Augen warme Mäntel und Brod und Branntwein.

Diese gute Behandlung sollte noch mehrere zu gleichem Schrit auffordern, sie verfehlte aber ihren Zweck. „Verräther, Schufte, meineidige Hunde“ und ähnliche Worte riefen unsere Soldaten ihren früheren Kameraden, die jetzt so ohne Weiteres unter die russischen Fahnen traten, nach, und spuckten ihnen vor die Füße, ja sogar ins Gesicht.

Nachdem wir einige Stunden auf dem Felde gestanden und erbärmlich gefroren hatten, kam der Befehl, daß wir jetzt wieder weiter in das Innere von Rußland zurücktransportirt werden sollten. Vorher las noch ein Officier uns in französischer Sprache den Befehl vor, daß jeder Versuch zur Flucht auf der Stelle mit dem Tode bestraft würde, und der Befehlshaber unseres Kommando's überhaupt das Recht habe, Jeden, der ihm nicht gehorche, erschießen zu lassen. Den Ansprüchen der Officiere auf bessere Behandlung solle später in den Depots genügt werden, vorerst aber würden sie gleich allen übrigen Gefangenen behandelt. So wußten wir also jetzt, woran wir waren. Eng aneinander gedrängt traten wir nun unsern traurigen Marsch, der uns dem Loos der Gefangenschaft entgegen führte, an. Gar manchem alten versuchten Soldaten sah ich in diesem Augenblicke die dicken Thränen in den beeisten Bart rollen.

Ein starkes Kommando uralischer Kosaken unter einem Rittmeister hatte den Befehl, uns weiter zu transportiren. Vorn und hinten und von allen Seiten umgaben uns dieselben auf ihren kleinen zottigen Gäulen, denen man übrigens die Strapazen des Feldzuges auch schon tüchtig ansah. „Pascholl Francusky, pascholl Francusky“, riefen die Kerle immer aus, und stießen mit den Schäften ihrer langen Piken auf Alle, die zurückblieben oder an den Seiten austreten wollten. Es war so als wenn eine Heerde Schaafe von wachsamen Schäferhunden zur Schlachtbank getrieben wird. Mehrere Stunden waren wir so fortmarschirt, da blieb ein italienischer Jäger ermattet auf dem Schnee liegen, die Kosaken schlugen zuerst auf den Armen mit ihren Piken los,

um ihn zum Weitermarschiren anzutreiben, allein vergebens, er war zu müde, und konnte oder wollte nicht mehr aufstehen; da riß ein Kosak die Pistole aus dem Gürtel und schoß den Italiener durch den Kopf, so daß er auf der Stelle todt war. Es war dies am Ende auch wohl das Beßte, was dem Unglücklichen geschehen konnte, denn es wurden ihm lange Leiden dadurch erspart, und doch erfüllte in dem Augenblick uns Alle tiefer Unwille über diesen kaltblütigen Mord.

In der Dämmerung kamen wir an ein ödes, ganz ausgeplündertes und vielfach zerstörtes Dorf, was unser heutiges Nachtquartier sein sollte. Da wir seit dem gestrigen Abend nicht das Mindeste gegessen hatten, so konnten wir es vor Hunger nicht mehr aushalten und bestürmten laut den Officier, der den Oberbefehl führte, um Lebensmittel. Der zuckte die Achsel, und wies uns dann 5—6 Pferdeleichen, die ganz hart gefroren da lagen, als einzige Nahrung an. Es entstand zwar im Anfang ein Geschrei und Tumultuiren, aber der Russe sagte kalt: wenn wir die nicht haben wollten, so würden wir nichts erhalten, und so blieb uns denn nichts Anderes übrig, als uns in ziemlich gleichgroße Haufen zu theilen, von denen Jeder einen solchen Pferdecadaver zugewiesen erhielt; einige Kosaken gaben ihre kleinen Handbeile her, die sie meistens am Sattel hatten, und nicht ohne Mühe wurden die kalt und steinhart gefrorenen Knochen mit dem wenigen Fleisch, das noch an ihnen hing, in ziemlich gleich große Stücke gehauen, von denen Jeder dann eines erhielt. Solche Fetzen rohes Pferdefleisch, das so hart gefroren war, daß die Lippen dabei blutig wurden, bildete unsere einzige Nahrung. Als wir mit dieser Vertheilung fertig waren, bei welcher die Kosaken mit ihren Waffen in der Hand uns umstanden, wurden wir in eine alte hölzerne Kirche getrieben. Ohne Feuer, ohne Stroh mußten wir auf dem kalten Erdboden derselben die ganze Nacht liegen. So eng wie möglich preßten wir uns aneinander, um uns durch die Wärme unserer Körper gegenseitig

doch etwas zu erwärmen. Ein kalter Wind heulte dabei durch den dunkeln wüsten Raum, da alle Fenster der Kirche gänzlich zerstört waren. Es war eine furchtbare Nacht, rings um mich das Stöhnen, Fluchen, Beten, Aechzen der Soldaten, von denen viele, die verwundet waren, oder erfrorne Glieder hatten, doppelt leiden mußten. Dazu war an die Wunden vieler der Brand schon gekommen, das Fleisch faulte ihnen bei lebendigem Leibe ab, und sie verbreiteten einen pestilentialischen Gestank. Neben mir lag auf der einen Seite ein kleiner Tambour von einem deutschen Kontingent; der arme Bube weinte bitterlich und rief immer nach seinem Mutterle, und daß es gar hart sei für ihn, hier so grausam umkommen zu müssen; auf der andern Seite hatte ich einen alten Sergeanten der Garde-Grenadiere, der weinte und klagte zwar nicht, aber alle Augenblicke kam ein grimmiges Foudre ces chiens des Russes aus seinem Munde. So brachten wir die ganze Nacht zu, und Kälte und Schmerz ließ mich kaum auf wenige Augenblicke den Schlaf finden, so ermüdet ich auch sonst war. Als wir am andern Morgen wieder aus der Kirche herausgetrieben wurden, waren ungefähr zwanzig von uns erfroren und eine gleiche Zahl so elend, daß sie nicht mehr auf die Füße kommen konnten. Was aus Letzteren geworden ist, weiß ich nicht, vorläufig blieben sie Alle in der Kirche liegen und sind wahrscheinlich auch in derselben erfroren. Die Russen hatten ja jetzt so viele Tausende von französischen Gefangenen, daß es ihnen nicht darauf ankam, ob einige Hundert mehr oder weniger derselben erfroren. Mir waren übrigens auch die Zehen des einen Fußes in dieser Nacht erfroren, doch merkte ich dies glücklicher Weise noch zur rechten Zeit, und rieb dieselben so lange mit Schnee, bis wieder Leben darin zurückkehrte. Aus einem Stück Pferdefell, das ich fand, machte ich mir noch eine Art von Sandalen, die mir sehr gute Dienste leisteten. Ueberhaupt faßte ich jetzt den festen Entschluß, so lange wie es nur irgend möglich wäre, dem Uebel kräftigen Widerstand zu

leisten und mich nicht so leicht von demselben übermannen zu lassen. Hatte doch der Marschall Ney mir eine Officiersstelle versprochen — diesen Gedanken wollte ich nicht aufgeben, und Alles daran wenden, ihn zu verwirklichen.

An diesem Tage ging es uns übrigens wo möglich noch schlechter wie am vorigen. Unsere Kosaken, die wir zur Eskorte hatten, wurden von einem Haufen bewaffneter Bauern, so einer Art Landsturm, abgelöst, und diese behandelten uns ärger wie das Vieh. Zuerst nahmen sie noch eine Art von Plünderung mit uns vor und raubten Alles, was die Kosaken uns noch gelassen hatten und was nur irgendwie von Werth war; auch meine alte Pelzmütze hatte mir einer dieser Kerle vom Kopf gerissen, bald nachher fand er aber eine andere, die ihm besser paßte und so warf er sie mir wieder vor die Füße. Ohne daß wir nur die mindesten Nahrungsmittel erhielten, wurden wir den ganzen Tag wieder fortgetrieben. Glücklicherweise kamen wir häufig durch Fichtenwälder und rissen aus Hunger dann die kleinen Aeste ab und verzehrten diese, damit wir doch wieder etwas in den Magen bekamen und löschten dabei unseren Durst mit Schnee, den wir beim Marschiren aufnahmen. Alle Augenblicke stürzten einige aus Ermüdung auf dem Wege hin und konnten sich nicht mehr aufrichten. Die Bauern schlugen dann zuerst unbarmherzig auf die Liegenden los, um sie wieder aufzutreiben, und wenn das nicht mehr half, schossen sie dieselben todt. Zuletzt, als sie ihr Pulver schonen wollten, ließen sie dieselben auch so liegen. Auf diesem Marsch starb auch der alte Capitain, der uns zuletzt befehligt hatte. Aus Ermattung blieb er auf dem Schnee liegen; da kam ein Bauer und schlug ihn mit dem Schaft seines Spießes über die Schultern. Dieser Schlag verlieh dem Capitain, der schon halb todt war, wieder Leben und Kraft, er sprang auf, riß so schnell wie der Blitz dem verwunderten Bauer den Spieß aus der Hand und stieß ihn damit auf der Stelle nieder. Noch ein zweiter Bauer, der auf ihn eindringen wollte, er-

hielt eine tüchtige Wunde mit dem Spieß, da feuerten einige andere ihre Flintenauf den Capitain ab, worauf dieser tödtlich verwundet zu Boden stürzte. Aber noch im Sterben rief er, so laut er nur konnte: „Vive l'empereur!“ Den noch zuckenden Körper des Officiers hingen die Bauern nun bei den Füßen an einem Baum auf und trieben uns dann mit vermehrter Wuth wieder mit ihren Piken zum Weitermarsch an.

Mühselig noch fortwankend erreichten wir am Nachmittag wieder ein großes Dorf, das uns als Nachtquartier dienen mußte. Hier erhielt Jeder von uns einen großen Löffel von in heißem Wasser gekochter Kleie, die wir gierig verschlangen, da es doch etwas Warmes war. Die Nacht wurden wir wieder in eine große schon halb zerstörte Schenne gesperrt. Der Boden derselben war doch wenigstens mit Viehmist bedeckt und so war es nicht so kalt wie während der vorigen Nacht in der Kirche. Aus gänzlicher Erschöpfung schlief ich übrigens die ganze Nacht ziemlich ruhig fort und habe nicht gemerkt, daß während derselben mein einer Nachbar gestorben war. Ueberhaupt ließen wir auch in diesem Nachtlager wieder eine ziemliche Anzahl von Todten oder Erschöpften zurück, da bei Vielen die Kräfte immer mehr schwanden.

Auf gleiche Weise forttransportirt und nur mit rohem Pferdefleisch und Kleie genährt, des Nachts stets in alte Kirchen oder Schuppen eingesperrt, kamen wir am vierten Tage endlich in Smolensk wieder an. Von der anfänglichen Zahl der Gefangenen, die aus Malodezno zusammen forttransportirt wurden, waren in diesen 5 Tagen über die Hälfte zu Grunde gegangen. Wir Uebrigen waren auch kaum noch menschlichen Wesen ähnlich, und wenn wir noch zwei bis drei Tage so hätten fortmarschiren müssen, wäre auch kein Einziger von uns mehr am Leben geblieben. In dem sehr zerstörten und verwüsteten Smolensk umringte der Pöbel uns anfänglich mit wildem wüstem Geschrei, warf uns mit Steinen, Eisstücken und Koth, und verlangte, daß wir ihm überliefert werden sollten, damit er uns ermorden könne.

Unsere Eskorte, nur aus betrunkenen Bauern bestehend, leistete immer weniger Widerstand gegen diesen andringenden Pöbelhaufen und schien endlich große Lust zu haben, uns demselben zu überliefern. Wir waren jetzt auf Alles gefaßt, und mit stumpfer Gleichgültigkeit, — denn soweit hatte Hunger, Frost und Erschöpfung diese sonst so kräftigen und muthigen Soldaten heruntergebracht, — erwarteten die Meisten ihren augenscheinlichen Tod. Ein junger französischer Artillerie-Officier, an den ich mich fest angeschlossen hatte, und ich verschworen uns aber, so ohne Widerstand uns nicht wie die Kälber abschlachten zu lassen, sondern wenn es zum Morden käme, doch noch ein Paar jener Schufte mit in die andere Welt hinüber zu befördern. Mit diesem jungen Officier, der ein äußerst muthiger, entschlossener und umsichtiger Mann war, hatte ich überhaupt ein solches Schutz- und Trutzbündniß geschlossen, fest aneinander zu halten, alles Leid gemeinschaftlich mit einander zu theilen und uns, so lange es an uns läge, nicht zu verlassen, darauf hatten wir uns ein festes Versprechen gegeben und haben dieß auch treulich gehalten, wie es ordentlichen Soldaten geziemte.

Ein russischer General, der mit einigen regulären Truppen erschien, befreite uns endlich von diesen umschwärmenden Pöbelheerden und drohte ihnen, Feuer auf sie geben zu lassen, wenn sie nicht ruhig sein würden. Das half denn, wie überhaupt gegen solche Kanaille rechter Ernst nie seine Wirkung verfehlen wird. Den russischen General schien überhaupt unser kläglicher Zustand zu dauern. Er befahl, daß zuerst Brod und Branntwein an uns vertheilt würde und die Kranken und Blessirten, die theilweise noch mit unverbundenen, schon ganz schwarz gewordenen Wunden sich herumschleppen mußten, in das große Militärlazareth, das in Smolensk war, gebracht werden sollten. Nachdem wir Brod und Branntwein ziemlich reichlich erhalten und uns ungemein damit gestärkt hatten, wurden wir in ein großes altes Gebäude, das früher ein Kloster gewesen war, trans-

portirt, indem wir schon mehrere hundert gefangene Kameraden von uns fanden. Hier trat denn eine Art Ordnung bei unserer Verpflegung ein. Es wurden unsere Namen, Chargen und Corps wieder aufgeschrieben und wir dann zu 30 bis 40 in verschiedene Zimmer abgetheilt. Die Officiere wurden gesondert und erhielten, je 4 oder 5, eigene kleine Zimmer; auf dem Boden dieser Zimmer lag, ziemlich dick ausgestreut, Birkenlaub, das wir am Tage zusammenkehrten, des Nachts aber zum Lager ausbreiteten. Am Tage brannten auf dem großen Hofe des Klosters auch mehrere Feuer, an denen wir uns abwechselnd mehrere Stunden erwärmen durften. Die langen Nächte mußten wir aber ohne Feuer und Licht zubringen, da keine Anstalt dazu vorhanden war, Feuer in den Zimmern anzuzünden. Uebrigens waren an die gar zu Abgerissenen alte Mäntel, Hosen oder auch Pferdedecken, größtentheils französische Beutestücke, ausgetheilt worden, so daß sie sich doch wenigstens nothdürftig bedecken konnten. Da wir die zerbrochenen Fenster in unseren Zimmern mit alten Lumpen nothdürftig verstopften und uns beim Schlafen dicht an einander drängten, so waren wir so wenigstens vor dem Erfrieren geschützt, wie uns denn überhaupt unser jetziger Zustand in Vergleich zu den Leiden, die wir schon hatten ausstehen müssen, als ein ganz erträglicher vorkam. Auch über unsere Beköstigung konnten wir nicht klagen, wenn man die Umstände bedenkt, in denen wir uns befanden, denn wir waren wenigstens vor dem Verhungern geschützt. Des Morgens erhielt Jeder ein Stück Brod aus Kleie und schwarzem Mehl zusammengebacken, des Mittags abwechselnd Grütze in Wasser gekocht, oder Kohl, des Abends wieder Brod, dazu so viel Wasser, als er trinken wollte, und des Sonntags zur Feier desselben ein kleines Glas Fuselschnaps. Man sieht, ein Gourmand würde schwerlich seine Rechnung dabei gefunden haben, doch wurden unsere Magen mit nicht allzu ungesunder Speise gefüllt und das war für uns Gefangene doch die Hauptsache. Wiederholt wurde übrigens an die

Deutschen, die sich unter uns befanden, die Aufforderung gerichtet, in eine sogenannte russisch-deutsche Legion, die errichtet werden sollte, einzutreten, und die Meisten derselben gingen hierauf ein, so daß wir zuletzt fast nur Franzosen, Italiener und Polen beisammen waren. Da ich fertig deutsch sprach, so hatte der mit dieser Anwerbung beauftragte Officier auch mehrmals an mich eine Aufforderung gethan, ebenfalls in diese russisch-deutsche Legion einzutreten, wo ich dann gleich Unterofficier werden solle. Ich sagte ihm aber, daß ich aus freien Stücken dem Kaiser Napoleon den Fahneneid geleistet hätte und diesen nun auch nicht brechen wolle. Der russische Capitain hatte soldatisches Ehrgefühl genug, meine Antwort zu begreifen und mir nicht darüber zu zürnen. Ein braver Soldat, welcher Nation er auch angehören mag, wird dem, der seinem Fahneneid, wenn er solchen aus freien Stücken geleistet hat, auch unter den schwersten Verhältnissen treu bleibt, nie seine Achtung versagen, mag er auch sonst ihm als Feind gegenüberstehen.

Hier in dem Kloster in Smolensk blieben wir nun wohl ungefähr fünf bis sechs Wochen, und wenn auch Viele von uns an den Folgen ihrer erhaltenen Wunden, oder noch mehr an Frostschäden starben, so wurden wir Andern doch so weit gekräftigt, daß wir den Weitermarsch aushalten konnten. Diese Ruhe war auch dringend nothwendig gewesen, wenn die russische Regierung überhaupt noch von den vielen tausend Gefangenen, die sie in diesem für die französischen Waffen so unglücklichen Feldzug erbeutete, am Leben erhalten wollte.

Eilftes Kapitel.

Transport in das Innere. Eintritt in die Dienste eines russischen Edelmanns. Aufenthalt daselbst. Vorbereitungen zur Flucht.

Nachdem wir uns in Smolensk einigermaßen wieder erholt hatten, kam der Befehl an, daß wir in Abtheilungen von 80 — 100 Mann weiter in das Innere forttransportirt werden sollten. Vorerst ward unsere Kleidung noch etwas verbessert und Jeder von uns erhielt auch ein frisches Hemd von der Art, wie solche die russischen Soldaten bekommen, geliefert. Wenn man, wie es bei mir der Fall war, ein und dasselbe Hemd über zehn Wochen unausgesetzt hat auf dem Leibe getragen, ohne es auch nur ein einziges Mal wechseln zu können, so gewährt das Anziehen eines frischen ein unbeschreiblich angenehmes Gefühl. Auch in ein russisches Dampfbad wurden wir vor dem Abmarsch in kleinen Abtheilungen geführt, um uns von der dicken Schmutzkruste, die unser Gesicht wie den ganzen Körper bedeckte, reinigen zu können, so wie uns auch die Haare kurz geschoren wurden, wodurch wir eine gute Menge von Ungeziefer in Smolensk zurück ließen.

So einigermaßen gereinigt und gekleidet, obgleich unsere Anzüge wahrlich noch nicht im Mindesten für eine Parade sich eigneten und aus gar verschiedenen Lumpen und abgetragenen französischen und russischen Uniformstücken zusammengesetzt waren, verließen wir Smolensk wieder. Ein Kosaken-Officier mit etwa 20 Kosaken geleitete unsern Transport, der aus 90 Soldaten und 4 Officieren bestand. Fast alle

waren Franzosen und Italiener von der Garde des Vicekönigs von Italien. Auch der schon erwähnte junge französische Artillerie-Officier befand sich zu meiner großen Freude bei diesem Transport und unserem Versprechen gemäß schlossen wir uns wieder möglichst aneinander an, um Freud wie Leid gemeinsam zu theilen.

Es würde nun zu weit führen, wollte ich alle unsere Märsche auf diesem Transport hier genauer schildern. Allzu human war unsere Behandlung gerade nicht, gar zu große Rohheiten kamen aber auch nicht viele vor. Am Besten waren wir immer daran, wenn wir Kosaken oder gar reguläres Militär zur Eskorte erhielten; am Schlechtesten, wenn dies bewaffnete Bauern waren, die dann oft unbarmherzig auf solche Gefangenen, die aus Schwäche hinter dem Zuge zurückblieben, losschlugen. Unsere Verpflegung bestand größtentheils aus Kommißbrod, Grütze und Kohl und war oft spärlich genug bemessen; doch wurde dieselbe, je mehr wir von der großen Straße ab und in das Innere des Landes kamen, immer besser. Die Nächte wurden wir meist in die Kirchen oder in leere alte Ställe gesperrt und mußten oft, wenn es an Streu fehlte, auf dem kalten, nackten Erdboden liegen und jämmerlich frieren, so daß wir, besonders anfänglich, wo es noch sehr kalt war, bisweilen eine oder auch mehrere Leichen in den Nachtquartieren zurückließen. Allmählig hörte aber die allzustrenge Kälte auf und es trat etwas milderes Wetter ein, was eine große Wohlthat für uns war und gewiß Vielen das Leben rettete.

So waren wir denn, hie und da mit Rasttagen, wohl an drei Wochen marschirt und bis in die Gegend von Kaluga gekommen. Hier erfuhren wir, daß der Befehl ertheilt sei, uns in das südliche Sibirien zu transportiren und dort eine Ansiedlung aus uns zu bilden. Das war denn ein Donnerschlag für mich, denn aus Sibirien nach Frankreich zu entfliehen, war eine gar schwierige Sache. Nach Frankreich wollte ich aber zurück und sollte es mir auch das Leben

kosten. Hatte der Marschall Ney mir doch den Officiersgrad und das Kreuz der Ehrenlegion versprochen, und um dies zu erreichen, konnte ich schon mein Leben in die Schanze schlagen. Tag und Nacht fast trug ich mich schon mit Gedanken zur Flucht herum und spionirte nach jeder Gelegenheit, die mir solche möglich machen sollte. Allein vergeblich, es wollte sich solche nicht zeigen, denn wir wurden zu strenge bewacht. Zwei italienische Soldaten, welche in einem Walde, durch den wir marschirten, entschlüpfen wollten, wurden von den wachsamen Kosaken bemerkt und wieder eingeholt; die Kosaken hauten die Unglücklichen mit ihren Kantschuhen nun so lange, bis sie halbtodt zu Boden sanken und warfen sie dann auf einen kleinen Bauernwagen, der unseren Transport begleitete. Der Eine dieser Italiener war in Folge der erlittenen Mißhandlungen schon nach wenigen Stunden gestorben, der Andere konnte sich, so lange ich ihn sah, auch nicht wieder recht erholen. Solch Beispiel schreckte sehr von der Flucht ab oder ermahnte wenigstens zur größten Vorsicht dabei, denn fliehen wollte ich nun einmal auf jeden Fall, dies stand fest bei mir. Auch mein Gefährte, der französische Artillerie-Officier, der eine Braut in Toulon zurückgelassen hatte, war von gleich festem Entschlusse, und wenn zwei entschlossene Männer einmal einen derartigen Entschluß fest gefaßt haben, so müßte es mit dem Teufel zugehen, wenn sie ihn nicht ausführen sollten.

Nicht sehr weit von Kaluga machten wir einige Tage in einem großen Dorfe, das einem reichen Gutsbesitzer zugehörte, Rast, da ein ausgetretener Fluß uns den Weitermarsch versperrte. Ich weiß nicht mehr, wie es kam, aber ich fand in dem Hause, in welches man uns eingesperrt hatte, eine alte Trompete und vergnügte mich aus Langeweile damit, meinen Kameraden einige lustige Stücklein auf derselben vorzublasen. Die Russen sind bekanntlich ein sehr musikalisches Volk, und so hatten sich denn bald eine Menge von Bauern vor den offenen Fenstern unseres Hauses versammelt, die

meinem Geblase mit Vergnügen zuhörten. Auch die Leute von dem Landsturme, die uns eskortirten, waren darunter, und wenn ich mit dem Blasen aufhören wollte, so mußte ich immer wieder von Neuem anfangen, so daß mir zuletzt fast die Lunge zerspringen wollte, bis ich denn endlich Ruhe bekam. Am Abend erschien plötzlich so eine Art Unterofficier von diesem Landsturm und brachte mir den Befehl, ich solle sogleich mit meiner Trompete in das Haus des Gutsherrn kommen, in dem auch der Officier, der unser Commando befehligte, im Quartier lag. So ein armer Gefangener hat nicht viel Wahl, er muß wohl gehorchen, und so nahm ich denn meine Trompete unter den Arm und ging mit dem Unterofficier in das gutsherrliche Haus. Hier ward ich in ein großes Zimmer geführt, in dem der Gutsherr, noch einige Edelleute der Nachbarschaft, der Officier, der uns befehligte, und ein halb Dutzend sehr geputzte Damen sich befanden. Der Gutsherr, ein alter dicker Mann mit einem etwas roh und jähzornig, sonst aber ziemlich gutmüthig aussehenden Gesicht, redete mich in gebrochenem Französisch an und befahl mir, die Gesellschaft mit meinen besten Stückleins zu vergnügen, da er gehört habe, daß ich gut auf der Trompete blasen könne. Zuvor ließ er mir aber ein großes Glas von dem heißen, starken Branntweinpunsch, den die ganze Gesellschaft trank, einschenken; dann fing ich mit vollen Backen zu blasen an und gab die besten Stücklein, die ich auswendig wußte, zum Besten. Das gefiel den Russen, die Alle schon etwas in den Köpfen hatten, recht gut, sie schenkten mir immer mehr Punsch ein, gaben mir große Stücke kalten Braten zu essen und ließen sich bis fast gegen Mitternacht etwas von mir vorblasen. Am andern Mittag wurde ich dann wieder in das gutsherrliche Haus geholt, bekam Fleisch und Suppe und Branntweinpunsch, so viel ich nur mochte und mußte dann wieder mehrere Stunden der Gesellschaft vorblasen. Das gefiel dem dicken Gutsherrn sehr gut und er ließ sich mit mir in ein Gespräch ein, fragte, woher

ich wäre, und ob ich auch noch weitere Kunstfertigkeiten wie das Trompetenblasen verstünde. Ich sagte ihm, ich sei ein Deutscher und könne auch gut reiten und mit Pferden umgehen, weiter aber nichts. Da meinte er, hierin wolle er mich gleich auf die Probe stellen, und da zur Belustigung der Gäste nach Tisch mehrere junge Pferde auf dem Hofe gemustert wurden, so befahl er mir, ich solle sogleich einen jungen, unbändigen Hengst, der eben aus dem Stall geführt wurde, besteigen, er wolle sehen, ob ich ihm auch die Wahrheit gesagt habe. Der Punsch hatte mich warm gemacht und so setzte ich mich denn auf den jungen Hengst, und obgleich derselbe sich anfänglich wild genug zeigte, arbeitete ich ihn doch tüchtig zusammen. Das machte dem Gutsherrn Spaß; und als ich abstieg, schwur er hoch und theuer, ich sei ein ganzer Kerl, der bei ihm bleiben und des Tags seine jungen Pferde zureiten, des Abends aber ihm etwas vorblasen müsse. So etwas war mir noch gar nicht in den Sinn gekommen, allein ich dachte gleich, daß es mir von hier aus leichter sein würde, nach Frankreich zu entfliehen, als aus Sibirien, und so machte mir dieser Vorschlag Vergnügen. Meinen Freund, den jungen Artillerie-Officier, wollte ich aber nicht allein lassen, und so sagte ich dem Gutsherrn, ich hätte einen Gefährten, von dem ich mich unter keinen Umständen trennen wolle, und er müsse auch diesen bei sich behalten, sonst bliebe ich auch nicht bei ihm. Jetzt ward also der Artillerie-Officier geholt und nach seiner Geschicklichkeit gefragt. Ich sagte ihm leise, daß es für das Gelingen unserer Fluchtpläne gewiß vortheilhaft sein würde, wenn wir hier blieben, er solle daher alles Mögliche anwenden, daß uns dieß gelinge. Der Artillerist sagte nun, er verstände das Tischlern, die Sattlerei und das Schmieden der Metalle, da er dieß in den Artilleriewerkstätten gelernt habe, und wolle dem Russen unter seiner Aufsicht hübsche Wagen bauen lassen. So recht viel schien zwar der Gutsherr nicht von dieser Geschicklichkeit zu halten, da ich aber fest erklärte, allein hier nicht bleiben zu wollen, so meinte

er, daß er dann den Artilleristen auch nun noch mit in den Kauf nehmen wolle. Jetzt wandte sich der Gutsherr an den Landsturm-Officier, der unseren Transport befehligte, und bat ihn, uns beiden Kerle hier auf dem Gute zurückzulassen, da er schon dafür sorgen wolle, daß wir nicht entfliehen sollten. Der Officier wollte aber anfänglich nicht recht auf diesen Vorschlag eingehen und sprach viel von Listen und Verantwortlichkeit und Strenge des Dienstes und was weiß ich noch weiter. Da lachte der Gutsherr ihm aber gerade in's Gesicht und sagte: das Papier sei geduldig, Rußland groß und der Czaar weit, er solle nur in den Listen bei unseren Namen zwei Kreuze machen, als wenn wir gestorben wären, nach so ein Paar halb verhungerten französischen Gefangenen würde dann auch kein Mensch weiter fragen. Uebrigens wolle er ihm ein gutes Pferd für seine Kibitke in den Kauf geben, wenn er uns hier zurücklassen werde. Nach einigem Hin- und Herreden, wobei noch viel Punsch getrunken wurde, ging der Officier hierauf ein, und so wurden wir denn gleichsam als Leibeigene für ein Pferd an den Gutsbesitzer verkauft.

Am andern Morgen marschirte der Gefangen-Transport weiter nach Sibirien zu, wir blieben aber auf dem Gutshofe zurück, vielfach von unseren Kameraden über unser Schicksal beneidet. Das Erste, was nun der Gutsbesitzer that, war, daß er Jedem von uns frische Kleider und Wäsche geben und uns gründlich in einem Dampfbade von allem Schmutz reinigen ließ, was auch sehr nothwendig erschien. Wir erhielten Jeder einen blauen Kaftan und weite Hosen, nach Schnitt und Stoff dem Anzuge gleich, den der Hausverwalter des Gutsherrn trug. Auch ein gemeinsames kleines Zimmer mit zwei Betten bekamen wir zusammen angewiesen; wir waren Beide des Schlafens in einem Bette so entwöhnt worden, daß wir uns Anfangs kaum wieder darein finden konnten. Unsere Kost, die wir aus der Bedientenküche erhielten, war derbe und reichlich und bestand aus Grütze,

Kohl, Sommerkraut und hie und da aus geräuchertem Schweinefleisch. Wir waren so ausgehungert, daß wir in den ersten Tagen riesige Portionen von diesen Speisen verzehren konnten und uns erst ordentlich wieder herausessen mußten, wie man zu sagen pflegt. Auch Branntwein und Brod bekamen wir in genügender Menge, und oft bewirthete uns der Gutsherr auch mit Branntweinpunsch, den er täglich in großer Quantität trank. Ueber die Behandlung, die uns im Ganzen zu Theil ward, konnten wir den Umständen nach nicht sehr klagen; der Gutsherr war zwar roh und übermüthig, dabei aber im Ganzen doch gutmüthig, außer wenn er betrunken war, wo er dann oft seine ganze Umgebung, selbst seine freilich sehr dumme und ungebildete Frau tüchtig durchprügelte. Auch den Artillerie-Officier wollte er einmal, ich weiß nicht warum, durchprügeln. Derselbe griff aber nach einem langen Tischmesser, welches im Zimmer lag und erklärte dem Gutsherrn fest, er sei ein französischer Officier und würde sich, so lange er lebe, nie schlagen lassen, sondern Jeden, der sich ihm auf solche Weise nähern wolle, zu erstechen suchen, möge dann auch geschehen, was da wolle. Von diesem entschiedenen Tone des Officiers ward der Russe eingeschüchtert, und wenn er auch sein ganzes Hauswesen bisweilen mit Prügel tractirte, so hat er doch uns Beiden nie wieder solche angeboten.

Unsere Beschäftigung bestand darin, daß ich des Tags vier bis fünf junge Pferde des Gutsherrn zureiten und dann einigen Jungen von den Leibeigenen desselben Reitstunden geben mußte, der Artillerist aber von einigen einheimischen Arbeitern unter seiner Aufsicht alle Kutschwagen auf dem Hofe ausbessern und eine neue Drotschke erbauen ließ. Auch malte derselbe einen Saal im Hause aus, da er viele Geschicklichkeit im Zeichnen besaß, und machte sich auch sonst noch auf vielfache Weise nützlich. Des Abends mußte ich stets dem Gutsherrn und den Nachbarn und Verwandten, die zum Besuch da waren, auf der Trompete vorblasen, wäh-

rend der Franzose ein Schattenspiel an der Wand verfertigt hatte, und damit die Gesellschaft sehr vergnügte. Wir erhielten dann stets so viel Branntweinpunsch als uns zu trinken beliebte, und auch oft Kuchen und Eingemachtes, welches die Russen sehr lieben.

So war unsere äußere Lage denn ganz erträglich; wir erholten uns rasch von den vielen Strapazen, die wir ausgestanden hatten und wurden wieder kräftig und stark. Nur mein Gefährte hatte an den Frostschäden, die er bekommen, oft viele Schmerzen zu leiden und konnte zwei Monate fast nur lahm und mit Hülfe eines Stocks herumhinken. Dieß verzögerte denn unseren Versuch zur Flucht sehr, da der Officier erst wieder vollständig genesen sein mußte, bevor wir solchen unternehmen konnten. Auch hatte man uns anfänglich mit vieler Vorsicht bewacht, schloß uns des Abends in unsere Kammer, deren Fenster vergittert waren, ein und ließ uns nie allein über das Gebiet des Hofes weggehen. Da wir aber nie den geringsten Versuch zur Flucht machten, im Gegentheil stets heiter und guter Dinge zu sein uns bemühten und ganz so erschienen, als wenn wir gerne für unser ferneres Leben hier ruhig auf dem Hofe bleiben möchten, so schwand das anfängliche Mißtrauen allmählich immer mehr und man bewachte uns fast gar nicht. Doch hatten wir den Gedanken zur Flucht auch nicht im Mindesten aufgegeben, sondern dachten täglich daran und unterhielten uns, wenn wir allein waren, nur über diesen Gegenstand. Der Franzose hatte seine Braut, ich das Kreuz der Ehrenlegion in Frankreich zu holen — Grund genug, daß wir keine Anstrengung scheuen wollten, wieder dahin zurückzukehren. Wir ließen auch jetzt kein Mittel unbenützt, was uns zur Flucht dienen konnte. Dahin gehörte besonders auch, daß ich mir alle Mühe gab, möglichst gut russisch zu lernen, was mir, da ich recht gut polnisch sprach, auch nicht so sehr schwer ward. Ferner suchten wir uns eine alte Karte von Rußland zu verschaffen, die sich im Zimmer des Gutsherrn

befand, und schrieben uns mittelst derselben den Weg auf, der uns zunächst nach Polen bringen konnte. Auch Lebensmittel, besonders Brod, Wurst und Branntwein suchten wir uns so viel zu verschaffen, um mit Hülfe von Pilzen und Beeren, die wir im Walde zu finden hofften, einige Wochen davon leben zu können. Ebenso hatte ich eines Tags, als ich allein im Zimmer des Gutsherrn war, demselben zwei Formulare zu Gutspässen, wie er solche seinen Leibeigenen, wenn diese in Handelsgeschäften ausgeschickt wurden, auszustellen pflegte, weggenommen. Die füllte ich denn aus und bezeichnete uns darin als zwei Leibeigene aus Lithauen, die ausgeschickt wären, um Pferde einzukaufen.

Unter diesen Plänen und Zurüstungen waren fast an fünf Monate vergangen und es war schon mitten im Sommer, als uns endlich eine günstige Gelegenheit zur Flucht gekommen schien. Der Gutsherr war nämlich mit seiner Familie auf mehrere Tage verreist und so konnten wir hoffen, daß, wenn man unsere Abwesenheit merkte, die Verfolgung doch nicht mit so viel Energie, wie es sonst geschehen wäre, betrieben würde. Am Abend veranstalteten wir noch in der Stube des Gutsverwalters eine große Vorstellung, in welcher ich trompetete und der Artillerist sein Schattenspiel spielen ließ, so daß die Anwesenden, die aus dem Gutsverwalter und den anderen Beamten des Gutsherrn bestanden, sich ungemein vergnügten. Da es Russen waren, so mußten sie bei dieser Gelegenheit auch viel trinken und der Artillerie-Officier hatte einen starken und süßen Branntweinpunsch dazu gebrannt. Da derselbe chemische Kenntnisse besaß, so hatte er schon vorher aus dem weißen Saft von Mohnköpfen, die im Garten standen, eine Art von Opium sich bereitet und mischte diesen zuletzt unter den Punsch, damit die davon Trinkenden desto länger schlafen möchten. Gegen Mitternacht wankte denn auch die ganze Gesellschaft schwer betrunken ihren Betten zu und wir hatten die Hoffnung, daß sie unter mindestens 8 Stunden sich nicht wieder aus denselben erheben würden.

Jetzt galt es also, einen raschen Entschluß zu fassen, denn so eine günstige Gelegenheit fand sich so bald nicht wieder. Wir nahmen eiligst unsere Säcke mit Lebensmitteln über den Rücken, steckten ein Jeder eine Pistole des Gutsherrn, die er uns zum Reinigen gegeben hatte, nebst einiger Munition, die wir uns verschafft, in die Tasche des Kaftans, ergriffen einen leichten Zaum und liefen nun so aus dem Hause hinaus. Die großen Bärenhunde, die des Nachts auf dem Hofe frei umherstreiften, kannten uns, da wir sie absichtlich schon lange vorher möglichst gefüttert und geliebkost hatten, und so ließen sie uns denn vorbei, ohne Lärm zu machen, — wir kamen glücklich zum Hofthor hinaus. Nicht weit vom Hofe lag im Walde eine eingehegte Wiese, in der die jungen Pferde des Gutsherrn in den Sommermonaten weideten. Ich hatte mehrere derselben viel geritten und dabei solche absichtlich unter leisem Gepfeife stets nachher mit etwas Brod und Salz gefüttert, so daß sie sich an mich gewöhnten. Als ich daher diesen Pfiff hören ließ und die Hand mit Brod ausstreckte, kamen mehrere junge Pferde herbeigetrabt, um nach gewohnter Art ihre Näscherei zu empfangen. Zwei derselben, sehr rasche und ausdauernde Thiere, die ich schon oft geritten hatte, zäumten wir nun auf, schwangen uns auf ihre bloßen Rücken und sprengten im Galopp auf einem Waldwege in der Richtung, die uns die richtigste schien, fort. Einen kleinen Taschencompaß hatte übrigens der Artillerie-Officier schon vorher sich angefertigt, da der Gutsbesitzer unter ähnlichen Spielereien auch einen Magnet besaß. So waren wir für den Augenblick wenigstens wieder frei und mußten jetzt mit Aufbietung aller unserer geistigen und körperlichen Kräfte darnach streben, auch aus Rußland glücklich zu entkommen.

Zwölftes Kapitel.

Weitere Schicksale auf der Flucht aus Rußland. Ermordung des Artillerie-Officiers.

In starkem Galopp ritten wir die ganze Nacht fort, und hatten so, als unsere Pferde etwas müde wurden, schon eine gute Anzahl von Wersten zurückgelegt. Wir waren bisher nur auf einsamen Waldwegen fortgeritten und auch noch keinem Menschen begegnet. Damit man übrigens auf dem Hofe nicht sogleich merken konnte, daß wir zu Pferde geflohen waren, und dann unserer Spur nachritt, hatten wir das Gitter der Umhegung offen stehen lassen, so daß die ganze Pferdeheerde sich gewiß in die Wälder verlief, und erst mühsam wieder eingefangen werden mußte, bevor man das Fehlen der beiden Rosse, die wir ritten, entdeckte.

Wir wagten nicht, uns am hellen Tage in den Dörfern oder gar Städten sehen zu lassen, da wir Nachforschungen fürchteten, und zogen daher jetzt unsere müden Pferde in ein dichtes Tannendickicht, um sie dort etwas ausrasten zu lassen. Lebensmittel hatten wir ja genug bei uns, und auch unsere Thiere konnten wir mit Brod reichlich füttern. Der Eine von uns mußte übrigens wachen, während der Andere sich der Ruhe hingeben durfte, und so verstrich der ganze Tag, ohne die mindeste Unterbrechung. Gegen Abend setzten wir uns wieder auf unsere ausgeruhten Pferde und trabten in der Richtung, die uns dem Compasse nach die beste zu sein schien, rasch fort. Die Gegend, in der wir uns befanden, war sehr mit Wäldern bewachsen, dabei aber wenig bewohnt,

und so kamen wir auch nur durch mehrere kleine Dörfer, die aus elenden Holzhütten bestanden. Menschen hatten wir, außer einigen Hirten, die ihre Heerden auf Waldwiesen hüteten, gar nicht gesehen und an diesen waren wir mit dem gewöhnlichen russischen Gruß, den ich sprach, rasch vorbeigeritten. Wahrscheinlich mochten sie uns für entflohene Leibeigene halten, und der gemeine Russe, der sich selbst in dem Zustand der Leibeigenschaft befindet, verräth solche nie, sondern hilft ihnen, wo er nur kann. So waren wir denn schon an acht oder neun Nächte fortgeritten und hatten am Tage stets auf einsamen Stellen im Walde uns mit sammt unseren Pferden verborgen gehalten, ohne daß wir das mindeste Abenteuer gehabt. Jetzt waren uns aber unsere Lebensmittel gänzlich ausgegangen, so sehr wir auch mit denselben gegeizt hatten, und dies war eine sehr schlimme Sache für uns, da wir auch nicht das mindeste Geld besaßen, uns solche wieder zu verschaffen. Dabei hörten jetzt auch die großen Wälder, in denen wir viele Pilze und Erdbeeren fanden, von denen wir größtentheils gelebt, auf, und lange Strecken mit Waizen, der noch in der Blüthe stand, traten an ihre Stelle.

Nach einer gemeinsamen Berathung, die wir an einem Tage, an dem wir mit unseren Pferden das letzte Stücklein Brod als sehr dürftiges Mittagsmahl verzehrten, hielten, faßten wir den Plan, Letztere möglichst bald zu verkaufen, und unsere Reise zu Fuß weiter fortzusetzen. Es lag uns jetzt nicht mehr so viel daran, rasch vorwärts zu kommen, auch erregten wir zu Fuß weniger Verdacht, als wenn wir auf ungesattelten Pferden am hellen Tage durch die Dörfer ritten. Das Schwierigste war nur, den Verkauf der Pferde zu bewerkstelligen. Aber der Zufall kam uns hiebei glücklich zu Hülfe. Kaum eine Stunde nachher, als wir den Entschluß zum Verkauf der Pferde gefaßt hatten, holten wir einen Kaufmann, der mit einem einspännigen Karren voll Waaren daherzog, ein. Ich, als der russischen Sprache

etwas mächtig, ließ mich mit demselben in ein Gespräch ein und erfuhr nach verschiedenen Kreuz- und Querfragen, daß wir uns nicht mehr sehr weit von der polnischen Gränze befänden. Diese Nachricht war uns sehr angenehm, denn wir erhielten dadurch zuerst wieder Kunde, in welcher Gegend wir uns denn eigentlich befanden, was wir bisher gar nicht gewußt hatten. Jetzt begann der Kaufmann, der ein alter schlauer Fuchs zu sein schien, auch mich zu befragen, was mir gar nicht angenehm war, da ich fürchtete, mich zu verrathen. Ich sagte ihm aber, daß wir Bauern aus Lithauen wären, die Pferde transportirt hätten und nun zu Hause reiten wollten; Diebe hätten uns unsere Sättel gestohlen, und so müßten wir denn ohne solche reiten. Der alte Krämer gab sich den Anschein, als glaube er dies und sagte: da uns einmal die Sättel gestohlen wären, so sollten wir die Pferde nur auch gleich verkaufen, er wolle uns einen annehmbaren Preis dafür geben. Ich glaubte, es recht schlau zu machen, wenn ich anfänglich mich noch sehr dagegen sträubte, fing aber endlich mit dem Alten das Handeln an und verkaufte ihm die beiden Pferde für 80 Silberrubeln, obgleich sie selbst in Rußland gewiß das Dreifache werth waren. Allein was sollten wir machen, wir brauchten ganz nothwendig Geld, und die Pferde fingen an, uns eine Last zu werden. Der alte Russe band nun die Pferde hinter seinem Wagen an, ließ uns selbst auf demselben mit Platz nehmen und sagte, daß er uns das Geld in dem nächsten Dorfe, dessen Kirchthurmspitze wir schon sehen konnten, auszahlen wolle. Wir freuten uns schon über den glücklichen Zufall, und dachten nicht daran, daß der Alte ein infamer Schuft war, der uns einen schändlichen Streich spielen wollte. In dem großen Dorfe angekommen, spannte der Krämer in einem Wirthshause, in dem er sehr bekannt zu sein schien, aus, und zog die Pferde in den Stall. Uns hieß er in die Wirthsstube gehen, er würde gleich mit dem Gelde nachkommen. Wir gingen denn auch in die Stube hinein

und warteten auf den Krämer, dessen vollgepackten Wagen wir durch das Fenster ruhig auf dem Hofe stehen sehen konnten. Nach einer Viertelstunde kam auch der Kerl in das Zimmer, in seiner Begleitung aber zu unserem größten Schreck zwei bewaffnete Polizeisoldaten. Der alte Krämer, der jetzt recht schadenfroh lächelte, wies nun sogleich auf uns und sagte den Polizeisoldaten, sie sollten uns nur schnell arretiren, denn wir wären wahrscheinlich entsprungene Deserteurs oder andere Verbrecher. Da saßen wir denn gar arg in der Patsche und konnten sehen, wie wir wieder herauskämen. Widerstand gegen die beiden Polizeisoldaten zu leisten, wäre großer Unsinn gewesen, und so blieb uns denn nichts anderes übrig, als denselben ruhig zu folgen. Den verrätherischen Krämer, der uns noch recht höhnisch anlachte, als wir abgeführt wurden, hätten wir aber erwürgen mögen, so wüthend waren wir auf den Hallunken.

Die beiden Policisten führten uns nun zu einem Dorfrichter oder Ortsvorstand, oder was für einen Titel der Kerl haben mochte. Ich sagte demselben, daß wir ehrliche Bauern seien, und verlangte, in Freiheit gesetzt zu werden, ward aber von ihm ausgelacht, und mit einer Auswahl von russischen Schimpfwörtern überhäuft. Als ich aber nun sogar die 80 Silberrubel, die uns der Krämer für die beiden Pferde schulde, forderte, da kam der Dorfrichter erst recht in Zorn, und drohte mit Schlägen, wenn ich nicht sogleich das Maul halten würde. Auch befahl er, daß man uns alsbald in ein Gefängniß bringen und dort die Nacht bewachen solle. Wahrscheinlich hatte der Krämer und der Dorfrichter, der ein eben so großer Schuft zu sein schien, die 80 Silberrubel als gute Beute mit einander getheilt. Das Gefängniß, in das man uns warf, war ein elendes Loch voll Schmutz und Unrath aller Art, und das Stroh, das uns zum Lager diente, schon halb verfault. Etwas Grütze, Kleienbrod und Wasser war die einzige Nahrung, die man uns gab. Drei Tage mußten wir in dem Loche bleiben und

hatten während derselben Zeit genug, unsere Unvorsichtigkeit zu verwünschen und Pläne zur weiteren Flucht zu entwerfen. Fliehen wollten wir nun einmal, das war gewiß, wir wußten es nur noch nicht recht anzufangen. Glücklicher Weise hatte man unsere Taschen noch nicht durchsucht, so daß wir unsere Pistolen mit Munition noch besaßen, was für etwaige Fälle ein großer Gewinn für uns sein konnte.

Nachdem wir so vier Tage gesessen hatten, ohne weiter verhört worden zu sein, befahl der Dorfrichter, daß wir in die nächste Kreisstadt transportirt werden sollten. Die beiden Polizeisoldaten, die uns arretirt hatten, sollten auch jetzt den Transport übernehmen, und ließen dabei mich, dem sie wohl mehr trauen mochten, ungebunden gehen, während sie meinen Gefährten, der ein sehr groß und stark gebauter Mann war, die Hände vorne mit einem starken Lederriemen zusammengebunden hatten. Auf diesem Transport die Flucht zu ergreifen, wenn es nur irgend anginge, stand fest bei uns, denn waren wir nur erst in dem Kreisgefängniß, so ward die Sache viel schwieriger für uns.

Wir kamen auf dem Wege zur Stadt durch ein langes, dichtes Gehölz, und wenn irgend möglich, mußten wir hier zu fliehen versuchen. Da die beiden Polizeisoldaten Gewehre bei sich hatten, so war voraussichtlich ihre Ueberwältigung nicht ohne Blutvergießen möglich. Doch das durfte nicht abschrecken, wir waren uns selbst die Nächsten und mußten unsere Freiheit um jeden Preis zu retten versuchen. So zog ich denn leise meine Pistole aus der großen Tasche meines Kaftans, spannte unbemerkt den Hahn, und schoß die Kugel dem Polizeisoldaten, der neben mir ging, ehe er sich dies versah, durch den Kopf, daß er gleich todt darniederstürzte. Bevor noch sein Begleiter, der einige Schritte vorausgegangen war, sich recht fassen konnte, hatte ich das Gewehr des Gefallenen ergriffen und war damit auf den Ersten zugesprungen, ihm mit lauter Stimme zurufend, er solle sich ergeben, sonst würde ich ihn auch niederschießen. Da verlor

der Kerl die Courage, warf sein Gewehr fort, fiel auf die Knie und bat um sein Leben, indem er auch alles thun wolle, was wir beföhlen. Nachdem ich nun sein Gewehr auch zu mir genommen hatte, mußte er zuerst die Handriemen des Artillerie-Officiers losschneiden, so daß dieser ebenfalls ein Gewehr nehmen konnte, dann aber den Leichnam des von mir Erschossenen auf den Rücken laden und in das Gehölz einige hundert Schritte von dem Wege tragen, wo wir ihn mit Laub und Reisern bedeckten. Was wir nun mit dem noch lebenden Polizeisoldaten anfangen sollten, setzte uns eigentlich in Verlegenheit, da wir ihn nicht gern ebenfalls kaltblütig niederschießen wollten. Zuerst mußte er nun seine Uniform ausziehen und solche mir geben, worauf ich ihm meinen Kaftan und die Pelzmütze gab, da mir dieser Tausch für unser ferneres Fortkommen besser schien. Darauf banden wir ihm die Hände, steckten ihm einen Knebel in den Mund, daß er nicht schreien konnte, und setzten so in seiner Begleitung den Weg fort, der uns glücklicher Weise noch eine längere Zeit durch einen Wald führte. Wir hatten bei den Polizeisoldaten etwas Brod, Speck und Branntwein und auch zusammen an drei Silberrubel baares Geld gefunden und dies war eine große Hülfe für uns. Am Abend banden wir nun unseren Gefangenen, der sehr niedergeschlagen war, an einen Baum unfern der Landstraße, so daß er bei Tag entdeckt werden mußte, machten ihm den Knebel im Munde noch recht fest, daß er nicht zu frühzeitig Hülfe herbeirufen konnte und setzten dann, so rasch uns unsere Füße tragen wollten, die ganze Nacht hindurch unseren Weg fort. Während des Tages verbargen wir uns in einem hohen Kornfelde, wo wir die von den Polizeisoldaten erbeuteten Lebensmittel verzehrten und uns durch Schlaf stärkten, die Nacht aber wanderten wir wieder fort. Da wir eine Nachsetzung fürchteten, so wagten wir nicht, uns bei Tage sehen zu lassen und verbargen uns stets in Hölzern und Kornfeldern, marschirten aber in den kurzen Nächten immer so rasch

wie nur möglich. Alle Dörfer und Städte vermieden wir sorgfältig und gingen stets in Umkreisen um dieselben herum, wobei wir uns nach dem Kompaß und dem Stand der Gestirne richteten, um ungefähr die Richtung nach Polen nicht zu verlieren. Oft kamen uns Hindernisse in den Weg, die zwar sehr schwierig zu besiegen waren, unsere Entschlossenheit aber nicht abzuschrecken vermochten. So kamen wir einst in der Nacht bei einem ziemlich reißenden und breiten Fluß an, über den keine Brücke führte. Glücklicher Weise waren wir Beide aber gute Schwimmer und so machten wir denn aus unseren Kleidern ein Bündel, banden unsere Flinten hinein, befestigten uns dasselbe auf dem Rücken und schwammen so über den Fluß hinüber, was eine schwierige Sache war und unsere ohnedieß schon sehr erschöpften Kräfte fast gänzlich aufrieb. Das Schlimmste für uns war, daß es uns fast ganz an geeigneten Nahrungsmitteln fehlte und wir oft großen Hunger erleiden mußten. In bewohnte Oerter wagten wir uns nicht zu gehen und mußten uns deßhalb oft spärlich genug von rohen Pilzen und verschiedenen Beeren ernähren. Eines Tages glückte es mir, einen Hasen, der schon angeschossen war, mit einem Prügel todt zu werfen. Feuer wagten wir nicht anzumachen, aus Furcht, der Rauch desselben könnte uns verrathen, und so verzehrten wir denn das Fleisch des Hasen ganz roh, nachdem wir dasselbe zwischen zwei Steinen möglichst mürbe geklopft hatten. Es war so doch eine Stärkung für uns, die wir bedurften. Ein andermal fanden wir in einem Kornfelde ein Wachtelnest mit Eiern, die wir gierig austranken, denn außer einigen Erdbeeren hatten wir in 36 Stunden nicht das Mindeste mehr gegessen. Bei dieser ungenügenden Nahrung kamen wir denn sehr von Kräften, und das dicke, fette Aussehen, das wir uns auf dem Gute des Gutsherrn angegessen hatten, war schon wieder ganz verschwunden und wir sahen sehr hohläugig und schmalbackig aus. Doch das Alles durfte uns nicht kümmern, wenn wir nur die Hoff-

nung nicht verloren, wieder nach Frankreich zurück zu kommen.

So waren wir ungefähr schon an drei Wochen umhergezogen, als wir eines Tages in einem Gehölze uns versteckt hatten, um die Nacht abzuwarten. Ein kleiner Wagen mit einem Pferde kam langsam in dem tiefen Sandweg angefahren und als ich neugierig die Büsche auseinander biege, um das Fuhrwerk zu besehen, erkenne ich den Einspänner des Krämers, der uns in dem Dorfe so schändlich verrathen hatte. Er selbst saß in der Ecke der Wagenbank und schien in festem Schlaf versunken zu sein, was bei der großen Mittagshitze, die herrschte, sehr erklärlich war, während sein Pferd langsam dahinging. Den Krämer hatte sein böses Schicksal uns in die Hände geführt, denn weit und breit ließ sich in dem großen Walde auch kein menschliches Wesen hören und sehen. Das war eine große Freude für uns, als der Kerl schlafend so langsam auf uns zugefahren kam, während wir uns an beiden Seiten des Wegs aufstellten, um ihn gebührend in Empfang zu nehmen. Als er denn nun so nichts ahnend mitten zwischen uns war, schlug ich ihn mit einem Knittel über die Schulter, daß er erwachen sollte, und rief ihm auf polnisch zu: „Verfluchter Hund, haben wir dich endlich, jetzt sollst du uns deine Verrätherei theuer bezahlen!“ Wie vom Blitze getroffen fuhr der dicke Kerl aus dem Schlafe jetzt auf, kaum sah er aber unsere zornigen Gesichter, die er wohl wieder erkennen mochte, so fiel er plötzlich wieder auf die Bank zurück, zappelte einige Sekunden mit Händen und Füßen, stieß dann einen langen Seufzer aus und war eine Leiche. Er mußte von dem plötzlichen Schrecken, uns so wieder zu sehen, einen Schlagfluß bekommen haben, was bei seiner feisten Gestalt auch leicht möglich war. Nun wir waren über seinen Tod gerade nicht sonderlich betrübt, denn wir hätten doch nicht recht gewußt, was wir mit dem Kerl beginnen sollten. Ihn geradezu niederzuschießen, wäre uns sehr unangenehm gewesen, und hätten wir ihn leben lassen, so wären wir vor

einer zweiten Verrätherei von seiner Seite wieder nicht sicher gewesen. So war denn dies das Beste, was eigentlich für uns geschehen konnte.

Wir führten nun den Wagen etwas tiefer in den Wald hinein und begannen dann eine Durchsuchung desselben. Zuerst stärkten wir uns natürlich an dem Vorrath von Brod, Schinken und Branntwein, den wir auf demselben fanden, denn wenn man mehrere Wochen lang nur von Pilzen und Beeren gelebt hat, wird man verflucht hungrig. Als wir uns ordentlich gesättigt hatten, was ein sehr angenehmes Geschäft war, begannen wir unsere Beute zu durchsuchen. Zuerst kleideten wir den Leichnam des Krämers aus und fanden in einem Gürtel desselben circa 130 Silberrubel, die uns zur ferneren Flucht sehr behülflich sein konnten. In seiner Brieftasche war auch sein Paß, in dem er als ein lithauischer Handelsmann, der mit Tulaer Sensen und anderen Eisenwaaren handle, angegeben war. Auch dieser Paß konnte uns sehr viel nützen und ich steckte ihn zu mir, während ich auch den Anzug des Krämers mit meiner Polizeisoldaten-Uniform vertauschte. Zwar war mir der Kaftan desselben etwas sehr weit, doch konnte dieß durch den Gürtelbund wieder ausgeglichen werden. Auf dem Wagen befanden sich viele Sensen und anderes Eisengeräth, von dem wir einen großen Theil abwarfen und im Gehölz versteckten, um dem Pferde die Last mehr zu erleichtern, daß es uns zwei Personen rascher ziehen könne. Mit zwei Sensenklingen gruben wir nun eine ziemlich tiefe Grube im Holz, legten die Leiche des Krämers in dieselbe, und deckten sie mit Laub, Erde und Aesten zu, so daß sie nicht so leicht gefunden werden konnte. Einige Stunden waren mit dieser Arbeit vergangen, während dem wir das Pferd, ein recht gutes, starkes Thier, tüchtig mit Brod gefüttert hatten; dann fuhren wir wieder aus dem Holz auf den Weg zurück und ließen das Pferd ruhig auf demselben fortgehen. Der Artillerie-Officier stellte den Knecht vor, ich, welcher der

Sprache besser mächtig war, den Herrn, und so hofften wir mit Hülfe der Papiere des Krämers glücklich durchzukommen. Gerade wenn wir so mit einem Handelsfuhrwerk fuhren, erregten wir den geringsten Verdacht und wurden am wenigsten nach unseren Papieren gefragt. Wir beschlossen denn nun auch, meistens auf der geraden Straße nach Warschau zu bleiben, dabei aber möglichst zu vermeiden, in großen Städten oder lebhaften Wirthshäusern einzukehren. An vierzehn Tage setzten wir denn auch ganz ungestört unsere Reise fort und nur ein einziges Mal frug ein halb betrunkener Polizeisoldat, der übrigens selbst kaum lesen zu können schien, in einem Wirthshause nach meinem Paß. Ich reichte ihm solchen hin, zugleich aber auch ein großes Glas Branntwein, und er trank dasselbe gierig aus, ohne das Papier nun weiter zu besehen. Ueberhaupt kann man in Rußland mit Branntwein sehr Vieles machen, und dies kam uns oft gut zu Statten, da wir unsere Silberrubeln nicht sparten und überall fleißig einschenken ließen. Wenn Wirthsleute, andere Krämer oder auch Polizeisoldaten uns in einem Wirthshause sehr mit neugierigen Fragen belästigten, dann ließ ich tapfer einschenken und wenn sie die vollen Gläser mit Branntwein nur aussaufen konnten, dachten sie weiter an nichts und ließen uns bald ungeschoren. Da der Artillerie-Officier nicht russisch oder polnisch, sondern nur französisch sprechen konnte, so mußte derselbe sich für taubstumm ausgeben und alle an ihn gerichteten Fragen nur mit einem blödsinnigen Lachen beantworten. Wir haben oft selbst, wenn wir uns allein auf unserem Wagen befanden, über seine Rolle, die er in den Wirthshäusern mit großer Geschicklichkeit durchzuführen verstand, herzlich gelacht. Uebrigens vermieden wir größere Orte möglichst, oder fuhren doch wenigstens nur rasch durch sie hindurch und kehrten lieber in kleinen abgelegenen Wirthshäusern ein. Auch hielten wir so selten wie möglich förmlich Nachtquartier, sondern fuhren häufig die Nächte durch und machten unter einem Baum auf einige

Stunden Rast, während der Eine von uns schlief und der Andere wachte. Unser Pferd fütterten wir reichlich mit Brod und Hafer und behandelten es auch sonst gut, weßhalb es diese ununterbrochene Fahrt schon ertragen konnte.

So waren wir denn allmählig schon in die Gegend, die unser Kaiser mit seiner Armee durchzogen hatte, gekommen. Ueberall trafen wir jetzt noch auf Spuren des verheerenden Krieges. Ganze Dörfer lagen noch niedergebrannt da, und man hatte kaum mit ihrem Wiederaufbau angefangen; vielfach sah man auch die Gerippe von Pferden und Menschen auf den Feldern liegen. Man kann denken, wie schmerzlich uns dies berührte, so die Ueberreste so vieler tapferer Kameraden hier auf den Feldern herum zerstreut zu sehen. Oft waren diese Gerippe noch mit halbvermoderten Fetzen von Uniformen bekleidet, oder ihre Waffen, Kopfbedeckungen u. s. w. lagen noch bei ihnen, so daß man noch die Corps erkennen konnte, zu denen sie gehört hatten. So fanden wir einst in einem Gehölze das Gerippe eines französischen Kürassiers, der noch den Helm auf dem Kopfe, den Küraß auf der Brust, die hohen Lederstiefel an den Füßen und den Pallasch an der Seite hatte. Alles Uebrige von seinem Anzuge war aber schon vermodert. Auch zwei Gerippe, an deren Fetzen von Uniform ich noch die Abzeichen unsers Lanciers-Regimentes erkennen konnte, fand ich einst. Wer weiß, welche gute Freunde von mir es früher gewesen waren, die ich hier so als Leichen wieder fand. Ebenso erkannte der Artillerie-Offizier einst zwei zerbrochene Pulverwagen, die herumlagen, als solche, die zu seiner Batterie gehört hatten. Es machte dies Alles einen unheimlichen Eindruck auf uns, und da auch Lebensmittel und Fourage auf dieser großen Straße schwer zu bekommen waren, so eilten wir möglichst, dieselbe wieder zu verlassen und auf Nebenwegen nach Warschau zu gelangen. Hier erfuhren wir zuerst auch, daß der Krieg in Deutschland noch fort wüthe. Der Kaiser von Oesterreich und der von Rußland und der König von Preußen, und noch viele andere kleine Fürsten sollten sich

gegen unseren Kaiser Napoleon verbunden haben, und blutige Schlachten mit demselben schlagen, so erzählte uns ein Handelsmann in einem Dorfe. Solche Nachricht spornte natürlich unsern Eifer sehr an, aus Rußland fort und zu dem französischen Heere zu kommen, wo man gediente Soldaten, wie uns, jetzt gewiß doppelt gut gebrauchen konnte. Unser Platz war, unter den Adlern Napoleons zu kämpfen, und je früher wir solchen einnahmen, desto besser war dies für uns. Bevor wir aber noch ganz von der großen Straße abkamen, machten wir einen Fund, der für uns von sehr glücklichen Folgen sein konnte. Man hatte uns in einem halb verfallenen Wirthshause gesagt, daß ein großer Transport von russischen Rekruten und Ersatzmannschaften bald ankommen würde, und da wir nur zu viele Gründe hatten, denselben auszuweichen, so waren wir von der Straße ab in ein Gehölz gebogen, um dort einige Stunden zu rasten. Unser Pferd hatten wir an einen großen Baum gebunden und wollten eben unser Mahl verzehren, als ich bemerkte, daß das Pferd mit dem Hufe zu scharren anfing, und dabei auf einen harten Gegenstand, der gegen das Eisen klapperte, trat. Ich stehe auf, um zu sehen, was dies zu bedeuten habe, und finde, daß unser Pferd eine kleine Cassette, die hier in der Erde vergraben war, losgemacht hatte. Rasch hebe ich mit meinem Gefährten dieselbe aus der Erde, wobei wir zu unserer Freude entdeckten, daß sie ziemlich schwer war, also gefüllt sein mußte. Mit Hülfe einer Axt, die auf unserem Wagen war, schlugen wir dieselbe mit einiger Mühe auf, und eine Menge Goldstücke fielen uns entgegen. Wie wir solche näher untersuchten und nachzählten, entdeckten wir, daß es an 300 Napoleonsd'or und einige Hundert Silberrubel waren. Sacre dieu, das war ein gar prächtiger Fund, den wir da gemacht hatten, der konnte uns schon aus vielen Verlegenheiten helfen. Aus den Papierrollen entdeckten wir übrigens, daß dies die Kriegskasse irgend eines deutschen Bataillons sein mußte, die man wahrscheinlich bei dem Rückzuge hier vergraben hatte, da man sie

nicht weiter forttransportiren konnte. Wir begannen nun sogleich das Geld unter einander zu theilen, und Jeder nähte sich seine Napoleonsd'or in einer Binde um den Leib ein, so daß wir sie sicher bei uns tragen konnten. Die Silberrubel verbargen wir auf dem Wagen. Mit sehr angenehmen Gefühlen bereiteten wir darauf unser Mahl, und setzten dann einige Stunden später unsern Weg weiter fort.

Mehrere Tage fuhren wir nun wieder ruhig und ohne weitere Abenteuer fort und kamen der Grenze von Polen schon immer näher; da ereignete sich ein sehr trauriger Fall. Wir fuhren in der Morgendämmerung, denn wir waren sehr früh aufgebrochen, in einem der großen und dichten Wälder, wie man sie in jenen Gegenden so häufig hat, als plötzlich mit wildem Geschrei eine Bande von fünf Kerlen aus den Gebüschen auf uns zustürzte. Zwei derselben fielen unseren Pferden in die Zügel, die anderen sprangen aber auf den Wagen zu und schrieen, wir sollten absteigen und uns ruhig ausplündern lassen, sonst würden sie uns auf der Stelle ermorden. Dabei drohten sie uns mit Aexten und Spießen, und zwei von den Kerlen, die alte Flinten hatten, legten diese auf uns an. Die Schufte glaubten, daß sie Krämer vor sich hätten, die sie freilich leicht hätten einschüchtern können, nicht aber napoleonische Soldaten. Uns von solch elendem Gesindel so ruhig ausplündern zu lassen, lag nicht im Mindesten in unserer Absicht, und so zogen wir denn Beide, ohne auch nur ein Wort zu sprechen, unsere Pistolen, die wir für alle Fälle geladen in der Tasche unseres Kaftans stecken hatten, hervor und feuerten sie auf die Strauchdiebe, die uns am Nächsten standen, ab. Wir hatten gut gezielt und zwei Kerle stürzten auf unser Feuer zusammen. In demselben Augenblick schoß aber einer der Flintenträger sein Gewehr ab und die Kugel traf meinen Gefährten, den Artillerie-Officier, leider in die Brust, so daß er verwundet hin und herschwankte, und bald auf den Wagensitz niederfiel. Ein anderer Räuber hieb mir mit seiner Axt in den Fuß und dabei ein Stück von

meiner linken kleinen Zehe scharf ab. Wie er aber so auf mich einhieb, bückte ich mich vorwärts und stieß ihm den Kolben meiner Pistole mit solcher Gewalt in das Gesicht, daß er halb besinnungslos hin- und hertaumelte. Jetzt hatte Einer der Kerle, der das Pferd hielt, dies losgelassen, und lief nach der geladenen Flinte des einen Räubers, der erschossen dalag, um diese auf mich abzufeuern. In demselben Augenblick aber hieb ich mit einer Sensenklinge, die neben mir lag, unserm Pferd halb scharf über den Rücken; vor Schmerz bäumte sich dasselbe hoch auf, schleuderte den einen Räuber, der es noch im Zügel hielt, bei Seite, und lief dann, wie es nur konnte, im Galopp mit unserem leichten Wagen den Weg entlang. Der eine Räuber mit der Flinte sandte uns eine Kugel nach, doch traf diese nur eine Wagenleiter, ohne sonst Schaden zu thun. Da unser Pferd noch stets im vollsten Galopp in dem breiten ebenen Waldweg fortlief, so hatten wir die Kerle bald ganz aus dem Gesicht verloren, und jede weitere Gefahr war für uns vorüber. Aber mit meinem armen Gefährten sah es traurig aus, dem hatte die Kugel einen edlen Theil der Brust getroffen, und er war nahe am Sterben. Glücklicher Weise lief der Wagen auf dem ebenen Rasenboden sanft hin, so daß ihm unsere eilige Fahrt weiter keine besonderen Schmerzen verursachte. Nach einigen Stunden war unser Pferd so erschöpft, daß es von selbst im langsamen Schritte ging, was jetzt auch nichts schadete, da an eine Verfolgung von Seiten der Räuber nicht mehr zu denken war. Die Schufte hatten mit ihren Todten und Verwundeten gewiß selbst genug zu thun.

Mit schwacher Stimme sagte mein Kamerad nun, wie er fühle, daß seine letzten Lebensgeister schwänden, und er gern ruhig sterben möchte. Ich lenkte daher unser ganz ermüdetes Pferd vom Wege ab und machte auf einer kleinen, völlig umwaldeten Wiese, einige hundert Schritte entfernt, Halt. Mein Gefährte bat mich nun, wenn ich je glücklich nach Frankreich zurückkommen sollte, so möge ich einen klei-

nen Ring und ein Medaillon, das er Beides im Leibgurt eingenäht bei sich trug, seiner Braut, deren nähere Adresse er mir angab, übersenden und ihr auch mittheilen, daß er sie treu bis zum Tode geliebt und als ein braver Soldat gestorben sei. Die 150 Napolensd'or, die er bei sich trug, sollte ich an französische Invaliden vertheilen, im Fall ich selbst derselben nicht bedürftig wäre, da seine Braut viel eigenes Vermögen besäße, er aber sonst weiter keine Verwandten habe. Nach dieser Mittheilung, die ihm schon große Mühe machte, denn er war sehr schwach, streckte sich mein treuer Gefährte noch lang aus, sagte leise: „adieu la France, — vive l'empereur!“ und war eine Leiche. Ich will nicht verhehlen, daß mir über seinen Tod die Thränen in die Augen traten, trotzdem daß ich schon viel wackere Kameraden und Freunde hatte sterben sehen. So mußte ein tapferer und tüchtiger Officier, der schon so manche blutige Schlachten des Kaisers glücklich mitgeschlagen hatte, hier auf so jämmerliche Weise durch die Kugeln von elendem russischen Raubgesindel sein Leben einbüßen. Mit einer Sense grub ich nun eine ziemlich tiefe Grube in den weichen Rasenboden, legte den Leichnam des todten Officiers, nachdem ich ihm den Gurt mit den Goldstücken und dem Ring zuvor abgenommen hatte, hinein und dann wieder Rasen darüber. Meine Pistole lud ich dreimal mit schwacher Ladung, daß es nicht zu laut knallen solle, um mich nicht zu verrathen, und feuerte sie als letzte Ehrenbezeugung dann über die Grube ab. Hatte er in diesem Leben doch so oft im feindlichen Pulverdampfe gestanden, warum sollte er in das jenseitige nicht auch im Pulverdampfe eingehen. Aus zwei kleinen Tannenstäben, die ich weiß abschälte, machte ich ein Kreuz, das ich auf dem Grabe des Officiers einpflanzte, und in die Rinde eines nahen großen Baumes schnitt ich seinen Namen und seine Charge als französischer Artillerie-Lieutenant ein. Bevor ich übrigens den Resten meines Gefährten nach meinen Kräften die letzte Ehre zu erweisen mich bemühte, hatte

der heftige Schmerz, den ich fühlte, mich erinnert, nach meinem verwundeten Fuße zu sehen. Der Stiefel war schon ganz mit Blut angefüllt, und als ich denselben abzog, fiel das vordere Glied der kleinen Zehe auch gleich mit heraus. Glücklicher Weise war ein Bach in der Nähe, in welchem ich die Wunde recht auskühlte, und dieselbe dann mit leinenen Tüchern umband. Allzuviel zu gehen hatte ich ja nicht, da ich ein Fuhrwerk besaß, und so mußte ich denn versuchen, dieselbe während meiner Fahrt so gut als möglich wieder zu heilen. Fester wie je stand aber mein Entschluß, Alles anzuwenden, um so bald als möglich nach Frankreich zurückzukehren und wieder als Soldat unter die Fahnen meines Kaisers zu treten.

Gegen Abend, als mein Pferd sich wieder so ziemlich erholt hatte, brach ich von der Wiese auf und fuhr langsam den Weg, der nach Warschau führte, fort. Gegen einen etwaigen zweiten Anfall der Räuber suchte ich mich möglichst zu schützen, und hatte deshalb meine beiden Pistolen scharf geladen neben mich gelegt; auch eine Sensenklinge so an einen tüchtigen Knittel gebunden, daß ich sie nöthigenfalls als Lanze benutzen konnte. So sollten die Kerle doch wenigstens noch manche blutige Köpfe davon tragen, bevor es ihnen gelungen sein würde, mich ganz zu überwältigen. Wie sehr ich aber jetzt auf dieser einsamen nächtlichen Fahrt meinen treuen Gefährten, mit dem ich so manche lange Stunden verplaudert hatte, vermißte, kann ich gar nicht sagen. Ziemlich rasch und ohne weiteren Unfall, als daß die Wunde an meinem Fuße gar nicht recht heilen wollte, sondern sich sogar noch verschlimmerte, fuhr ich nun noch mehrere Tage fort. Endlich ward aber meine Wunde in Folge der Anstrengung von dem beständigen Fahren so schlecht, daß ich wirklich ernsthafte Folgen davon befürchten mußte. In einem kleinen Städtchen, dessen Namen mir entfallen ist, ungefähr nur noch 8 Meilen von der polnischen Grenze, traf ich ein außergewöhnlich reinliches Wirthshaus, dessen Besitzer von

deutscher Abkunft waren, und ordentliche und rechtliche Leute zu sein schienen. So sehr es mich nun auch nach Frankreich zurückdrängte, so mußte ich mich doch entschließen, etwas für meinen Fuß zu thun, miethete mich daher in diesem Wirthshause auf längere Zeit ein, und nahm auch einen Arzt an. Derselbe war ein Jude, aber ein sehr geschickter Mann, und da ich ihm seine Bezahlung zu verdoppeln versprach, wenn er mich recht bald wieder herstellen würde, so machte er mich nach 6 Wochen wieder ganz gesund. Während ich hier nun so in dem Wirthshause lag und gar viel langweilige Stunden hatte, erfuhr ich auch, daß mein Kaiser bei Leipzig von seinen Feinden geschlagen und sich bis nach Frankreich zurückgezogen hätte. Man kann sich denken, wie sehr dies meine Ungeduld, wieder gesund zu sein, vermehrte, und wie oft ich auf meinem einsamen Lager die Tage berechnete, die es noch dauern könne, bis ich wieder in das Heer eingetreten sein würde. Dazu durfte ich mir in dieser Beziehung meine Ungeduld nicht im Mindesten merken lassen, um mich nicht zu verrathen, da ich im Wirthshause für einen lithauischen Krämer, der in Handelsgeschäften umherreise, galt.

Eine Schwierigkeit hatte ich nun noch zu besorgen, nämlich die Beischaffung eines guten Passes, mit dem ich frei durch Polen und Deutschland reisen konnte. Das war zwar nicht so ganz leicht, doch wenn man in Rußland nur Geld hat, gelingt am Ende Alles. Ich äußerte nun gegen meinen Arzt, daß ich große Lust hätte, zu dem russischen Heere, das gegen Frankreich marschire, zu gehen, indem man daselbst gewiß gute Handelsgeschäfte mit dem Ankauf der Beute von den Soldaten machen könne, und fragte ihn, ob er nicht wisse, wie ich einen Paß dazu bekommen könne, auf Geld solle es mir dabei nicht ankommen. Der Arzt lächelte fein und meinte, für Geld sei hier Alles und umsonst Nichts zu haben. Als ich, dies verstehend, ihm 20 Silberrubel hinlegte, sagte er, daß er auch der Arzt des Sekretärs des russischen

Generals sei, der das Truppenkorps hier kommandire und zwei Meilen vom Städtchen sein Hauptquartier habe. Der aber könne mir leicht einen Paß verschaffen, mit dem ich durch alle Heere der Welt zu reisen vermöge. Ich sagte dem Arzt nun, daß er noch auf 20 Silberrubel Belohnung zählen könne, wenn er diesen Sekretär günstig für mich zu stimmen vermöge, und er meinte, er wolle sein Möglichstes thun. Nach drei Tagen kam er denn auch wieder zu mir und sagte, der Herr Sekretär wolle mich selbst sprechen, ich möge also nur meinen Paß, und, setzte er mit schlimmem Grinsen hinzu, auch nicht zu wenig Geld zu mir stecken, dann wollten wir nach dem Schlosse, in dem der Herr General mit dem Sekretär einquartiert sei, selbst hinfahren. Dies war eine gar kitzliche Sache für mich, denn das Signalement des Passes, den ich dem Krämer abgenommen hatte, paßte sehr schlecht auf mich, und wenn jetzt die Silberrubel nicht ihre Schuldigkeit thaten, konnte ich arg in die Patsche kommen. Doch ich hatte die Sache nun einmal angefangen, ich mußte sie jetzt auch durchführen, da konnte nichts mehr helfen. Nun, der Herr Sekretär des Generals, ein Kerl mit einer wahren Spitzbubenphysiognomie, wie sie auch für einen solchen Posten paßt, schnauzte mich zuerst hart an und sagte, mein Paß stimme gar nicht mit mir und er würde mich in ein Loch stecken lassen. So sauer es mir nun auch innerlich ward, mich vor einem solchen Schuft zu bücken, so machte ich doch viele tiefe Diener und sagte in demüthigem Ton, der gnädige Herr möge verzeihen, der Paß sei aber für meinen älteren Bruder, der plötzlich heftig erkrankt sei, und deshalb die Reise nicht habe unternehmen können, ausgestellt worden. Dabei schob ich leise eine Rolle mit 40 Silberrubel auf den Tisch, die der Herr Sekretär gierig mit den Augen verschlang und darauf schon um ein gutes Theil freundlicher gegen mich ward. Jetzt sagte ich demselben auch, ich hätte Eile, um bald zu dem russischen Heere zu kommen, da ich sehr vortheilhafte Handelsgeschäfte dort zu machen hoffen dürfe,

und wenn ich den gewünschten Paß bis Morgen besäße, würde ich dem Boten gerne 60 Silberrubel dafür geben. Immer freundlicher ward nun der Sekretär, gab mir ein Glas Branntwein zu trinken und sagte, ich sei ein braver und getreuer Unterthan des russischen Kaisers, wie er deren nur recht viele haben sollte, und man müsse mich in meinen Handelsgeschäften unterstützen. So fuhr ich denn mit meinem jüdischen Arzt ganz vergnügt nach unserem Städtchen zurück und hegte die besten Hoffnungen. Und richtig am anderen Tage schon hatte ich einen vom russischen kommandirenden General eigenhändig unterschriebenen Paß, in welchem ich als ein lithauischer Handelsmann, der in Lieferungsgeschäften dem russischen Heere nach Deutschland nachreise, angegeben war, und dessen Signalement vollkommen auf mich paßte. Gern zahlte ich dem Sekretär die versprochenen 60 Silberrubel dafür, und bewirthete ihn und den jüdischen Arzt noch mit dem Besten, was das Wirthshaus nur enthielt. So kostete mir dieser Paß freilich an 150 Silberrubel, war aber in meinen Verhältnissen wahrlich nicht zu theuer damit bezahlt.

Meine Kessel und Sensen verkaufte ich nun im Städtchen noch um ein Billiges, tauschte mir ein junges, rasches Thier gegen meinen früheren, zwar starken und kräftigen, aber doch nicht raschen Gaul ein, und setzte mit frohem Herzen dann meine Fahrt fort. Geld hatte ich noch genug, denn von den Napoleonsd'or war noch Keiner angegriffen, auch einen guten Paß, und so konnte ich denn mit ziemlicher Sicherheit hoffen, daß ich unser Heer jetzt glücklich wieder erreichen würde.

Dreizehntes Kapitel.

Fahrt durch Polen und Deutschland. Schwierigkeiten, das französische Heer zu erreichen. Gefangennehmung als Spion von einer französischen Patrouille.

Im Königreich Polen, das ich rasch durchfuhr, schien mir eine sehr gedrückte Stimmung zu herrschen, welche ungemein abwich von der Freude, die in Rußland über den Rückzug Napoleons herrschte. Seit das französische Heer in Rußland der Strenge des Winters, und später in Deutschland der großen Uebermacht seiner Feinde unterliegen mußte, hatte sich die Hoffnung Polens auf Unabhängigkeit und Selbstständigkeit fast ganz verloren. Sehr große Opfer an Menschen, Geld und Lebensmitteln aller Art waren von dem Lande für diesen Zweck gebracht worden, und bis jetzt ganz nutzlos gewesen, denn überall war Polen von russischen Truppen besetzt. Auch Warschau, in dem jetzt eine starke russische Garnison lag, hatte ein ganz anderes Ansehen als im Mai 1812, wo ich mit unserer schönen Lancier-Eskadron aus demselben fortmarschirte. Wie wenige dieser braven Kameraden, die damals so munter und siegesmuthig waren, mochten jetzt wohl am Leben sein! Uebrigens hielt ich mich nur einige Stunden in Warschau auf, und fuhr dann schnell nach Kalisch weiter. Hier sollte mein Paß einer genauen Prüfung unterworfen werden, doch kürzte ich dieselbe durch 6—8 Silberubeln, die ich an die verschiedenen damit beauftragten Beamten austheilte, sehr rasch ab. In Kalisch erfuhr ich auch, daß der Kaiser Napoleon sich mit seinem Heer schon

über den Rhein zurückgezogen habe, und in Frankreich stark gerüstet werden solle, um den Krieg von Neuem wieder zu beginnen. Ein doppelter Grund für mich, meine Reise möglichst zu beschleunigen. Da mir die Fahrt mit eigenem Gespann nicht schnell genug mehr ging, so verkaufte ich in Kalisch Pferd und Wagen, und beschloß jetzt mit Extrapost weiter zu reisen. Zwar ging dies auch nicht so sehr schnell, denn der Kriegsstürme wegen mangelte es oft an den nöthigen Postpferden, allein da ich die Nächte mit zu Hülfe nahm, so kam ich am Ende doch viel schneller fort, als mit einem eigenen Pferde, was auf die Länge eine allzurasche Fahrt auch nicht ausgehalten hätte. Bei meiner Durchfahrt durch Schlesien erkundigte ich mich nach dem Schicksal meines Vaters und erfuhr, daß derselbe im Spätherbst 1811 gestorben und dann mit militärischen Ehren beerdigt worden sei. So war auch das letzte Band, was mich noch hätte an Deutschland fesseln können, zerrissen, ich stand ganz allein und lediglich auf mich selbst angewiesen in der Welt, und nur unter den Adlern des Kaisers Napoleon durfte fortan meine Heimath sein. Hatte ich für meinen Vater auch eigentlich nie Liebe fühlen können, so ward ich bei dieser Nachricht von seinem Tode doch sehr ergriffen, und widmete seinem Andenken mehrere traurige Stunden. Auch daß das alte Gebäude, in dem wir gewohnt hatten, bei den letzten Kriegsstürmen in Flammen aufgegangen sei, erfuhr ich bei dieser Gelegenheit. Ueberhaupt schienen Schlesien und auch Sachsen und Thüringen, durch welche Länder ich fuhr, sehr von dem Kriege, der so eben hier gewüthet hatte, gelitten zu haben. Gar manche Reste verbrannter Häuser und Scheunen sah ich in den Städtchen und Dörfern noch, und auch der Ertrag der diesjährigen Ernte war größtentheils vernichtet. Dagegen traf ich in Schlesien, wie überhaupt in allen preußischen Landestheilen, eine ungemeine Begeisterung für den Krieg, verbunden mit einem tiefen Haß gegen den Kaiser Napoleon, an. Fast alle kräftigen Männer schienen die Waffen ergriffen

zu haben und im Kriege zu sein, und obgleich ich den Preis, der für Courierpferde bestimmt war, bezahlte, mußte ich doch auf den Poststationen häufig mehrere Stunden warten, da weder Postknechte noch Pferde zu haben waren. Auf mich hatte dieser Haß gegen den Kaiser Napoleon natürlich nicht den mindesten Einfluß. Ich war französischer Soldat und fest entschlossen, dies bis zum letzten Augenblick meines Lebens zu bleiben, und sollte auch die ganze Welt gegen den Kaiser Napoleon die Waffen ergreifen wollen. „Je mehr Feinde, desto größer die Ehre gegen sie zu kämpfen und desto leichter Gelegenheit für uns, sich auszuzeichnen und befördert zu werden.“ Dies war der einzige Gedanke, den ich festhielt. Uebrigens freute es mich sehr, bei dem grimmigen Hasse, der in Preußen fast allgemein gegen die Franzosen herrschte, doch auch häufig eine Anerkennung der großen Tapferkeit, mit welcher sich dieselben in letzterer Zeit geschlagen hätten, zu hören. „Fast lauter Kinder sind ihre meisten Soldaten jetzt, aber geschlagen haben sie sich wie die ältesten Grenadiere, das kann ich nicht anders sagen, obgleich ich sie sonst Alle in die Hölle wünsche“ —, diese Worte erinnere ich mich noch, damals von einem alten invaliden Postmeister, der den militärischen Orden „pour la merite“ trug, gehört zu haben. Auch lobte man im Allgemeinen die Franzosen als die beste Einquartierung, und zog sie namentlich den Russen hierin weit vor. Im Königreich Sachsen und später auch im Hessischen und Frankfurt'schen schien mir übrigens der Haß gegen den Kaiser Napoleon gar nicht so groß zu sein, und ich hörte denselben mehrfach loben und wieder zurückwünschen. Ich für meine Person war übrigens klug genug, mich in alle diese politischen Gespräche niemals zu mischen und meine Ansichten auszusprechen. Ich hatte gar keine Lust, vielleicht noch deshalb in Deutschland arretirt zu werden und mit der Polizei in Berührung zu kommen, denn mein dringender Wunsch, sobald als möglich wieder unter die Fahnen des Kaisers zu treten, stieg noch

von Tag zu Tag. Da ich meinen Paß als lithauischer Kaufmann hatte, so that ich auch, als wenn ich der deutschen Sprache sehr unvollkommen mächtig wäre, und sprach fast nur polnisch. Ich hatte oft den Spaß, von Leuten, die glaubten, daß ich nicht deutsch verstände, ganz ungezwungene Aeußerungen über meine Person mit anhören zu können. So entsinne ich mich, daß ich in Frankfurt an der Gasttafel mit mehreren jungen Officieren — ich weiß nicht von welchem deutschen Corps, die ihrem Aeußeren nach eben aus der Cadettenschule entlassen, ihren Regimentern nachreisten, zusammensaß. Die jungen Herrleins waren wahrscheinlich erzürnt darüber, daß so ein Civilist im schlichten Rock es wage, an einem Tische mit ihnen zu sitzen, und renommirten denn gar gewaltig, wie es wohl junge Officiere, die so eben funkelnagelneu ihre Epaulettes erhalten haben, mitunter zu thun pflegen. So lachten sie denn auch sehr über mich, und riethen hin und her, was ich denn wohl eigentlich sein könne, wobei sie sich in gar verschiedene Witzeleien ergossen. Dabei meinten sie, es sei eine Schande, daß ein so junger Kerl, wie ich, jetzt nicht als Soldat diene, und ich wäre wohl zu feige dazu, und würde gewiß gar ängstliche Grimassen schneiden, wenn ich im Pulverdampf den Feinden gegenüberstehen sollte, und was denn dergleichen anzügliche Redensarten noch mehr waren. Ich that, als verstände ich dieselben nicht, schwieg ganz still und zuckte mit keiner Miene. Endlich sagte Einer der Herren im trunkenen Uebermuth: „Wart, den Kerl wollen wir doch erschrecken", ging leise hinter mich, und schoß eine Pistole mir dicht am Kopf vorbei nach einem kleinen Spiegel ab, so daß die Glasscherben klirrend auf mich fielen. Die Herren hatten gehofft, ich würde vor Schreck über den Schuß wohl mit dem Stuhle überschlagen, und machten nun gar erstaunte Gesichter, als ich so ruhig sitzen blieb und auch keine Miene verzog. Nach einer Weile wandte der, welcher so eben geschossen hatte und mir jetzt am Tische gegenüber saß, seinen Kopf weg.

Diesen Augenblick benutzte ich, zog eine treffliche kleine Pistole, die ich in der Brusttasche bei mir führte, hervor und schoß eine volle Champagnerflasche, die neben diesem Officier stand, entzwei, so daß der Schaum ihm ins Gesicht spritzte und er nicht wenig darüber erschrack. Die Herren wollten nun sehr zornig auf mich zustürzen und mich für meine Frechheit züchtigen, allein ich sagte ihnen ganz höflich in gebrochenem Deutsch, sie möchten entschuldigen, wenn ich gefehlt hätte, allein ich sei ein Fremder, und habe nur ihrem Beispiele gefolgt, da ich geglaubt, es sei vielleicht in Deutschland Sitte, die Mahlzeit auf solche Weise durch einen Pistolenschuß zu beendigen. Ich hatte jetzt die Lacher auf meiner Seite, die Herren wurden ganz freundlich gegen mich, und wir tranken noch lange gemeinschaftlich Champagner miteinander. Einige Monate später ward ich als Parlamentär wegen Abschließung eines kurzen Waffenstillstandes, um die Todten zu begraben, zu einem der uns gegenüberstehenden feindlichen Corps geschickt. Der junge Officier, der die Feldwache, die mich in Empfang nahm, befehligte, sah mich sehr aufmerksam und prüfend an, und auch ich erkannte darauf den Herrn in ihm, dem ich in Frankfurt die Champagnerflasche entzwei geschossen hatte. Lachend redete ich ihn nun darauf an, und er erkannte mich auch sogleich wieder, wunderte sich aber nicht wenig, mich jetzt als kaiserlich französischen Lancier-Officier zu sehen, warauf ich ihm denn meine Flucht aus Rußland und so den Zusammenhang der Sache erzählte. Da ich wohl an 5 — 6 Stunden bei ihm auf der Feldwache bleiben mußte, so ließ er auch seine übrigen Kameraden, die an jenem Abend mit im Wirthshause gewesen waren, herbeiholen, und wir waren noch einige Zeit recht vergnügt mit einander, und vergaßen ganz, daß wir als erbitterte Feinde mit den Waffen in der Hand uns gegenüberstanden. Solch seltsames Zusammentreffen hat ein Soldat im Felde oft. Heute trinkt man miteinander, und morgen schießt man gegenseitig auf sich los.

In den ersten Tagen des Januar 1814 fuhr ich über den Rhein und kam so auf französischem Boden an. Vorher noch hatte ich ein langes Examen wegen meines Passes zu bestehen, und irgend ein deutscher Feldpolizeimeister, oder was für einen Titel der dicke Mann sonst führen mochte, wollte die Gültigkeit desselben nicht anerkennen, und machte mir Schwierigkeiten in meiner Weiterreise nach Frankreich zum russischen Heere, da dort alle diese schachernden Krämer nicht mehr geduldet werden sollten. Das wäre denn eine gar schlimme Sache für mich gewesen, und es hätte am Ende noch, so nahe vor dem Ziel, meine Absicht mißglücken können. Sehr mißmuthig ging ich nach dem Gasthof, in dem ich abgestiegen war, zurück und überlegte, auf welche Weise ich wohl meine fernere Fahrt am Besten würde einrichten können. Als ich denn noch so sitze und sinne, da kommt plötzlich ein russischer Oberkriegskommissär, ein gar stattlicher, vornehmer Mann, der mehrere Orden auf der Brust hatte, in das Zimmer. Der Mann müßte mir am Besten helfen können, dachte ich, stand sogleich auf, und war so demüthig und höflich gegen ihn, wie solche Herren es in Rußland von einem gewöhnlichen Kaufmann gewohnt sind. Mit herablassendem Tone ließ sich nun der Russe mit mir in ein Gespräch ein, wobei ich ihm denn kläglich mein Schicksal klagte, daß der Deutsche einen guten russischen Paß nicht visiren wolle, und ich so der Gelegenheit verlustig gehe, ein vortheilhaftes Handelsgeschäftchen beim Heere zu machen. An 12 Napoleonsd'or würde ich gern ausgeben, wenn ich nur erst bei dem Heere wäre, ließ ich in dieser Rede einfließen, da ich eine solche Summe bald wieder zu verdienen hoffe. Solche Worte gefielen dem russischen Oberkommissär sehr, und er sagte: er wolle mich auf dem Bockplatz seines Wagens mitnehmen, damit ich mit den russischen Soldaten mein Handelsgeschäftchen treiben und so Geld verdienen könne. Die 12 Napoleonsd'or solle ich ihm nur geben, da er meinetwegen ein Postpferd mehr bezahlen müsse. Dies war nun

freilich nicht wahr, denn er erhielt unentgeltlich Postpferde und bot sogar den Postillons statt des Trinkgeldes Stockschläge an, doch bezahlte ich ihm gerne die 12 Goldstücke, um mich nur auf den Bock zu seinem Bedienten setzen zu können. Hier ward ich gar nicht nach meinem Paß gefragt, da man mich auf diesem Platze für einen Schreiber des Oberkommissärs hielt. An zwei Tage fuhren wir nun mit Extrapost fort, bis wir dann zu dem russischen Korps, was bei Saint Dizier unter dem Fürsten Lanskoi herumlag, ankamen. Nur eine Meile von uns sollten die nächsten französischen Truppen liegen, und man kann sich denken, wie sehr mir das Herz vor Freude schlug, denselben jetzt wieder so nahe zu sein. Doch galt jetzt noch die größte Vorsicht, um mich am Ende zuletzt nicht noch zu verrathen, wo es mir dann sehr schlecht hätte gehen können. Schon auf der Fahrt zu den Truppen hatte ich mir durch allerlei Dienstfertigkeiten die Gunst des Oberkommissärs so sehr erworben, daß er mir sagte: ich scheine ihm, trotz meiner Jugend, ein gewandtes Kerlchen zu sein, und er wolle mir zu Lieferungsgeschäften für das russische Heer behülflich sein, bei denen ich viel Geld verdienen könne. Er selbst dürfe dieselben nicht in seinem Namen betreiben, wolle aber im Geheimen Geld mit dazu einschießen und dann den Gewinn mit mir theilen. Natürlich ging ich mit Freuden dem Scheine nach auf dies Anerbieten ein, und hatte dadurch den Vortheil, so lange, bis ein derartiges Geschäft begonnen wurde, bei dem Oberkommissär einquartiert zu werden. Vier oder fünf Tage blieb ich auf diese Weise bei dem russischen Korps, und bemühte mich während dieser Zeit, so eifrig ich es thun konnte, ohne Verdacht zu erregen, die Stellung der Vorpostenkette, durch welche ich hindurch mußte, um zu den Franzosen zu kommen, zu erspähen. In einer dunkeln Nacht wagte ich nun meine Flucht, denn ein längerer Aufenthalt bei den Russen war für mich nicht räthlich, da ich sonst wirklich mein gerettetes Geld in Lieferungsgeschäften anlegen und dann natürlich

verlieren mußte, wozu ich nicht die mindeste Lust hatte. An dem Tage, an welchem ich floh, hatte ich mir noch die am Mittag ausgegebene Parole und das Feldgeschrei zu verschaffen gewußt, da mir dies von Nutzen sein konnte, wenn ich etwa von den Vorposten gestellt werden sollte; auch schrieb ich mir einen Paß in polnischer Sprache, indem ich als Spion, der für den russischen General Erkundigungen einziehen solle und daher ungehindert die Vorpostenlinie passiren könne, bezeichnet ward. Ein Geschäftssiegel des Oberkommissärs, auf dem der große russische Doppeladler stand, wußte ich auf einen Augenblick heimlich mir zu verschaffen und drückte es unter diesen Paß ab, wobei ich Sorge trug, daß die Worte der Umschrift nicht recht leserlich wurden, und nur der große Adler scharf hervortrat. Mein Gold hatte ich in einer Binde um den Leib eingenäht, meine scharf geladenen Pistolen nebst einer Flasche Cognac und etwas Brod steckte ich auch zu mir, und so begann ich meine Flucht. Mochte ich auch auf derselben erschossen werden, es müßte gewagt sein, denn länger duldete es mich nicht hier bei den Feinden meines Kaisers, ich mußte wieder unter seinen Adlern fechten. Wenn man aber als Soldat nur recht muthig und auf sich selbst vertrauend wagt, dann hat man auch schon halb gewonnen, dies habe ich in meinem langen kriegerischen Leben nur zu häufig erfahren.

Es war eine sehr finstere stürmische Januars-Nacht, in der ich mich heimlich aus meinem Quartiere fortschlich. In dem Dorfe, in dem wir einquartiert waren, lag auch ein russischer Divisions-General, und deßhalb standen eine Menge Schildwachen darin; so sehr ich mir nun auch die Stellen derselben schon am Tage gemerkt hatte und solche nun zu umgehen versuchte, so wollte es mir doch nicht immer gelingen, an denselben vorbeizukommen. Bei zwei derselben, die sich zum Schutz vor dem kalten Wind in einen Winkel eingedrückt hatten, kroch ich leise auf Händen und Füßen vorbei und es glückte mir dies, ohne daß sie mich bemerkten.

Ein dritter Posten aber, der aufmerksamer war, rief mich vorschriftsmäßig an. Mit festem Schritt ging ich nun auf denselben zu, und sagte ihm die Parole, zugleich aber auch, daß ich ein höherer Officier sei, der in geheimen Geschäften einen Gang machen müsse. Dabei sagte ich auch: „Es freut mich, daß du so wachsam warest, Soldat, mich anzurufen, zur Belohnung dafür lege ich hier diesen Silberrubel für dich hin, den du aufnehmen und zu dir stecken kannst, sobald du vom Posten abgelöst bist.“ Der russische Soldat ließ sich auf die Weise leicht verblüffen, sagte in ordonnanzmäßigem Tone: „Ich danke Ew. Hochwohlgebornen“, präsentirte das Gewehr und ließ mich ungehindert weiter gehen.

Aus dem Dorfe war ich nun, und damit hatte ich schon viel gewonnen; ich mußte jetzt sehen, wie ich weiter fortkam. Längere Zeit schlich ich mich in einem Graben, der mit einer Hecke bewachsen war, fort, und entging so einer Patrouille, die dicht bei mir vorbeimarschirte. Auch konnte ich die Wachtfeuer der russischen Feldwachen sehen, und so dieselben in möglichst weiten Umkreisen umgehen. Auf diese Weise war ich schon mehrere Stunden weit fortgelaufen und hoffte, bald über die russischen Vorposten hinaus zu sein, als das Unglück eine Kosakenpatrouille auf mich zuführte. Es war gerade ein freies Feld, auf dem kein Gegenstand sich befand, hinter dem ich mich hätte verbergen können, und so blieb mir denn nichts Anderes übrig, als graden Schrittes auf die Kosaken loszugehen. Mit freudigem Geschrei umringten mich diese 6 oder 7 Mann, denn mein Civilanzug kam ihnen verdächtig vor, und sie hofften einen guten Fang an mir zu machen. Ich sagte nun dem Unterofficier der Kosaken in polnischer Sprache, die er etwas verstand, ich sei ein Spion im Dienste des russischen Generals, wobei ich ihm meinen selbstgeschriebenen Paß mit dem russischen Doppeladler zeigte, und er solle mich augenblicklich meines Weges gehen lassen. Dies Zeigen des Passes mit dem Siegel hatte zwar den

Vortheil, daß die Kosaken plötzlich viel artiger gegen mich wurden, und ihre Kantschuhe, die sie schon lüstern nach meinem Rücken geschwungen hatten, wieder einsteckten, doch sagte ihr Anführer, so ohne Weiteres dürfe er mich nicht wieder freigeben und ich müsse ihn zur nächsten russischen Feldwache, die ein Officier befehligte, begleiten, damit er meinen Paß untersuche. Das war denn eine verflucht kitzeliche Sache, die mir leicht den Hals kosten konnte, wenn der russische Officier Verrath merkte und mich festnehmen ließ. „Dreistigkeit verlaß mich nicht, denn du allein kannst mich noch retten, dachte ich, wie wir uns der Feldwache näherten. Aus ungefähr 50—60 russischen Infanteristen, die von einem Lieutenant befehligt wurden, bestand dieselbe. Dieser Officier, an den der Kosaken-Unterofficier mich ablieferte, schien etwas einfältiger und unentschlossener Natur zu sein, was ein großes Glück für mich war. Ich gab ihm nun meinen Paß, und verlangte in sehr entschiedenem Tone, sogleich freigelassen zu werden, da ich wichtige Geschäfte für den General zu besorgen habe. Dieser vornehme Ton imponirte zwar dem Russen, doch schien ihm mein Paß nicht recht in Ordnung zu sein, denn er ließ sich von einem Soldaten mit einem brennenden Holzstück leuchten und bemühte sich bei dem Schein der Flamme, die Umschrift des Siegels zu entziffern, was ihm aber nicht gut gelingen wollte. Endlich sagte er kopfschüttelnd, er wisse nicht recht, was er aus mir machen solle, und ich müsse hier bei der Feldwache bleiben, bis der Hauptmann, der die äußersten Vorposten eben besichtige, wieder zurückgekommen sei, was wohl in einigen Stunden geschehen sein würde. Das war ein schlimmer Bescheid, doch verlor ich den Muth deshalb noch nicht. Ich erwiederte dem russischen Lieutenant nun, daß solche Verzögerung meinen sehr wichtigen Auftrag, den ich vom General hätte, leicht ganz unausführbar machen könne, und ich ihn dann für alle daraus entstehenden bösen Folgen verantwortlich machen würde. Wenn er mir nicht so viel traue, um mich so ohne

Weiteres frei zu geben, so könne er mich ja in Begleitung von ein Paar Mann zu dem Hauptmann hin schicken, damit der gleich meine Sache untersuchen könne. Der sehr zuversichtliche Ton, mit dem ich sprach, obgleich mir innerlich mein Herz nicht wenig klopfte, imponirte dem russischen Lieutenant nicht wenig, und das von mir ihm gegebene Auskunftsmittel schien ihm selbst das Beste zu sein, da er dadurch aus jeglicher Verantwortung kam. Zwei Kosaken erhielten nun den Befehl, mich zu dem Hauptmann auf den äußersten Vorposten zu bringen, und dabei mich zwar aufmerksam zu bewachen, sonst aber mit aller Rücksicht zu behandeln.

Jetzt diesen beiden Kosaken zu entfliehen, und sollte ich auch einen Kampf auf Leben und Tod mit denselben unternehmen, war mein fester Plan. Zuerst suchte ich dieselben mir möglichst zuthunlich zu machen und ließ sie daher tüchtige Züge aus meiner Cognacflasche thun. „Wolka dobre, wolka dobre!“ sagten die Kerle, und soffen mir dabei in einem Augenblick meine ganze volle Flasche aus. Aber die Gelegenheit zur Flucht wollte sich immer noch nicht zeigen, denn überall standen Posten ausgestellt und kreuzten sich Patrouillen. Wäre ich auch am Ende mit den Kosaken fertig geworden, so hätten sich dann sogleich andere Soldaten meiner bemächtigt und die Sache hätte sich für mich nur noch verschlimmert. Das waren gar schlechte Aussichten, denn war ich erst in die Hände des Hauptmanns gefallen, so konnte es mit meiner ferneren Flucht leicht ein Ende haben, und ich vielleicht noch einen russischen Galgen zieren. Wir waren schon bei den äußersten Vorposten, als der Weg längs eines Flusses, der in einer Thalschlucht schäumte, hinführte. Dieser Fluß bildete die letzte Grenze der russischen Vorposten, denn jenseits desselben konnte man in einiger Entfernung Wachtfeuer in der schon grauenden Morgendämmerung schimmern sehen, auf welche die Kosaken mit den Worten „Franzusky, Franzusky!“ hindeuteten. Der Fluß selbst war von Schneewasser

ziemlich angeschwollen und einzelne Eisschollen trieben in demselben umher. Hier aber mußte die Gelegenheit zur Rettung sein. Leise spannte ich den Hahn meiner Pistole in der Tasche, zog dieselbe dann schnell hervor und feuerte den Schuß auf den Kopf des Kosakenpferdes, was zwischen mir und dem Rande der Schlucht ging, ab. In wildem Sprunge bäumte sich dasselbe hinten über und schleuderte seinen dabei nichts ahnenden Reiter den Abhang hinunter, wo derselbe aber zu seinem Glück im Gestrüpp hängen blieb. In demselben Augenblick machte ich aber auch mit allen meinen Kräften einen gewaltigen Satz den Abhang hinunter, gerade in den Fluß hinein, dessen Wellen mir über dem Kopf zusammenschlugen. Der andere Kosak feuerte zwar noch in der Eile seine Pistole auf mich ab, doch traf die Kugel desselben nicht mehr. Eine Zeit lang blieb ich unter dem Wasser, dann arbeitete ich mich wieder hervor und suchte schwimmend das andere Ufer zu erreichen. Die Strömung des Wassers war aber so stark, und mein langer schwerer Rock, dessen ich mich nicht entledigen konnte, hinderte mich so am Schwimmen, daß mir dieß nicht so rasch, wie ich wünschte, gelingen wollte. Ich mußte mich noch eine lange Strecke forttreiben lassen, und hatte alle Mühe, mich über dem Wasser zu erhalten, zumal ich in der eisigen Kälte desselben fror. Dabei schossen die russischen Posten, die oben auf dem Rande aufgestellt waren, jetzt wiederholt nach mir, und mehrfach schlugen die Kugeln derselben dicht bei meinem Kopfe im Wasser nieder. Auch einen höheren russischen Officier zu Pferde sah ich längs des Flußrandes hingaloppiren und mit dem Arm auf mich zeigen. Wohl eine Viertelstunde mußte ich in den Wellen forttreiben, und konnte mich vor Kälte und Ermattung kaum noch rühren, so daß ich schon dem Untergange nahe war, da glückte es mir endlich, die Zweige einer Weide, die von dem andern Ufer her weit in das Wasser hineinhingen, zu erfassen. Mit Hülfe derselben arbeitete ich mich denn nun auch mühsam an das Land, wobei eine russische

Kugel mir hart am Arm vorbei in die Zweige der Weide einschlug. Kaum an dem Lande, lief ich nun so schnell als ich konnte dem Ufer hinauf, so daß ich bald aus dem Bereich der russischen Schüsse kam. Welch freudige Gefühle mich jetzt beseelten, vermag ich nicht zu beschreiben. Endlich nach so vielen Gefahren und Anstrengungen aller Art war ich wieder gerettet und der Gefangenschaft entflohen, und durfte mit Sicherheit hoffen, in kurzer Frist wieder bei den französchen Truppen zu sein. Obgleich meine Kleider von dem eisigen Wasser ganz durchnäßt und meine Kräfte fast erschöpft waren, so achtete ich in der Freude meines Herzens gar nicht darauf und lief so schnell mich meine Füße nur tragen konnten dem noch schwach glimmenden Schein der französischen Wachtfeuer zu. Ungefähr 10 Minuten mochte ich wohl schon so gelaufen sein, da tönte mir das Halte — là — qui-vive einer französischen Schildwache entgegen, und mit ungemeiner Freude begrüßte mein Ohr diese Worte. In demselben Augenblick schon sprang ein halb Dutzend Voltigeurs aus den Büschen hervor, Gewehrläufe blitzten, und ich befand mich in der Mitte einer französischen Patrouille. Sogleich wollte ich dem Korporal derselben die Hand drücken, und sagte zu den Soldaten, wie sehr es mich freue, wieder bei ihnen zu sein. Der Korporal aber meinte, dies wäre zwar eine große Ehre für sie, zuvor aber müßte ich mich legitimiren, wer ich sei, da ich nicht läugnen würde, daß ich in einem sehr verdächtigen Aeußeren von der Seite der Feinde her zu ihnen gekommen sei, und sie nicht wachsam genug gegen Spione sein könnten. Ich möge es ihm daher nicht übel nehmen, wenn er mich vorläufig als einen Gefangenen behandle, und zu der nächsten Feldwache, die ein Officier befehligte, führe. Der Korporal that, wie ich nicht anders sagen kann, nur vollkommen seine Pflicht, und ich hätte unter gleichen Verhältnissen wohl ebenso gehandelt, und doch berührte mich dieser kalte Empfang, da ich in meinem Freudentaumel glaubte, jeder Soldat, der

nur die französische Uniform trage, sei mein Freund, ungemein schmerzlich.

Die Voltigeurs, größtentheils lauter junge unbärtige Leute, nahmen mich nun als Gefangenen in ihre Mitte und führten mich zu dem nächsten größeren Wachtfeuer, das wir wohl in einer Viertelstunde erreichten. Hier kommandirte ein Capitain, dem mich der Korporal mit der Meldung, unter welchen Umständen ich gefangen worden sei, überlieferte. Dieser Capitain, ein schon bejahrter finsterer Mann, hörte meine Erzählung, daß ich in russischer Gefangenschaft gewesen sei, und wie ich mich gerettet hätte, mit etwas ungläubigem Lächeln an, meinte, das sei zwar Alles recht schön, doch Vorsicht sei die Mutter der Weisheit, und so müsse er mich erst durchsuchen lassen. Mit das Erste, was die Soldaten, die mich durchsuchten, fanden, war der von mir geschriebene und mit dem russischen Siegel versehene Schein, den ich in meiner Freude hatte vergessen wegzuwerfen. Als der Capitain, der etwas polnisch verstand, denselben gelesen hatte, lachte er spöttisch und meinte, ob ich ihm das frühere Mährchen meiner Flucht auch jetzt noch vorlügen wolle, da er ja augenscheinliche Beweise nunmehr habe, daß ich ein russischer Spion sei, der eigentlich verdiene, an den nächsten Baum gleich aufgeknüpft zu werden. Dabei befahl er, daß man mir sogleich die Hände auf den Rücken binden und mich dann in das Hauptquartier des kommandirenden Generals zur weiteren Untersuchung abführen solle. Meinen weiteren Vertheidigungsworten schenkte er nicht die mindeste Aufmerksamkeit mehr, und auch die Voltigeurs verhöhnten mich, spuckten mir vor die Füße und meinten, ein elender Spion, wie ich, sei ihnen das verächtlichste Geschöpf von der Welt. Das war denn ein gar unfreundlicher Empfang, der mir von den ersten französischen Truppen, auf die ich stieß, zu Theil ward — ganz anders wie ich mir denselben früher gedacht hatte.

Mit gebundenen Händen und von einem Korporal und zwei Voltigeurs eskortirt, ward ich nun in das Hauptquartier des Generals, der die Avantgarde kommandirte, gebracht, und hatte wohl eine gute halbe Stunde dahin zu marschiren. Mir war jetzt sehr schlecht zu Muthe, und meine nassen Kleider froren mir in dem kalten Morgenwind an den Leib, daß ich vor Frost mit den Zähnen klapperte. In dem Dorfe, in dem der General im Quartier lag, war ein reges militairisches Leben und Alles mit Soldaten der verschiedensten Waffengattungen angefüllt. Auch zwei Infanterie-Regimenter nebst Artillerie standen hier aufmarschirt, wie auch in der Ferne Cavallerie zu stehen schien. Da meine Eskorte, auf die Frage, wer ich sei, stets antwortete: ein so eben bei den Vorposten ergriffener russischer Spion, so erhielt ich überall von allen Soldaten, bei denen ich vorbeikam, spöttische oder wüthende Redensarten, und die Hoffnung, daß ich noch am heutigen Morgen gehenkt werden möge, ward oft gegen mich geäußert. Daß dies keine angenehme Empfindung für mich war, läßt sich denken. In dem Hause, in dem der General lag, wohin man mich jetzt führte, war viel Gewühl von Ordonnanzen und Adjutanten und viele gesattelte Handpferde standen vor demselben. Ein Adjutant des Generals, dem der Corporal meiner Eskorte die Meldung von meiner Verhaftung machte, schaute verächtlich auf mich, der ich vor Frost mit den Zähnen klapperte, was er wohl für Furcht halten mochte, und sagte: der General habe jetzt keine Zeit, sich mit dem Verhör eines so erbärmlichen Spions zu befassen, da der Marschall Ney in dem nächsten Augenblick zur Musterung der Truppen hier erwartet werde. Man möge mich daher vorläufig nur sicher bewachen, bis es Zeit sei, sich mit mit zu beschäftigen. Die Nachricht, daß der Marschall Ney sogleich kommen würde, berührte mich ungemein freudig, denn nun mußte meine Unschuld anerkannt und ich so aus der peinlichen Lage, in der ich mich befand, gerettet werden. Ich bat nun den Adjutanten dringend, er möge die Güte haben, mich doch sogleich dem

Marschall Ney vorführen zu lassen, denn dieser kenne mich persönlich noch von Rußland her und werde meine Unschuld sogleich bezeugen. Die Zuversicht, mit der ich diese Worte sprach, verfehlte ihren Eindruck auf den Adjutanten nicht, er befahl, daß man mir vorläufig die Hände wieder losbinden möge und erlaubte mir auch, daß ich in die Küche treten und dort an einem großen Feuer auf dem Heerde meine durchnäßten Kleider wieder etwas trocknen und mich erwärmen könne. Der Corporal mit seinen Voltigeurs sollten aber stets mir zur Seite bleiben und mich sorgfältig bewachen.

Wohl eine Stunde mochte ich mich in der Küche getrocknet und gewärmt haben, was mir unendlich wohl that, zumal da der Koch des Generals mir etwas Wein und Brod zur Erquickung gab, als der Adjutant, den ich vorhin gebeten hatte, mich doch vor den Marschall Ney zu führen, zu mir kam und den Befehl brachte, daß dieser mich sehen wolle. Noch von dem Corporal eskortirt, ward ich nun auf einen freien Platz in der Mitte des Dorfes gebracht, wo der Marschall Ney, von einer Menge Stabsofficiere und Adjutanten umgeben, an einem Feuer stand indem er so eben die Musterung der Truppen beendigt hatte. Der Adjutant führte mich jetzt nach dem Marschall hin, und sagte diesem: daß ich der von den Vorposten als der Spionerie dringend verdächtige eingebrachte Gefangene sei, der so sehr gewünscht habe, ihm persönlich gegenüber gestellt zu werden. Mit festem Blick musterte mich nun der Marschall einige Sekunden, und schien sich wie auf etwas zu besinnen. Als ich nun in bescheidenem Tone zu ihm sagte: „ich hege die Hoffnung, daß er mich noch von Rußland her kennen werde, da ich dort die Ehre gehabt hätte, bei dem 4. Linien-Regiment persönlich an seiner Seite zu fechten“, da erkannte er mich sogleich wieder und rief aus: „Ah, Sie sind es, mein braver Brigadier von den polnischen Lanciers, dem ich bei dem Uebergang über den Bonysthenes das Ehrenlegionskreuz und den

Officiersgrad versprach, wenn wir Beide nach Frankreich zurückkommen würden. Nein, Sie sind kein Spion der Russen, ich verbürge mich sogleich ohne Weiteres für Sie." Bei diesen Worten reichte er mir mit großer Herzlichkeit die Hand. Da machten denn alle die Officiere, die um ihn standen, gleich ganz andere Mienen gegen mich, und wo ich vorhin nur finstere Gesichter gesehen hatte, da ward ich jetzt mit größter Hochachtung behandelt. Jetzt mußte ich auch dem Marschall in aller Kürze die näheren Umstände meiner Flucht aus Rußland, und wie ich hieher gekommen sei, erzählen, wobei er häufig lachte und wohlgefällig mit dem Kopfe nickte. Und als ich nun am Schluß meiner Erzählung sagte, es sei mein fester Entschluß gewesen, entweder unterzugehen oder nach Frankreich zurückzukommen, um mir hier die von ihm versprochene so große Ehrenbezeugung zu gewinnen, da gab er mir nochmals die Hand und antwortete: „Das war brav von Ihnen, und so will ich denn auch sorgen, daß ich mein Versprechen halte. Es trifft sich gut, denn in einer Stunde wird der Kaiser hieher kommen, dann werde ich Sie vorstellen und er wird dann nicht zögern, meine Bitte für Sie zu erfüllen. Vorläufig seien Sie bei diesem kleinen Frühstück hier mein Gast." Und jetzt ließ sich der Marschall Wein bringen und stieß mit dem Feldbecher mit mir an, und alle anderen Officiere folgten seinem Beispiele und behandelten mich mit der größten Hochachtung. Auch der Corporal der Voltigeurs kam zu mir und bat mich wegen seines früheren Verdachts um Entschuldigung, und dasselbe that auch der Adjutant, der mich zu dem Marschall gebracht hatte. Das war denn freilich eine gar große Veränderung gegen den Zustand, in dem ich mich noch vor einer halben Stunde befunden hatte. Wie froh und vergnügt ich war und Frost und Hunger und Ermüdung ganz vergaß, läßt sich denken. Doch machte es mich traurig, in diesen schönen Augenblicken, meines armen

Gefährten, des so schändlich ermordeten Artillerie-Officiers zu gedenken. Wie glücklich wäre derselbe gewesen, wenn er jetzt hier so in der Mitte dieses Kreises von Officieren, die mich mit warmer Theilnahme umringten, gewesen wäre.

Vierzehntes Kapitel.

Vorstellung beim Kaiser Napoleon. Verleihung des Ehrenlegionskreuzes. Ernennung zum Officier bei einem französischen Lanciers-Regiment. Eintritt in dasselbe.

Einige Stunden mochten wir wohl so bei einem angezündeten Wachtfeuer gestanden haben, wobei ich den Officieren Vieles aus Rußland erzählte, leider aber auch manche traurige Kunde von den großen Verlusten, welche die französische Armee in dem Feldzug von 1813 erlitten hatte, wieder erfuhr; da sprengte eine Ordonnanz mit der Nachricht heran, daß der Kaiser sogleich anlangen würde. Der Marschall und die meisten Officiere setzten sich nun zu Pferde, um dem Kaiser entgegen zu reiten, wobei mir gesagt wurde, ich möchte hier am Feuer nun weitere Befehle erwarten. Ein jubelndes „vive l'empereur!" der seitwärts aufgestellten Reiterei verkündete bald, daß der Kaiser bei ihr angelangt sei. Bald ritt derselbe auch auf einem kleinen Falben bei mir vorbei, um die Infanterie-Regimenter zu besichtigen. Er trug seinen weltberühmten grauen Ueberrock über der Uniform, denn das Wetter war naßkalt, und stach so gewaltig gegen die Menge der Generale und Adjutanten ab, die in ihren goldglänzenden, reichgestickten Uniformen ihn umringten. Unendlich war der Jubel, mit dem die Truppen den Kaiser, der erst gestern von Paris gekommen war, sich an die Spitze des Heeres zu stellen, empfingen. In Rußland und auf den blutigen Schlachtfeldern von Deutschland waren diese tapferen Regimenter fast vernichtet worden, und junge, schwache Konscribirte, die

kaum ein Gewehr zu laden wußten, füllten oft fast zur Hälfte ihre Reihen. Aber der alte Geist in diesen so oft siegreichen Schaaren, durch den sie Mailand und Madrid, Wien und Moskau erobert hatten, war trotz alles Unglücks nicht vernichtet, sondern lebte mit ungeschwächter Kraft in ihnen fort. Jetzt war der Kaiser, den viele dieser Soldaten vielleicht bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal sahen, obgleich sie schon so Manches für ihn ertragen hatten, wieder an ihrer Spitze, und seine Gegenwart erfüllte sie mit Begeisterung. Mochten Engländer und Russen, Preußen und Oesterreicher und alle die übrigen deutschen Truppen jetzt auch als Feinde von allen Seiten mit ihrer mehr als neunfachen Uebermacht auf sie eindringen, und ganz Europa fast in Waffen gegen Frankreich stehen, die französischen Regimenter kümmerten sich wenig darum, sobald der Kaiser nur wieder an ihrer Spitze stand. Ja so lange die Welt steht, hat es wohl nie ein so großes Heer gegeben, das mit solch feuriger Begeisterung, so gänzlicher Hingabe an seinem Führer hing, wie das französische in dem Kern seiner Soldaten an dem Kaiser Napoleon. Es war dies kein befohlener Jubelruf, wie es bei den Soldaten anderer Nationen so häufig der Fall ist, nein, mit der aufrichtigsten Freude riefen die Regimenter auch heute wieder ihr „vive l'empereur". Und doch wußten sie, daß mit des Kaisers Ankunft bei der Armee für sie die Reihe der angestrengtesten Märsche bei Tag und Nacht, der Beschwerden aller Art und der blutigen Gefechte, in denen oft ihre ganzen Reihen im Feuer der feindlichen Geschütze niedergeschmettert wurden, auf's Neue begannen.

Wohl eine Stunde mochte diese Musterung von Seiten des Kaisers gedauert haben, wobei diesem der sichtbare Enthusiasmus der Truppen viel Freude zu machen schien, als er vom Pferde absaß und mit dem Marschall Ney längere Zeit auf einer nahen Straße auf- und abging. Es dauerte noch eine gute Zeit, bis dann ein Adjutant des Marschalls zu mir kam, und mich eiligst zu demselben hinführte. Auf

einem kleinen Feldstuhle saß der Kaiser, von einem großen Kreis hoher Generale und Officiere aller Grade umringt. Der Marschall Ney faßte mich nun bei der Hand, führte mich dicht vor den Kaiser und sagte: „Sire, dies ist mein junger Schützling, ein Brigadier der polnischen Lanciers, dem ich im Vertrauen auf Ihre Gnade in Rußland beim Uebergang über den Borysthenes das Ehrenlegionskreuz und den Officiersgrad zu versprechen mir erlaubt habe. Er ist jetzt mit vieler Gefahr aus der russischen Gefangenschaft entflohen und zu uns gekommen, um mich an mein Versprechen zu erinnern.“ Der Kaiser, der mir ein sehr freundliches und wohlwollendes Gesicht in diesem Augenblick zeigte, fixirte mich mit seinen glänzenden Augen einige Secunden und sagte dann: „Sie kommen mir bekannt vor, junger Mann, wie lange dienen Sie schon, und sind Sie nicht früher schon in meiner Nähe gewesen“?

„Von 1810 — 1812 in Spanien und später in Rußland diente ich. Vor dem Uebergang über den Niemen hatte ich die Ehre, Ew. Majestät bei einer kleinen Recognoscirung zu begleiten“, antwortete ich in dem festen miltärischen Tone, den der Kaiser mit Recht bei seinen Soldaten liebte.

„Ach ja, das ist richtig; da sind wir ja alte Bekannte. Ich erinnere mich Ihrer jetzt sehr gut. — Nun erzählen Sie mir, wie es Ihnen in Rußland ging, und wie Sie hierher kamen“, erwiederte er in einem unbeschreiblich wohlwollenden Tone. Kurz zusammengedrängt erzählte ich nun dem Kaiser meine Gefangennehmung in Rußland, meine Flucht von dort und die Abenteuer, die ich erlebte, bis es mir gelungen sei, wieder zu den französischen Truppen zu gelangen. Letztere schienen ihm zu gefallen, denn er lächelte wiederholt und klopfte mich wohlwollend auf die Schulter, dabei ausrufend: „Ah vous êtes adroit“. Ueber die Verhältnisse, die ich in Rußland und Deutschland getroffen und besonders auch über die Stellung der verbündeten Armeen und über das Corps des Fürsten Lanskoi that der Kaiser

nun noch mehrere Fragen an mich, die ich, so gut ich es vermochte, klar und kurz beantwortete.

Ueber eine Viertelstunde mochte diese Unterredung wohl gedauert haben, als der Kaiser sie mit den Worten beendete: „Ich bin mit Ihnen zufrieden, und freue mich in jetziger Zeit einen guten Soldaten wieder bei meinem Heere zu haben. Da der Marschall Ney Ihnen den Officiersgrad und das Ehrenlegionskreuz versprach, so muß ich sein Versprechen wohl erfüllen und mache Sie hiermit zum Lieutenant. Auch das Ehrenlegionskreuz kann Ihnen sogleich hier der Capitain, dem ich ein Anderes dafür geben werde, anheften.“ Ein Ordonnanzofficier des Kaisers nahm bei diesem Befehl sogleich sein Ehrenlegionskreuz ab und band es in das Knopfloch meines Rockes. Vor Freude und Entzücken konnte ich mich in diesem Augenblick gar nicht mehr mäßigen, ich stürzte vor dem Kaiser nieder, umfaßte seine Knie und rief aus: „O Sire, hätte ich hundert Leben, mit Freuden würde ich sie in Ihrem Dienste aufopfern“, wobei mir die Thränen über die Backen liefen.

Der Kaiser hob mich am Arm auf und sagte: „Nicht doch, junger Mann, mäßigen Sie sich, ein Soldat darf vor seinem Kaiser nicht knieen.“ Als ich mich wieder erhoben hatte, wandte der Kaiser den Kopf um, und sein Blick fiel auf ein Regiment Lanciers der Garde, das unfern von uns hielt. „Sie können gleich in dies Regiment hier eintreten“, sagte der Kaiser. „Es hat viel gelitten und bedarf gedienter Officiere. Ich hoffe, daß Sie demselben Ehre machen werden.“ Dann wandte er sich zu einem Ordonnanz-Officier und sagte zu demselben: „Capitain, führen Sie den neuen Lieutenant sogleich zum Obersten des Regiments und sagen Sie ihm, es sei mein persönlicher Befehl, daß derselbe auf der Stelle als jüngster Lieutenant in sein Regiment eintreten solle.“ Als ich eben fortgehen wollte, rief der Kaiser mir noch zu: „Zu Ihrer Equipirung sollen Sie 50 Napoleonsd'or aus meiner Privatkasse erhalten.“ Es beleidigte meinen

Stolz etwas, in diesem Augenblick auch noch Geld geschenkt zu erhalten, und so antwortete ich: „Es bedarf dessen nicht, Sire, ich habe noch Geld genug aus Rußland mitgebracht.“ Da lachte der Kaiser über diese naive Antwort und meinte: „Sie sind ein so uneigennütziger Mann, wie man ihn selten findet. Da Sie also mein Geld verschmähen, so sollen Sie ein Pferd von mir haben“, und dabei rief er einem Adjutanten seines Gefolges zu: „Man gebe dem Lieutenant Eins von den Pferden aus meinem Marstall, die auf meinen Befehl unter die Armee vertheilt werden sollen.“

Wohlwollend mit dem Kopfe nickend sagte der Kaiser noch: „Adieu, halten Sie sich brav, dann wird es an weiterem Avancement nicht fehlen“, und stieg dann wieder zu Pferde, um von dem Marschall Ney begleitet fortzureiten.

Wie unendlich glücklich ich durch diese unverdiente Gnade des Kaisers jetzt war, läßt sich nicht beschreiben. Alle Leiden und Gefahren, die ich schon erduldet hatte, kamen mir wie ein Kinderspiel jetzt vor, und fest gelobte ich es mir in meinem Innern, keine Gefahr im Dienste des Kaisers zu scheuen, und bis auf den letzten Blutstropfen mein ganzes Leben demselben zu weihen. Unvergeßlich wird mir dieser Eindruck bleiben, und den 27. Januar des Jahres 1814, wo ich unweit Chalons sur Marne das Ehrenlegionskreuz und den Officiersgrad erhielt, betrachte ich als den glücklichsten Tag meines Lebens.

Der Adjutant des Kaisers, dem der Befehl dazu ertheilt wurde, führte mich nun zu dem Oberst der Lanciers und richtete seinen Auftrag, daß ich sogleich als Lieutenant in das Regiment treten sollte, aus. Nicht sonderlich erfreut schien der Oberst anfänglich von dieser Weisung, und wollte einige Einwendungen machen, einen ihm gänzlich unbekannten jungen Mann im Civilanzug so ohne Weiteres als Officier in sein Regiment aufzunehmen. Sehr kurz und bestimmt antwortete ihm aber der Adjutant: „Sie haben gehört, daß dies der ausdrückliche Wille des Kaisers ist und wissen, daß derselbe

nicht liebt, seine Befehle zweimal geben zu müssen. Ich mache Sie ausdrücklich persönlich für die weiteren Folgen verantwortlich, wenn Sie meiner Weisung nicht sogleich nachkommen sollten.“ Dabei entfernte er sich und sagte mir noch beim Weggehen, daß mir das vom Kaiser geschenkte Pferd alsbald gebracht werden solle.

Der Oberst, ein finsterer, langgedienter Mann, machte jetzt ein sehr böses Gesicht und frug mich spöttisch: „Ich hätte wohl einflußreiche Gönner beim Kaiser, die mir diese Officiersstelle verschafft, und ob ich schon jemals dem Feinde gegenübergestanden habe.“ Ueber diesen kalten Empfang etwas gereizt, antwortete ich: Gönner hätte ich keine, außer dem Marschall Ney, der mir wegen meines Benehmens beim Rückzuge in Rußland den Officiersgrad und hier dies Ehrenlegionskreuz (was ich in der Hand hatte, da es nicht gut am Rocke befestigt gewesen war), versprochen hatte. Im Feuer der Feinde sei ich schon oft gewesen, da ich 1810 in Spanien und später 1812 in Rußland bei den polnischen Lanciers gedient und zuletzt Brigadier bei denselben gewesen sei.

Als der Oberst dies hörte, ward er gleich um Vieles freundlicher und meinte: das sei etwas Anderes. Er habe nur gefürchtet, daß ich irgend so ein vornehmes Herrchen sei, das seine Ernennung zum Officier nur einflußreicher Verwendung und nicht persönlichem Verdienst verdanke. Wenn ich ein schon gedienter Unterofficier gewesen sei, und meinen Dienst ordentlich verstände, so solle ich in seinem Regiment willkommen sein, denn es fehlten ihm nur zu viele tüchtige Officiere, und er wisse sich kaum zu helfen. Verstände ich aber den Dienst nicht, und mache ich überhaupt dem Regiment keine Ehre, so würde er ein sehr strenger Vorgesetzter gegen mich sein, und ich thäte dann besser, mich wo möglich recht bald zu einem anderen Regiment übersetzen zu lassen.

Als ich nun den Oberst um Rath fragte, wie ich mir wohl am schnellsten eine Officiersequipirung verschaffen könne,

sagte er mir, daß in den letzten Gefechten ein Lieutenant seines Regiments, der ungefähr meine Gestalt gehabt hätte, verwundet und jetzt im Hospital gestorben sei. Die Equipirung desselben, die mir so ziemlich passen würde, könnte ich um ein Billiges kaufen und mich also gleich, soweit es für den Felddienst nöthig sei, einrichten. Natürlich nahm ich dies Anerbieten gern an. Jetzt brachte auch eine Ordonnanz mir das vom Kaiser geschenkte Pferd und erhielt ein gutes Trinkgeld dafür. Es war ein großer brauner Wallach von normannischer Race, zwar etwas plump und schwer, aber sonst kräftig und stark gebaut, der wahrscheinlich in einem Wagenzug des kaiserlichen Marstalls schon Dienste gethan hatte. War dies Pferd auch bei Weitem nicht für den Gebrauch eines leichten Cavalleristen und mit dem kleinen polnischen Hengst, den ich im russischen Feldzug ritt, zu vergleichen, so konnte ich doch schon sehr zufrieden sein, es nur erhalten zu haben. Wie man sich denken kann, herrschte jetzt ein sehr großer Mangel an brauchbaren Pferden in dem kaiserlichen Feldlager, und selbst höhere Officiere ritten oft die schlechtesten Klepper.

Das Lancier-Regiment, bei dem ich eintreten sollte, marschirte nun in ein Dorf unweit Chalons zurück, um für den Rest des Tages daselbst Quartier zu nehmen. Hier erhielt ich die Uniformsstücke, Waffen und Sattelstücke des gebliebenen Officiers, die zusammen im Werthe von 30 Napoleonsd'or geschätzt wurden, um diesen Preis, der für seine Erben bei der Regimentskasse aufbewahrt wurde, überliefert. Es paßte mir Alles so ziemlich, denn auf allzugroße Eleganz kam es unter den jetzigen Verhältnissen wahrlich nicht an, und so war ich am Nachmittag desselben Tages denn schon völlig als Lieutenant equipirt. Ich kann nicht läugnen, daß ich mich mit großer Freude in meiner neuen Uniform in dem kleinen Spiegel des Wirthszimmers beäugelte, und besonders auch das rothe Band und das blitzende Kreuz der Ehrenlegion auf meiner Brust mit nicht geringem

Stolze erblickte. Noch nicht ganz 21 Jahre war ich jetzt alt und schon Lieutenant in einem Garde-Regiment und Ritter der Ehrenlegion — das war viel; und führte unser Kaiser Napoleon nur noch ein Dutzend Jahre Krieg, so konnte ich schon hoffen, es am Ende noch bis zum General zu bringen. Freilich, das Ding hat sich ganz anders gemacht, und obgleich ich nun schon über 2 Dutzend angestrengte Feldzüge in meinem Leben mitgefochten habe, bin und bleibe ich doch stets Capitain und werde es auch zu nichts Weiterem bringen. Nun ich muß mich trösten, Marschälle von Frankreich können nicht alle Soldaten werden.

Als ich mich in Uniform gekleidet hatte, meldete ich mich wieder bei dem Obersten des Regiments, der mich lobte, daß ich so thätig bei meiner Equipirung mich gezeigt habe, und mich nun dem Chef d'escadron derjenigen Eskadron, der ich zugetheilt war, und den beiden Lieutenants derselben vorstellte. Der interimistische Chef d'escadron war ein alter, ergrauter Capitain, wie ich es jetzt bin, der von der Pike auf gedient und seit 1795 im französischen Heere gefochten hatte. Es war ein sehr tüchtiger, vielfach im Felde erprobter Soldat, sonst aber ohne jegliche weitere Bildung, so daß er nur mit Mühe schreiben konnte. Auch sonst war er tyrannisch und heftig, da er ein Südfranzose, und von seinen Soldaten nichts weniger wie geliebt war. Sobald die Eskadron aufmarschiren und den Feind attaquiren mußte, war er der beste Soldat, der sich denken ließ, und von einem wilden Muthe beseelt; im Uebrigen bekümmerte er sich nicht so viel um den Dienst, wie er wohl sollte, und trank und spielte lieber, als daß er in die Ställe ging. Der älteste Lieutenant, der 1811 aus der Militärschule in das Heer getreten war, zeigte sich als ein ungemein tüchtiger und dabei gebildeter Cavallerie-Officier, und er hatte auch bei Weitem den größten Einfluß auf die Leute, die er strenge in Ordnung hielt, dabei aber doch sehr von ihnen geliebt ward. Der zweite Lieutenant war früher Page der Kaiserin gewesen und ein

noch junges, verwöhntes und vornehmes Bürschchen. Muth und Geistesgegenwart zeigte er viel und konnte auch trefflich reiten und fechten, verstand aber sonst von dem Cavallerie-dienst blitzwenig und hätte, wenn es nach Recht und Billigkeit gegangen wäre, noch nicht Officier werden sollen, sondern noch einige Jahre im Gliede dienen müssen. Da er von sehr vornehmer Abkunft war, so zeigte er, wo er nur konnte, einen nicht geringen aristokratischen Hochmuth, ward deshalb von uns übrigen Officieren, von denen die meisten von unten auf gedient hatten, aber oft nicht wenig geneckt. Nach der Rückkehr der Bourbons ward dieser Lieutenant sehr rasch befördert und hat es bald zum Obersten gebracht.

Was nun sonst den Zustand des Regiments, in welches ich jetzt eintrat, anbelangte, so ließ dasselbe Manches zu wünschen übrig. Es hatte in den Feldzügen der letzten Jahre so viele schwere Verluste gehabt, daß ein großer Theil der Lanciers nothgedrungen aus jungen Konscribirten bestand. So groß der Eifer dieser jungen Leute nun auch war, und mit so feurigem Muthe sie sich größtentheils bei jeder Gelegenheit auf den Feind stürzten, so kannten sie doch sonst den Dienst nicht gut genug, um in jeder Hinsicht für brauchbare Cavalleristen gelten zu können. Bei der Infanterie genügt es oft, wenn der Soldat nur regen Eifer und kriegerischen Muth zeigt; bei der Cavallerie ist es hiermit nicht allein gethan, man muß auch eine tüchtige praktische Ausbildung besitzen, wenn man recht brauchbar sein soll. Zwar war es eigentlich Vorschrift, daß die Garde-Regimenter nur aus früher schon in der Linie untadelhaft gedienten Soldaten bestehen sollten, allein seit dem Feldzuge von Rußland hatte man dies nicht mehr durchführen können, um Letztere nicht von allen älteren Soldaten gänzlich zu entblößen. So erhielten die meisten Regimenter der Garde ebensogut ihre Ergänzungen aus Konscribirten, wie die Linie, und besonders wurden viele junge Freiwillige in denselben angestellt. Was wir übrigens von alten gedienten Soldaten noch besaßen,

— und besonders unter den Unterofficieren befanden sich noch Mehrere — waren größtentheils sehr ausgesuchte Leute. Wirklich wahre Prachtexemplare von Cavalleristen, die in jeder Hinsicht musterhaft waren und Nichts zu wünschen übrig ließen, befanden sich unter denselben. Da waren noch Soldaten, die seit 10 — 15 ja selbst 20 Jahren ununterbrochen den französischen Adlern auf ihrem Siegesfluge in alle Länder Europa's gefolgt waren, — vielerprobte Krieger, zusammengeschmiedet im feindlichen Kanonenfeuer von oft mehr als 100 Schlachten und Gefechten, Männer, deren Körper abgehärtet gegen jegliche Strapaze, deren Herz unempfindlich selbst gegen die größte Gefahr geworden war. Wahrlich, man konnte stolz darauf sein, solche Leute zu befehligen, und Vieles, sehr Vieles von ihnen lernen. So war z. B. der Flügelmann unserer Eskadron ein starker Elsäßer Namens Helbert. Dieser diente schon seit 1794 fortwährend in der französischen Reiterei und hatte an 17 Wunden, die er ehrenvoll vor dem Feinde bekommen, an seinem Körper. Vor dem Feind der beste Soldat der Welt, konnte er sonst weder lesen noch schreiben, und vermochte daher nie zu avanciren. Außer diesem alten langgedienten Soldaten waren 1815, als die Uebermacht der Feinde von allen Seiten Frankreichs Boden betrat, viele Gensd'armen, Douaniers oder sonstige altgediente Soldaten, die sich schon in bürgerliche Beschäftigungen zurückgezogen hatten, wieder in die Reihen des Heeres zurückgetreten. Von diesen hatte auch unser Lanciers-Regiment an 70 — 80, größtentheils frühere Gensdarmen, erhalten, die jetzt als Unterofficiere dienten und ihre Pflichten sehr brav erfüllten. Durch alle diese alten erprobten Soldaten ward ein sehr guter Geist unter die Konscribirten verbreitet und ein feuriges Ehrgefühl bei denselben erweckt. Dazu der Haß gegen die fremden Truppen, die es wagten, Frankreichs Boden zu betreten, um unsern geliebten Kaiser vom Thron stoßen zu wollen. Alles dies gab den Truppen eine Stimmung, die vortrefflich zu nennen war.

Was das Reiten und die Wartung der Pferde anbelangt, so ließ auch dies bei Manchen unserer jungen Soldaten sehr Vieles zu wünschen übrig. In dieser Hinsicht war es bei den polnischen Lanciers ganz anders gewesen, und vermißte ich daher oft nicht wenig meine braven früheren Waffengefährten. Auch mit der Lanze wußten Viele unserer jungen Lanciers nur schlecht umzugehen, und blieben hierin weit hinter den polnischen Lanciers, die solche größtentheils sehr geschickt führten, zurück. Da sie dies bald zu ihrem Nachtheil merkten, so bedienten sie sich der Lanze nur selten, ja warfen solche zuletzt ganz weg und fochten nur mit dem Pallasch, mit dem die Franzosen fast immer sehr gewandt zu stoßen verstehen. So hatte zuletzt fast nur unser erstes Glied noch Lanzen und die Uebrigen nur ihre Pallasche, und dies war auch das Beste. Die Lanze ist entschieden eine gefährliche Waffe, die große Vorzüge vor allen andern besitzt, wenn der Reiter sehr gewandt in ihrer Führung sich zeigt. Ist dies aber nicht der Fall, und eine geschickte Führung der Lanze läßt sich nicht jedem Rekruten in einigen Monaten beibringen, so schadet dieselbe ihrem eigenen Träger mehr, als sie ihm nützt, und er thut besser, sie ganz weg zu lassen und nur mit dem Säbel zu fechten. Dies ist meine, in so vielen verschiedenen Feldzügen gewonnene Ansicht, und ich glaube, sie ist die richtige.

Die Remontirung unseres Regiments war in vielfacher Hinsicht sehr schlecht, und die polnischen Lanciers, mit denen ich im Frühling 1812 aus Warschau ausmarschirte, ritten wahrlich ganz andere Rosse. Von den älteren langgedienten Pferden waren viele schon sehr mitgenommen und steif gejagt, und man sah ihnen die Beschwerden an, die sie in den letzten Jahren hatten erdulden müssen. Freilich waren einzelne abgehärtete Thiere darunter, die durch alle Strapazen, die sie schon erduldet hatten, nur kriegstüchtiger geworden waren und als vortreffliche Soldatenpferde gelten konnten, wenn auch sonst ihr Werth vielleicht nicht so groß und ihr Aeußeres

nicht so schön sich zeigte. Leider war die Zahl solcher Pferde aber nur gering. Unter den neuen Remonten, die das Regiment bei dem Beginn des Feldzuges von 1814 erhalten hatte, befand sich viel schlechtes Zeug. Man hatte keine große Auswahl mehr gehabt und daher nehmen müssen, was man nur halbwegs für brauchbar hielt. So mußten denn manche Lanciers Gäule reiten, die sich besser für einen Trainkarren, als für den Sattel der Cavallerie geeignet hätten, und die entweder zu schwach, oder auch zu plump und ungeschickt für den Gebrauch waren. Die verschiedensten Pferde sah man oft nebeneinander in den Gliedern; hohe, starke wallonische Karrengäule neben kleinen erbeuteten Kosakenpferden, die den Ersteren kaum bis an den Bauch reichten. Grade an dieser schlechten Remontirung lag es mit, daß die französische Reiterei im Feldzuge von 1814 theilweise nicht alles das leistete, was man sonst mit Recht von ihr erwarten durfte. Bei dem feurigen Muthe unserer Soldaten und dem tiefen Haß, den alle gegen die Feinde hegten, wären unsere Attaquen oft noch viel kräftiger ausgefallen, wenn uns unsere Pferde nicht im Stich gelassen hätten. Wahrlich, wäre der Kampfeseifer unserer meisten Leute nicht ein so glänzender gewesen, wir hätten schon das nicht alles leisten können, was wir jetzt noch oft gethan.

So war im Allgemeinen der Zustand des Lancier-Regiments beschaffen, in dem ich am 27. Januar 1814 durch die hohe Gnade des Kaisers Napoleon als jüngster Lieutenant eintrat. Im Wesentlichen glich die meiste übrige Reiterei demselben, obgleich noch manche Regimenter schlechter daran waren, da die Garde immer noch eine Art von Vorzug erhielt. Nur von der spanischen Armee waren einige treffliche Reiter-Regimenter, besonders Dragoner, zu uns gekommen, die entschieden besser genannt werden konnten. Diese, welche in Rußland nicht gänzlich aufgerieben waren, hatten in den fünf- bis sechsjährigen Feldzügen, denen sie in Spanien beigewohnt, sich so allmählich zu einer ganz ausgezeichneten

Reitertruppe herangebildet. Ihren Verlust, den sie nach und nach erlitten, hatten sie auch nach und nach wieder durch neue Konscribirte ersetzt, und so war das Ganze immer fest und geschlossen geblieben. Nur ein sehr großer Verlust auf einer Stelle kann einem Regiment leicht schaden, da alsdann auch plötzlich eine Menge neuer Rekruten in dasselbe eintreten, und dadurch der alte Zusammenhang verloren geht. Allmählicher Verlust, wenn er auch im Verlauf der Jahre oft sehr bedeutend wird, kann auch allmählich wieder ausgeglichen werden, ohne dem festen Geiste des Regiments zu schaden. Das feindliche Feuer schmiedet dann Alles bald wieder zusammen und das Ganze bleibt immer gut und fest.

Da in dem Dorfe, in dem wir einquartiert waren, noch ziemliche Weinvorräthe sich befanden, meine Kasse aber außer dem Vermächtniß meines ermordeten Freundes, des Artillerie-Officiers, noch an 40 Goldstücken enthielt, so feierte ich meine Ernennung zum Officier durch ein kleines Bankett. Die Officiere und Brigadiers der drei Eskadrons, die in dem Dorfe lagen, waren dabei versammelt und es ging sehr munter und lustig zu, und auf das Wohl des Kaisers Napoleon und den Untergang seiner Feinde ward manches Glas Champagner geleert. Meine neuen Kameraden waren durchgängig sehr artig gegen mich, nachdem sie erfahren, auf welche Weise ich mir den Officiersgrad verdient hatte, und daß ich kein Neuling mehr sei, sondern schon in drei Feldzügen bei der leichten Cavallerie gedient habe. Denselben übrigens bei der nächsten sich mir nur irgendwie darbietenden Gelegenheit zu zeigen, daß ich mich der Ehre, bei der kaiserlichen Garde zu stehen, würdig machen wolle, nahm ich mir fest vor. Bis gegen Mitternacht jubelten und zechten wir in der froheſten Laune, dann warf ich mich einige Stunden auf die Streu, um die Ruhe, die ich in der letzten Nacht bei meiner Flucht aus dem russischen Lager hatte entbehren müssen, zu suchen. Welche Veränderungen waren an diesem

Tage mit mir vorgegangen! Am Morgen ward ich als angeblicher russischer Spion mit gebundenen Händen zu dem französischen Vorposten gebracht, am Abend schlief ich als Officier in der kaiserlichen Garde, mit dem Ehrenkreuz auf der Brust, schon ein. Wahrlich, ich habe Ursache, den 27. Januar 1814 für den wichtigsten Tag meines ganzen Lebens zu halten.

Es war ein strömender Regen, der die ohnedieß schon sehr schlechten Wege noch grundloser machte, als wir am Morgen des 28. Januar aufbrachen und den Weg nach Brienne einschlugen. Unser Regiment gehörte zu der Division des Generals Lefebre-Desnouettes, die, 17 Eskadrons in der Stärke von etwas über 2000 Mann, zu dem Korps des Marschalls Ney gezählt wurde. Unter dem Befehle von Männern, deren Namen einen solchen Klang in der französischen Armee hatten, wie diese, focht es sich doppelt gut und mit erhöhtem Vertrauen konnten die Truppen in den Kampf gehen. Und nun gar, als der Kaiser Napoleon sich wieder persönlich bei dem Heere befand — welch enthusiastische Wirkung brachte dies bei den Soldaten hervor und wie verdoppelte es ihren Eifer! Unter den Augen des Kaisers zu fechten hielt jedes französische Regiment für eine große Ehre, und wenn der Oberst den Soldaten sagte, der Kaiser schaue auf sie, so konnte er sicher sein, daß dieselben mit verdoppeltem Eifer in das Feuer gingen.

Wie wohl mir jetzt zu Muthe war, wieder an der Spitze eines Zuges zu reiten, läßt sich denken. Das Reiten selbst kam mir in den ersten Stunden zwar etwas ungewohnt vor, doch bald fand ich mich darein, wie überhaupt in den ganzen militärischen Dienst wieder und zeigte den Lanciers, daß ich etwas verstehe. Auch meinen hohen Normannen arbeitete ich noch ein Bischen zurecht und lehrte ihn, wie das Pferd eines Cavallerie-Officiers sich benehmen müsse. Als wir nun so im Regen und Dreck dahin marschirten, kam auch der Marschall Ney mit zahlreicher Begleitung an uns

vorbeigetrabt. Derselbe erkannte mich sogleich in meiner Officiersuniform wieder, hielt sein Pferd an und rief lachend aus: „Aha, mein junger Freund, schon im Dienst, Sie sehen jetzt in der Uniform wieder viel stattlicher aus, als gestern, wo man Sie fast für einen Spion gehalten hätte. Nun, Sie sehen, ich habe Wort gehalten und ich bin auch überzeugt, daß Sie Wort halten und stets als ein braver Soldat für unseren Kaiser fechten werden.“ Bei diesen Worten reichte er mir vom Pferde herab noch huldvoll die Hand und sprengte fort. Fast neidisch sahen die übrigen Officiere und Soldaten des Regiments jetzt auf mich, der ich vom Marschall Ney eine solche Auszeichnung erhalten hatte.

Unter fortwährendem Regen, bei welchem wir nur mit Mühe unsere Bivouacfeuer anzünden konnten, bivouacirten wir nun die Nacht unweit des kleinen Städtchens Montierendes. Glücklicher Weise litten weder unsere Pferde noch wir Mangel an Nahrungsmitteln, denn die braven Bewohner der Umgegend versorgten uns aus freiem Antriebe reichlich mit allem Nöthigen. Ueberhaupt war die Stimmung der Bevölkerung in diesen Theilen von Frankreich, in denen der Krieg jetzt herrschte, eine überaus gute und für den Kaiser günstige. Wo sie nur konnten, halfen die Einwohner uns und unserer Sache und suchten dem Frieden Abbruch zu thun. Auch sehr viele Freiwillige aus allen Ständen traten fortwährend als Soldaten ein und verstärkten wieder die schon so sehr gelichteten Reihen des Heeres. So meldeten sich in diesem Bivouac bei Montierendes ein Brigadier und acht Gensdarmen der Umgegend, die ihre Pferde mit sich brachten, bei unserem Obersten und baten, ob sie nicht als Freiwillige, so lange der Kampf daure, in unser Regiment eintreten dürften. Natürlich wurde solch wackeren Männern ihre Bitte sogleich gewährt. Mehrere derselben starben schon in dem Gefecht des nächsten Tages den Soldatentod für ihren Kaiser.

Daß es übrigens in den nächsten Tagen schon zu einem Kampfe kommen würde, konnte man aus vielen Zeichen erkennen. Zwar war unser Heer kaum die Hälfte so stark wie die uns feindlich gegenüberstehenden Truppen, allein das schadete nichts, unser Kaiser konnte schon wieder auf uns sicher zählen und den Kampf unternehmen.

Fünfzehntes Kapitel.

Schlacht bei Brienne. Schlacht bei La Rothiere.

Am Morgen des 29. Januar rückten wir so zeitig, daß wir kaum sehen konnten, aus unserem Bivouac und marschirten Brienne zu. In diesem Orte, wo sich die berühmte Militärschule befand, hatte unser Kaiser Napoleon seine erste militärische Ausbildung erhalten und jetzt hatten die Russen die Kühnheit, sich desselben zu bemächtigen. Wir mußten sie daraus vertreiben und züchtigen, oder wir waren nicht würdig, kaiserliche Soldaten zu sein. So dachten alle unsere Lanciers, denen wir Officiere auf dem Marsche die Bedeutung von Brienne erzählt hatten; die Stimmung derselben war daher die beste, die man sich für den Kampf nur wünschen konnte. Gegen acht Uhr Morgens hörten wir die ersten Kanonenschüsse und mit Freuden vernahm ich den so gewohnten Klang derselben. Jetzt kam ein Adjutant des Generals Grouchy angejagt und befahl unserem Obersten, daß wir rasch vorgehen sollten, indem die beiden Reiter-Divisionen der Generale Milhaud und Lefebre-Desnouettes mit einander vereinigt unter seine Befehle gestellt werden sollten. Da war also gewiß ein gutes Stück Arbeit zu erwarten, denn umsonst vereinigte man solche Reitermasse nicht.

Es ist keine leere Prahlerei von mir, wenn ich behaupte, daß mich der Augenblick, wo zur Attaque geblasen wurde, in meiner ganzen langen militärischen Dienstzeit stets mit dem lebhaftesten Vergnügen erfüllt hat. Es liegt etwas

so Schönes, Muthiges darin, daß auch jeder Cavallerist, der das Herz nur irgendwie auf dem rechten Fleck trägt, in solchem Augenblick stets vergnügt sein muß. Eine solche lebhafte Freude aber, wie ich sie jetzt empfand, als wir auf die große, dunkle Masse der russischen Reiterei, die uns gegenüber stand, zutrabten, erinnere ich mich nie bei einem Angriff in meinem ganzen Leben empfunden zu haben. Jetzt galt es, diese Feinde, die ich auf das Bitterste haßte, zu schlagen und die vielfachen Unbilden, die ich in der russischen Gefangenschaft hatte erdulden müssen, wieder an ihnen zu rächen. Auch mußte ich mein gewonnenes Ehrenlegionskreuz mir noch verdienen und meinen neuen Kameraden zeigen, daß ich ein tüchtiger Soldat wäre. Daß ich nicht zehn Arme hatte, um mit denselben zugleich auf die Feinde einhauen zu können, bedauerte ich ungemein, und so viel in meinen Kräften lag, sollte meine Klinge an diesem Tage ihre Arbeit finden, das nahm ich mir fest vor.

Endlich schmetterten die Trompeten, das mir so erwünschte Signal zur Attaque, und in scharfem Trab setzten wir uns in Bewegung. Der Boden war sehr schlecht und aufgeweicht und wir konnten nicht schärfer als im Trabe attaquiren, was mir sehr unangenehm war, denn ich für meine Person hätte gern in vollem Galopp mich in die Reihen der Feinde hineingestürzt. Ein Schwarm von einigen tausend Kosaken machte zuerst Miene, sich uns entgegen zu werfen. Wie Spreu zerstob derselbe aber bei unserem Anritt und nur wenige Kosaken wagten so lange Stand zu halten, daß wir sie erreichen konnten. Einer dieser Kerle kam mir vor die Faust und war sogleich geliefert, denn die Kosaken hatten uns Gefangene in Rußland so schlecht behandelt, daß ich mir fest vornahm, nie wieder einem solchen Pardon zu geben. Seine lange ungeschickt geführte Lanze war leicht von mir parirt und in demselben Augenblick hieb ich ihm mit meinem sehr schweren und scharfen Pallasch so über den Kopf, daß er gleich aus dem Sattel stürzte und

von den Hufen unserer Pferde zertreten wurde. Nach den Kosaken, die bald auseinander gejagt waren, kam eine geschlossene Masse russischer Kürassiere gegen uns angetrabt. Das waren denn doch Feinde, gegen welche es sich der Mühe lohnte, zu kämpfen, während die Kosaken, so viel Dienste sie auch als leichte Truppen leisten, für geschlossene Regimenter die erbärmlichsten Gegner sind, die es sich denken läßt — sie werden nie einer herzhaften Attaque Stand halten. Wir trieben nun also unsere Pferde zur äußersten Kraftanstrengung an, und warfen uns den russischen Kürassieren mit so heftigem Anprall entgegen, daß wir sie zum Weichen brachten. Ich selbst hatte bei dieser Gelegenheit einen förmlichen Zweikampf mit einem höheren russischen Officier zu bestehen. Wie die Blitze kreuzten sich unsere Hiebe, die wir mit äußerster Wuth gegen einander führten, und doch konnte keiner dem Anderen etwas anhaben, so gut wußte Jeder von uns zu pariren. Endlich wußte der Russe, dessen Pferd leichter und gewandter war, als mein schwerer Brauner, der sich schlecht herumtummeln ließ, mir die linke Seite abzugewinnen, so daß ich mich nicht mehr gut gegen ihn decken konnte. Schon war ein Stoß seines Pallasches durch meinen Mantel gedrungen, und hatte mir leicht den Schenkel gestreift, da warfen sich andere Reiter unseres Regiments dazwischen und der russische Officier mußte vom Kampf ablassen und seinen schon forteilenden Leuten folgen. Beim Wegsprengen rief er mir noch zu: „A revoir, camarade.“ Das war denn doch ein Gegner, mit dem sich herumzuhauen viel Vergnügen machte.

Wir trieben nun die russische Reiterei vor uns her, bis zu dem Fuß eines Hügels, auf dem leichte russische Geschütze aufgefahren waren. Diese gaben uns eine gute Kartätschensalve, die ziemlichen Schaden anrichtete, obgleich die meisten Schüsse uns glücklicherweise über die Köpfe hinweggingen, und brachten uns so zum Weichen. So wie die Russen dies sahen, sammelten sie sogleich ihre Reitermassen wieder und schickten uns solche zur Verfolgung nach. Kaum waren wir

aber aus dem Bereich des feindlichen Geschützfeuers, so sammelten auch wir unsere Leute wieder, wandten uns nochmals gegen die Russen und warfen ihre Reiter zum Zweitenmal zurück. Wieder wollte es der Zufall, daß ich auch diesmal mit dem russischen Officier zusammentraf. Wir tauschten wieder eine gute Menge tüchtig gemeinter Hiebe mit einander, ohne uns jedoch viel schaden zu können, obschon ich ihm ein Epaulette von der Schulter haute, und er mir einen zweiten Stoß durch den Mantel beibrachte. Andere Reiter, die sich dazwischen warfen, trennten uns nochmals und wieder rief der Russe beim Hinwegsprengen, „Adieu, Camarade — à revoir!" Wir stürmten nun wieder gegen den Hügel, und obgleich wir nochmals eine Salve von den russischen Kanonen erhielten, die manchen Schaden anrichtete, so gelang es doch einem anderen Regiment, dieselben zum Abzug zu zwingen. In vollem Galopp floh die gesammte russische Reiterei jetzt und jagte durch die Straßen von Brienne. Leider waren unsere Pferde nur alle so erschöpft, daß wir mit dem besten Willen die fliehenden Russen nicht verfolgen konnten, wie es sich gehörte. Wären wir mit tüchtigen kräftigen Pferden beritten gewesen, den fliehenden Feinden hätte noch großer Schaden von uns zugefügt werden können. So mußten wir uns begnügen, auf dem erorberten Terrain Halt zu machen und unsere Reihen, die auch manchen Verlust hatten, wieder zu ordnen. Unter den Verwundeten befand sich auch unser Divisions-General Lefebre-Desnouettes, was allgemein bedauert ward, da er sich stets als ein sehr tüchtiger Reitergeneral gezeigt hatte. Der, wenn auch nur augenblickliche Abgang solcher Männer war aber in jetziger Zeit, wo unser Kaiser Napolon wahrlich jede Kraft gebrauchen konnte, um sich der großen Uebermacht seiner Feinde mit Erfolg zu widersetzen, doppelt zu beklagen.

Wir saßen nun ab, um unsere Pferde, die sehr ermüdet waren, ausruhen zu lassen, und fütterten dieselben so viel wir konnten mit etwas Brod. Jetzt kam auch der Kaiser

Napoleon bei den Truppen an, von dem lauten Jubelzuruf derselben: „vive l'empereur!“ empfangen. Ein heftiges Kanonenfeuer begann nun von unseren Batterien gegen die Stadt Brienne, die von den Russen und Preußen besetzt war, und ward von diesen lebhaft erwiedert. An dem ungestümen Vordringen unserer Truppen konnte man übrigens gleich merken, daß der Kaiser Napoleon sich bei denselben befand. Eine ganz andere Bewegung kam in das Ganze, sobald man nur wußte, daß derselbe in der Nähe verweilte. Den ganzen Tag, an dem unsere Infanterie gegen die feindliche Uebermacht mit wechselndem Erfolg kämpfte, blieben wir müssige Zuschauer des Kampfes; am Abend aber, als unsere Pferde tüchtig ausgeruht hatten, mußten wir wieder aufsitzen und gegen Brienne vorrücken. Ein wildes Nachtgefecht begann jetzt, zu dem die Flammen vieler in Brand geschossener Häuser in Brienne die nöthige Beleuchtung gaben. In den theilweise engen und bergigen Straßen der Stadt selbst wüthete der Kampf, der gegenseitig mit der größten Erbitterung geführt ward. An Pardon geben und nehmen war gar nicht zu denken, denn mit der größten Wuth hieb, stach und schoß Alles auf einander los. Wir selbst hieben uns in kleinen Straßengefechten wieder mit der russischen Cavallerie, die wir am Morgen schon gegenüber gehabt hatten, herum. Der Zufall ist oft ein neckisches Ding, das sein wunderbares Spiel treibt, und so wollte dasselbe, daß ich wieder mit dem russischen Officier von heute Morgen zusammentraf. Beim Schein der Flammen eines brennenden Hauses erkannten wir uns gegenseitig, und stürmten sogleich in wildem Kampfeseifer auf einander los. Hoch in den Bügeln stellte sich jetzt Jeder von uns, und unsere Klingen hieben auf einander, daß es nur so klirrte. Hieb und Stich wechselten gegenseitig, und wurden stets von Jedem von uns geschickt parirt und unschädlich gemacht. Wir verstanden Beide unsere Pallasche gleich gut und gewandt zu führen und unser Kampfeseifer war gleich groß, und so blieb das Gefecht gegenseitig ohne

besonders erhebliche Resultate. Wohl an 10 Minuten hatten wir uns förmlich wie in einem Zweikampf mit einander herumgehauen, und uns nur einige leichte Streifhiebe, die kaum etwas zu bedeuten hatten, beigebracht. Da sehe ich zufällig, daß ein großer brennender Balken des Hauses, an den wir uns zuletzt herangedrägt hatten, eben im Begriff ist, herunterzustürzen, kaum habe ich noch Zeit, dem Russen ein „Garde a vous Camarade“ zuzurufen, und er reißt mit Gewalt sein Pferd zurück, als der Balken grade zwischen uns niederprasselt. Von den Funken und brennenden Holzsplittern, die umherfliegen, werden unsere Pferde jetzt scheu, bäumen sich hoch auf, springen zurück, und so wird der Officier wieder zum dritten Mal von mir getrennt, ohne daß wir uns gegenseitig viel gethan hätten.

Im Uebrigen dauerte dies Nachtgefecht mehrere Stunden fort, und ich hatte bei demselben Gelegenheit, einem französischen Infanterie-Obersten einen großen Dienst zu leisten. Dieser war mit seinem Pferde gestürzt, und wollte sich eben darunter hervorarbeiten, als ein russischer Uhlan mit der Lanze nach ihm stieß und seinen ersten vergeblichen Stoß schon zum Zweitenmal und dann wahrscheinlich mit besserem Erfolg wiederholen wollte. Dies sehend, riß ich schnell eine Pistole hervor und jagte dem Russen die Kugel durch den Kopf, so daß er gleich todt niederstürzte. Seines Pferdes, eines ziemlich guten Thieres, bemächtigte ich mich gleich und gab dasselbe später dem Lancier, der meine Aufwartung besorgte, da dieser einen gar zu abgetriebenen Gaul ritt, der dann in einen Ambulance-Karren gespannt wurde. Dem Muthe unserer braven Soldaten, unter denen besonders ein Bataillon vom 37. Regiment, wie mir jetzt noch erinnerlich ist, sich sehr hervorthat, glückte es, noch während der Nacht sich der Stadt und des Schlosses von Brienne völlig zu bemächtigen und die Feinde gänzlich daraus zu vertreiben. Der berühmte preußische General von Blücher soll den Oberbefehl gegen uns geführt haben, und den zu schlagen mußte

eine doppelte Freude für unsere Truppen sein. Von all den Generalen, die gegen uns kommandirten, hatten unsere Soldaten vor dem General Blücher die größte Hochachtung und waren daher sehr vergnügt, denselben aus dem Schlosse unsers Kaisers Napoleon herausgetrieben zu haben.

Wir blieben den Rest der Nacht, nachdem wir die Feinde völlig vertrieben hatten, ruhig in den Straßen von Brienne bivouaciren, und am anderen Morgen ritt der Kaiser Napoleon durch unsere jubelnden Soldaten in das Schloß hinein, um dort von den Anstrengungen des letzten Tages auszuruhen. Sehr blutig war diese Schlacht von Brienne für uns gewesen und wir hatten wohl an 3000 Mann Todte und Verwundete verloren, was bei unserer geringen Anzahl verhältnißmäßig sehr bedeutend war. Unsere Eskadron zählte an Todten und Verwundeten einige 20 Mann. Unter Ersteren war auch der tapfere Brigadier der Gensd'armerie, der erst am vorigen Tage freiwillig Dienste bei unserem Rement genommen hatte; Ihm war die Ehre nicht lange vergönnt gewesen, in unserem Regimente gegen die Feinde Frankreichs zu fechten und er hatte bald den Tod für den Kaiser gefunden. Mir persönlich brachte diese Schlacht von Brienne den Vortheil, daß die Officiere und Soldaten unseres Regiments sich in derselben von meiner Brauchbarkeit als Cavallerie-Officier überzeugen konnten. Selbst unser Oberst kam zu mir, gab mir die Hand und sagte: er sei zufrieden mit mir gewesen und freue sich, mich als Officier bei seinem Regimente zu haben. Ich solle nur ferner so fortfahren wie ich heute begonnen hätte. Wie sehr mich solche Anerkennung freute, kann man sich denken, und aufs Neue gelobte ich mir, stets ein möglist braver und tüchtiger Cavallerie-Officier des Kaisers Napoleon bleiben zu wollen. Unter unseren Soldaten hatte übrigens der Gewinn dieser Schlacht einen ungemein vortheilhaften Einfluß gehabt und den moralischen Muth derselben sichtbar gehoben. Die große Uebermacht der Feinde, die auf allen Seiten gegen uns eindrangen,

hatte anfänglich ihr Selbstvertrauen etwas geschwächt gehabt und dies war ein großer Nachtheil gewesen. Jetzt war der Kaiser wieder persönlich an unserer Spitze, und wo er selbst befehligte, schien der Sieg an die Flügel unserer Adler gekettet zu sein, mochten auch noch so viel Feinde uns gegenüberstehen, und mit vermehrter Kraft erfüllte dies Gefühl die Reihen unseres Heeres.

Einen komischen Anblick hatte ich noch am folgenden Morgen nach der Schlacht von Brienne. Unter den vielen russischen und preußischen Gefangenen, die unsere Soldaten gemacht hatten, befand sich auch mein alter Freund, der schon genannte russische Ober-Kriegskommissär. Dieser saß gar trübselig auf einem Bauerkarren, auf den man ihn mit noch vielen anderen gefangenen Officieren gesetzt hatte, und spielte jetzt eine viel kläglichere Rolle als damals, wo er mich gegen gute Bezahlung in seiner Kalesche mitnahm und sich auf den weichen Polstern derselben blähte, während ich auf dem Bocke sitzen mußte. So hatte sich das Schicksal plötzlick geändert und dies geschieht im Kriege gar oft. Sacre dieu, was machte der dicke Russe jetzt für ein verwundertes Gesicht, als ich ihn anredete und er mich, den er für einen polnischen Handelsmann gehalten, nun plötzlich in der Uniform eines Officiers der kaiserlichen Lanciers erblickte. Ich erzählte ihm nun lachend die Geschichte meiner ganzen Flucht, wobei er dann meinte, ich sei ein gar schlauer Fuchs, und ließ dann Wein bringen, den er und seine übrigen Gefährten auch gierig tranken, da sie sehr durchfroren waren. Da der Ober-Kommissär mir auch klagte, er habe all sein Geld verloren, so schenkte ich ihm auch 2 Napoleonsd'or, daß er sich etwas besser in der Gefangenschaft pflegen könne.

Bis zum Mittag des 30. Januars lagerten wir uns bei Brienne, dann brachen wir auf und marschirten La Rothiere zu. In Brienne hatten wir noch eine Scene, welche den enthusiastischen Geist der damals in diesem Theile Frankreichs für unseren Kaiser Napoleon herrschte, so recht

bezeichnete. Ein altes Brüderpaar lebte hier von dem Besitz eines mäßigen Landgutes. In ihren jungen Jahren hatten beide als Soldaten in der Cavallerie der französischen Armee gedient, und zuletzt noch in der Schlacht bei Austerlitz mitgefochten, wo Beide zugleich verwundet wurden. Jetzt traten diese beiden Brüder, vollkommen mit Waffen und Pferden ausgerüstet, aufs Neue als freiwillige Unterofficiere in unser Regiment wieder ein. Auch noch 14 junge Männer aus der Umgegend, die alle einigermaßen reiten konnten, meldeten sich freiwillig bei uns. Sie wurden nothdürftig in Uniformen gebliebener Lanciers eingekleidet, auf Beutepferde gesetzt und in die Glieder gestellt, wo sie dann schon am anderen Tage gleich mit einhauen mußten. Auf solche Weise wurden in dieser Zeit die Lücken in den Regimentern häufig wieder ausgefüllt. Heute wurden die Conscribirten eingekleidet und morgen mußten sie dann vielleicht schon in das Feuer der Feinde. Von vielem Einexerciren konnte dabei natürlich nicht die Rede sein, es mußte Alles so gehen und ging auch, und wahrlich die französische Armee hat sich in dem Feldzug von 1814 gegen die große feindliche Uebermacht so glänzend geschlagen, wie nur je ein Heer dies gethan hat. Der gute Wille und die muthige Kampfbegierde mußten viel an der mangelnden Uebung ersetzen, und die vielen langgedienten Officiere und Unterofficiere verstanden schon das Ganze zusammenzuhalten.

Mit den Russen hatten wir am 30. Januar keine großen Gefechte, denn sie hielten unseren Angriff nicht recht aus und wichen langsam zurück. Wir rückten ihnen nur mäßig nach, denn zu einer lebhaften Verfolgung waren unsere Pferde zu ermüdet und der Boden zu ungünstig, und so kamen wir am 31. Januar in La Rothiere an. Wir glaubten kaum, daß es in den nächsten Tagen so recht zum ernsthaften Kampfe kommen würde, denn das Heer der vereinigten Feinde sollte an 130,000 Mann betragen, während unser Kaiser kaum 40,000 Soldaten hier unter den Waffen hatte. Frei-

lich wog sein Genie allein viele tausend Mann auf. Auch war die Stimmung unserer Truppen durchgängig eine vortreffliche, und besonders der Sieg bei Brienne hatte sie so begeistert, daß sie auch die größte Uebermacht der Feinde nicht scheuten. Grade dieser letzte Umstand soll auch den Kaiser Napoleon vorzüglich mit bewogen haben, die Schlacht anzunehmen. Am Mittag des 1. Febr. bei heftigem Schneegestöber begannen wir den ersten Angriff. Große Mengen von russischer Reiterei, besonders Husaren und Jäger, sprengten gegen einige französische Batterien, die unweit La Rothiere standen, vor. Das war denn doch die Kühnheit zu weit getrieben, wir gingen in scharfem Trab gegen die Russen vor und warfen sie so zurück, wie es sich gehörte. Selbst die in Quarrées aufgestellte russische Infanterie attaquirten wir jetzt, konnten aber nicht recht in die Reihen derselben eindringen. Einen russischen Husaren-Rittmeister machte ich bei dieser Gelegenheit auf seltsame Weise zum Gefangenen. Das Pferd desselben war von einer Kugel in dem Rücken verletzt worden, und lief nun mit seinen Reiter, der es nicht mehr regieren konnte, in vollem Galopp auf mich zu. Wie nun so der Russe bei mir vorbeisaust, hieb ich ihm mit meinem Pallasch die Zügel durch. Sein Pferd nochmals wieder durch meinen Hieb leicht verwundet, machte einen heftigen Seitensprung, und der Russe lag in seiner glänzenden Uniform in dem tiefen Dreck, der überall war. Ein Lancier meiner Eskadron sprang aus dem Sattel, hob den Russen wieder auf, und erhielt dessen volle Geldbörse dafür als Beute. Der Lancier, ein noch junger Conscribirter, war so ehrlich, nach der Schlacht zu mir zu kommen, und mir die Börse zu bringen, da ich doch eigentlich den russischen Rittmeister entwaffnet hätte und mir so auch die Beute gebühre. Die eine Hälfte des Goldes in derselben gab ich dem Lancier als wohlverdiente Belohnung, die andere aber dem russischen Rittmeister wieder zurück, da derselbe in der Gefangenschaft das Geld gut gebrauchen konnte.

Ein furchtbares Kanonengekrache, das mich sehr an die Schlacht bei Borodino erinnerte, war jetzt hier bei La Rothiere. Unser Kaiser befehligte persönlich im Centrum unserer Schlachtreihe, und wo der war, da fehlte auch der Kanonendonner nicht. Mit immer neuen Massen versuchten jetzt die verbündeten Feinde: Russen, Preußen, Oesterreicher, Württemberger, und was weiß ich noch weiter, Alles bunt durcheinander, das in Flammen stehende Städtchen La Rothiere zu erstürmen, allein immer vergeblich. Wenn auch die schwachen Divisionen unserer Truppen fast ganz gegen die großen feindlichen Massen verschwanden, des Kaisers Gegenwart begeisterte sie so, daß sie noch immer muthig Stand hielten. So wie unsere Truppen in das feindliche Kartätschenfeuer hineinrückten, so konnte man sicher ihr muthiges „vive l'empereur!“ hören, und unser en avant, en avant! erscholl eben so häufig wie das vorwärts, vorwärts! der Feinde. Wiederholt machten auch wir an diesem Tage noch heftige Attaquen gegen die Oesterreicher und Russen und schlugen uns mit wechselvollem Erfolg mit denselben herum. Eine feindliche Kugel traf mich bei dieser Gelegenheit in den kleinen Finger der linken Hand und riß ein Glied davon fort. Es war aber jetzt wahrlich keine Zeit, auf solche kleine Wunden viel zu achten. Ich verband den Finger ordentlich, so daß die Wunde sich nicht verbluten konnte, und that dann meinen Dienst weiter fort, als wenn nichts geschehen wäre. Bei einem Gefecht, das wir mit österreichischen grünen Uhlanen hatten, sah ich, daß ein Lancier unseres Regiments und ein österreichischer Uhlan sich gegenseitig zu gleicher Zeit ihre Lanzen mit solcher Heftigkeit durch die Brust stießen, daß sie Beide auf der Stelle todt vom Pferde fielen. Auch der erste Lieutenant unserer Eskadron erhielt an diesem Tage eine sehr gefährliche Verwundung. Ein russischer Kürassier hieb ihm die Chapka auf dem Kopfe mit solcher Gewalt durch, daß der Hieb noch tief in die Stirne drang. Wäre die Kraft dieses Hiebes nicht noch durch ein in der Chapka liegendes seidenes

Taschentuch sehr geschwächt worden, ohne Zweifel wäre meinem Kamerad der Schädel gänzlich gespalten worden. In demselben Augenblick, als der russische Kürassier den Arm zum Hieb erhob, stieß ein Lancier demselben mit der Lanze so in das Gesicht, daß eine schwere Verletzung dadurch entstand. Gegen Nachmittag wurden wir von so überlegenen Massen neuer feindlicher Reiterei geworfen, daß wir in unserer Minderzahl und mit unseren schon sehr ermüdeten Pferden denselben nicht Stand zu halten vermochten. Unsere Attaque, die wir unter dem General Nansouty versuchten, mißglückte gänzlich, und wir mußten dem Feinde den Rücken wenden. Sacre dieu, das waren schlechte Stunden, so vor den Feinden fliehen zu müssen. Auch La Rothiere konnte von unserer, schon so sehr zusammen geschmolzenen Infanterie nicht mehr gegen die feindlichen Generale, die immer von Neuem frische Heeresmassen anstürmen ließen, gehalten werden, und ward daher geräumt. Es war schon so dunkel, daß man kaum den Weg noch sehen konnte, und unsere Armee schon im Rückzug begriffen, als plötzlich ein Ordonnanz-Officier des Kaisers bei unserem Regimente anlangte, mit dem Befehl: sogleich wieder in Front gegen den Feind aufzumarschiren. Der Kaiser selbst in eigener Person wollte einen Reiterangriff gegen die Feinde, die aus La Rothiere hervorzudringen anfingen, befehligen, um so den Rückzug der Armee zu decken. Das war denn eine Ehre für uns, die sogleich das ganze Regiment neu belebte. Zwar waren Pferde und Menschen, die den ganzen Tag bei schlechten Wegen und Schneegestöber unaufhörlich in Thätigkeit gewesen waren, ohne nur das Mindeste an Nahrung zu bekommen, bis auf das Aeußerste ermüdet, allein jetzt galt es, die letzte Kraft und den letzten Hauch von Mann und Roß zu verwenden, und uns so hoher Auszeichnung würdig zu machen. Mit Sporen- und Säbelstößen brachten wir unsere müden Thiere glücklich in starken Trab und brausten gegen die Russen an. In der größten Dunkelheit kam es jetzt, Mann gegen Mann,

zu einem wilden Reitergefecht. Es war wirklich so finster, daß man nur mit Mühe die Feinde von den eigenen Kameraden unterscheiden konnte. Alle Verbündeten hatten aber an diesem Tage als Erkennungszeichen weiße Armbinden angelegt, und danach richteten wir uns, und wo weiße Binden in der Dunkelheit uns entgegenschimmerten, da hieben wir mit aller Kraft auf dieselben los. Mein großer Normann, dem ich mit den scharfen Sporen sehr zugesetzt hatte, war zuletzt ganz wüthend geworden, und warf mit seinen starken Knochen manche Pferde der Feinde förmlich über den Haufen. Auch mein Pallasch war nicht faul, wie ich denn auch selbst zwei Hiebe über Brust und Schultern erhielt. Glücklicher Weise waren dieselben mehr flach als scharf gefallen, und so drangen sie denn nicht durch den dicken Mantel, sondern machten nur einige braune und blaue Streifen, die freilich auch etwas schmerzten. Oft ward die Dunkelheit übrigens durch die Blitze der Kanonen erleuchtet. Reitende Artillerie von uns beschoß sich mit preußischen oder russischen Batterien sehr heftig, und es krachte und blitzte von allen Seiten. Solch ein Schlachtenlärm war unserem Kaiser die liebste Musik, und wenn die ihn so ordentlich umbrauste, soll er am vergnügtesten gewesen sein. Nun, er war auch ein guter Kapellmeister darin und hat manches Stücklein componirt, das den Feinden noch lange gewaltig in den Ohren nachklang.

Unser nächtlicher Reiterangriff, den der Kaiser Napoleon natürlich nicht ganz mitmachte, sondern nur aus der Ferne leitete, verhinderte übrigens die Feinde an weiterem Vordringen. Sie sahen ein, daß wir doch noch tüchtige Zähne hatten, um sie zurückzuweisen, und ließen von fernerem Andringen ab. Nachdem wir uns ungefähr eine Stunde lang noch herumgehauen hatten, gingen auch wir wieder langsam zurück und zündeten unsere Bivouacfeuer in der Nähe der feindlichen Vorposten an. Die wenigen Vorräthe von Brod, die wir noch hatten, theilten wir in dieser Nacht mit unseren Pferden, die ganz verhungert und dabei so ermüdet waren, daß sie sich noch kaum auf den Beinen

halten konnten. Nun, die Feinde waren ebenso ermüdet und angegriffen wie wir, und dachten auch nicht mehr daran, uns noch weiter zu beunruhigen, und so verging der Rest der Nacht denn ohne Störung.

Am andern Morgen, ziemlich spät, als Menschen und Pferde sich wieder einigermaßen erholt und wir auch neue Vorräthe an Brod, Wein und Wasser bekommen hatten, brachen wir wieder auf und marschirten langsam nach Brienne zurück. Der Verlust, den unser Regiment in dieser Schlacht bei La Rothiere hatte, war ziemlich beträchtlich, und die Eskadrons zählten kaum noch mehr als 60 Lanciers. So war dies denn gleich ein guter Anfang gewesen, den ich als Officier gemacht, und das Feuer der Feinde hatte meine Epaulettes schon gut eingeweiht. Das Vertrauen meiner Vorgesetzten und Untergebenen hatte ich mir in diesen Gefechtstagen vollkommen erworben und war jetzt fest bei dem Regimente eingebürgert. So ein paar blutige Schlachttage lassen den gegenseitigen Werth oft leichter erkennen, wie ein Zusammenleben in den Garnisonen durch viele Jahre hindurch, und Freundschaften, die im Feuer der feindlichen Geschütze zusammengeschmiedet werden, pflegen nicht so leicht wieder zu erkalten.

Zwei Tage nach dieser Schlacht ward ich mit einem Briefe des Marschalls Ney als Parlamentär zu den Feinden geschickt. Den Inhalt des Briefes habe ich nicht genau gekannt, doch glaube ich, derselbe betraf das Verlangen eines Waffenstillstandes auf einige Stunden, um die Todten beiderseitig in Ruhe beerdigen zu können. Bei den Vorposten (es waren Deutsche), bei denen ich mich meldete und meinen Brief zur Weiterbeförderung abgab, traf ich die beiden Officiere, mit denen ich damals im Gasthause zu Frankfurt zusammen getrunken hatte. Sie hatten mich kaum wieder erkannt und machten anfänglich gar erstaunte Gesichter, als sie mich so plötzlich in französischer Officiers-Uniform erblickten; lachten aber dann sehr über meine damalige Verkleidung und konnten sich

jetzt erklären, daß ich mit dem Pistolenschuß nach der Flasche Champagner so schnell bereit gewesen sei — wir müßten dies auch jetzt wieder thun, meinten sie, und so ward denn Wein herbeigeschafft und auf einer Scheunendiele ein lustiges Trinkgelage gehalten. Da es einige Stunden dauerte, bis ich Antwort auf meinen Brief erhielt, so konnten wir uns schon recht vergnügt machen. Einige andere Officiere von den Russen und Preußen kamen auch noch hinzu und es ging ziemlich ungebunden her — ich vergaß ganz, daß ich mich unter lauter Feinden meines Kaisers befand. Als wir so in gutem Trinken waren, kam der russische Officier, mit dem ich mich bei Brienne so wiederholt herumgeschlagen hatte, zufällig vorbeigeritten.

„Bon jour, camarade!“ rief ich ihm zu, und bei diesen Worten erkannte er mich gleich, schwang sich vom Pferde und gab mir die Hand, indem er sagte, es freue ihn, mich hier so wieder zu treffen, und so einige Stunden mit dem Glase in der Hand mir gegenüber zu stehen, nachdem wir dies nun schon wiederholt mit dem Säbel gethan hätten. Es war dies ein russischer Prinz, dessen Namen ich leider wieder vergessen habe, und der trotz seiner Jugend schon Major bei den Kürassieren war. Da ich mit einigen preußischen Officiren deutsch sprach, so meinte einer derselben, meiner Aussprache nach müßte ich kein Franzose, sondern ein Deutscher sein. Ich sagte ihm nun, daß ich in Schlesien geboren, aber schon seit 5 Jahren in französischen Diensten sei. Einer der Preußen erwiederte mir, wie es ihn unter solchen Umständen wundere, daß ich noch unter den Franzosen fechte und nicht in diesem heiligen Kriege, wie er sich ausdrückte, auf die Seite der Verbündeten getreten sei. Ich aber lachte den fremden Officier aus und sagte, es kümmere mich nicht im Mindesten, wo ich geboren sei, denn unter den Adlern des kaiserlichen Heeres sei allein meine Heimath, die ich nie verlassen würde. Schon im Jahre 1810 habe ich in Spanien für französische Truppen zur Attaque geblasen, und jetzt würde ich auf des Kaisers Befehl stets auf alle Truppen der Welt einhauen.

Das fanden denn auch die Meisten der Anwesenden ganz natürlich. Als einige russische Officiere mein Ehrenlegionskreuz genau besahen und ich ihnen erzählte, daß auf den Vorschlag des Marschalls Ney der Kaiser Napoleon es mir erst vor einigen Tagen persönlich übergeben habe, rief der schon erwähnte junge russische Fürst aus: „Er beneide mich ungemein um solch ein Ehrenzeichen, und gäbe viel darum, wenn er es auch bekommen hätte.“ Beim Abschied schenkte er mir zur Erinnerung noch einen kleinen goldenen Ring, den er eben am Finger trug und lud mich dringend ein, ihn auf seinen Besitzungen in Rußland zu besuchen, sobald erst der gegenseitige Friede hergestellt sei. Dabei, meinte er, würde ich dann schon eine andere Vorstellung von seinem Vaterlande bekommen, als jetzt, und finden, daß es dort lange nicht so schlecht sei, wie ich es 1812 getroffen habe.

Da ich jetzt meinen Brief aus dem feindlichen Hauptquartier wieder zurück erhalten hatte, so stieß ich noch einmal mit allen anwesenden Officieren auf gute Freundschaft im Frieden und ehrliche Feindschaft im Kriege an, und schwang mich dann in den Sattel, um zu unseren Vorposten zurück zu reiten. Auch der Trompeter unserer Eskadron, der mich begleitete, hatte bei den württembergischen Reitern einige Bekannte aus früheren Feldzügen gefunden, und den augenblicklichen Kampf vergessend, lustig mit ihnen zusammen getrunken. Man wird im Kriege unter anständigen Truppen häufig solche Begegnungen finden. In der einen Stunde trinkt man zusammen, in der nächsten schlägt man wüthend mit dem Säbel auf einander los.

Eine Reihe von kleineren Gefechten wechselten jetzt mit sehr angestrengten Märschen mehrere Wochen ab, und wir zeigten den Feinden, die von allen Seiten auf uns eindrangen, daß ein französisches Heer, wenn es vom Kaiser Napoleon befehligt wird, doch nicht so ganz leicht zu besiegen sei. Dazu hatten wir jetzt frische Verstärkungen von alten Regimentern, die bisher in Spanien gefochten, bekom-

men — tüchtige Kerntruppen, erprobt in vielfachen Gefechten waren dies, und wir konnten ihre Hülfe wohl gebrauchen. Mit einem Dragoner-Regiment, das jetzt zu uns kam, hatte ich in der Schlacht von Fuentes d'Onoro zusammen gefochten, und obgleich ich kaum einige persönliche Bekannte darunter hatte, so freute ich mich doch, es wieder zu sehen.